



V a l e s c a.

Novelle

von

Julius Groffe.

In den Corridoren und Wartesälen des Südbahnhofes von S. wogte ein dichtes Gedränge. Mit Ungeduld warteten die Scharen von Reisenden und Sommerfrischlern auf das ersehnte Zeichen, welches ihnen die Thüren zur Einsteighalle öffnen sollte, und der Tumult der Stimmen ringsum war so groß, daß sich das Gespräch der Einzelnen keine Rücksicht aufzuerlegen brauchte.

„Ah — sieh da, bester Major — Sie auch hier; das ist vortrefflich!“ ließ sich eine etwas spitze Stimme vernehmen. „Fahren Sie mit nach Moorheim?“

„Wird sich leider nicht machen lassen, alter Freund. Ich muß nach Sonnensee.“

„Jammerchade — aber ich denke, wir haben noch fünf Minuten Zeit. Darf ich bitten, Verehrtester, hier ist noch ein Platz zum Sitzen. Wie lange ist es jetzt, daß wir uns nicht gesehen — und wie

lange wird es dauern, bis wir wieder in die gewohnte Winterordnung kommen. Aber Vorwürfe sollte ich Ihnen doch machen, daß Sie ganz unsichtbar geworden.“

„Was wollen Sie, bester Commerzienrath,“ sagte der Major, „Sie kennen ja meine Verhältnisse. Zuerst diese Herbstmanöver, dann der Gutsverkauf und nun auch diese plötzliche Affaire meiner Schwester —“

„Ah, ganz richtig, bester Major — eben wollt' ich danach fragen. Da muß man ja von Herzen gratuliren, wenn sich's denn wirklich so verhält, wie man sagt. — Großes Aufsehen in allen Kreisen. Wer hätte das erwartet, und wie ist das Alles so rasch gekommen?“

„Ich kann Ihnen das Alles in der Eile nicht erzählen, alter Freund. Bis jetzt weiß ich selbst nur Allgemeines; aber

das kann ich wohl sagen: die Kunde traf mich wie ein Donnererschlag, hat mir den Kopf warm gemacht wochen- und monatelang. Noch bis gestern war ich entschieden dagegen. Stellen Sie sich vor: ein Kathedermensch und Balesca. Wir sind in hellem Zorn aus einander gekommen — wenigstens brieflich.“

„In Wahrheit, Verehrtester, wir haben es Alle nicht recht begreifen können,“ sagte der Commerzienrath, und in den grauen Augen des lederfarbenen Gesichts blitzte ein Ausdruck von Genugthuung und Freude auf.

„Inzwischen freilich hat sich die Sache anders gestellt,“ fuhr der Major fort. „Ich habe Erkundigungen eingezogen beim Ministerium und auf der Universität — à la bonheur — Sie glauben nicht, welches Aufheben man von seiner Capacität macht. — Ruf nach Dorpat — bedeutender Wirkungskreis, auch sonst ist Alles in Ordnung, was Persönlichkeit und Vermögen betrifft. Somit wäre dies fait accompli noch als großes Glück anzusehen, und ich freue mich wirklich, meinen künftigen Schwager kennen zu lernen.“

„Vermuthlich draußen in Sonnensee?“

„So ist's. Der Professor ist dort im Bade. Auch Balesca wird wohl noch draußen bleiben in ihrem Landhaus bis zur Hochzeit. Sie werden uns doch jedenfalls die Ehre schenken?“

„Werde nicht ermangeln, wenn es wirklich dazu kommt,“ sagte der Commerzienrath etwas gedehnt. „Uebrigens beruhigt mich ungemein, was Sie sagen. Ich fürchtete schon, unsere alte Freundschaft würde dabei Opfer zu bringen haben —“

„Opfer, wie meinen Sie das? — Wir bleiben die Alten, lieber Commerzienrath! Was sollte denn aus unserem Whist und Schach werden im Casino und aus unserer Münzsammlung!“ rief der Major mit herzlichster Wärme. „Unsere Circle darf

Niemand stören. Apropos,“ fuhr er nach kurzer Unterbrechung fort, „wie geht es Fräulein Cornelia?“

„Meine gute Nichte? Danke der Nachfrage, sie kommt heute von Pyrmont zurück. Ich fahre ihr bis Moorheim entgegen.“

„Vortrefflich — dann wären wir ja wohl wieder Alle beisammen. Aber darf man nicht fragen, alter Freund, kann man Ihnen nicht auch bald gratuliren, ich meine Fräulein Cornelia?“

„Sie scherzen, bester Major.“

„Man sprach doch von dergleichen, wenn ich recht unterrichtet war — Graf Bugslaff —“

„Hat sich zurückgezogen.“

„Und Legationsrath von Saldern?“

„Ist abgereist, ohne sich zu erklären.“

„Aber Oberst von Lenz?“

„War auch nur Fata Morgana wie alle Anderen. Ueberhaupt, Verehrtester, wir sind Beide übel daran. Wäre eigentlich in ähnlicher Lage wie Sie, aber es sind doch andere Sorgen. — Hätte Manches auf dem Herzen, theurer Freund — wenn Sie gestatten, ein andermal — ja — ja —“ und das mumienfarbige Antlitz des Commerzienraths lächelte beinahe gutmüthig und sorglich — „ja, ja, hätte eigentlich Ursach', Ihnen die Freundschaft zu kündigen —“

„Oho, bester Commerzienrath. Wie soll ich das verstehen? Sie hätten wirklich einen Span gegen mich? Dann müßte ich doch um die Gründe bitten! Doch nicht etwa wegen der köstlichen alten Bracteaten, wo ich Ihnen zuvorkam — darüber läßt sich noch discutiren. Wie wär's, wenn ich Ihnen einen Tausch anbiete?“

„Es ist nicht das, alter Freund — aber ein andermal. Vielleicht schriftlich. Sie bleiben doch wohl einige Tage draußen?“

„Wird sich wohl so gestalten. Da bin

ich doch wirklich neugierig, bester Commerzienrath. Aber ich hoffe, es wird sich wohl Alles applaniren. Einstweilen alles erdenkliche Schöne an Fräulein Cornelia. Da ist das Zeichen. Jetzt kommt Ihr Zug auch. Ein unerträgliches Gedränge das! Auf Wiedersehen also, Commerzienrath — auf Wiedersehen!“

Die Glocke tönte. Der Zug donnerte herein, der Menschenstrom ergoß sich durch die offenen Thüren in die weite Vorhalle. Im nächsten Moment hatten sich die Freunde getrennt, und einige Minuten später dampften zwei mächtige Züge in entgegengesetzter Richtung aus dem Bahnhof durch die sonnenbeglänzten Vorstädte in die Felder und Wälder hinaus.

Major Karl von Eschenloh — um ihn unseren Lesern vorzustellen — war ein Mann in den sogenannten besten Jahren, seinerzeit ein flotter, lebenslustiger, eleganter Cavalier, bei dem sich allmählig jene kleinen Gewohnheiten, Liebhabereien und Bequemlichkeiten geltend zu machen begannen, die dem angehenden Bierziger nicht erspart bleiben, auch wenn er sonst das Urbild und „Ideal“ eines tüchtigen, ganzen Mannes geblieben.

Er lebte nicht gerade vereinsamt, aber befand sich doch im ersten Stadium jener Weltmüdigkeit, wo die Gesellschaft wenig oder keinen Genuß mehr gewährt. Am meisten bevorzugte er das Haus des Commerzienraths Schähler, mit dem ihn langjährige Gewohnheit und jene Gleichheit von kleinen Liebhabereien verband, die so leicht den Namen und die Rechte der Freundschaft usurpirt.

Noch bis Ende des letzten Winters hatte der Major jahrelang unzertrennlich mit seiner schönen, allgefeierten Stiefschwester Balesca zusammengelebt, die als Spätling der zweiten vornehmen Ehe des verstorbenen Eschenloh über ein bedeutendes Vermögen gebot und eben deshalb — vielleicht aus Mißtrauen —

allen Bewerbungen bisher ausgewichen war.

Sie hing mit einer Art von leidenschaftlicher Liebe an ihrem Stiefbruder, und dies schöne Zusammenleben schien für alle Zeit unabänderlich, bis im vorigen Frühjahr aus Gesundheitsrücksichten eine Reise in den Süden nothwendig wurde — eine Reise, an welcher theilzunehmen der Major nur durch seinen Beruf und die momentan drohenden politischen Aspec-ten verhindert wurde, denn man schlug ihm den erbetenen Urlaub ab.

Während jener Reise nun war die erwähnte plötzliche Entscheidung erfolgt, über welche inzwischen nur briefliche Mittheilungen vorhanden waren.

Erst heute sollte die mündliche Auseinandersetzung zwischen dem Major und seiner Schwester auf ihrem Landhaus erfolgen.

* * *

„Villa Balesca“ ist die Bezeichnung des Landhauses der Comtesse Eschenloh am schönen, vielbesungenen Sonnensee, einige Stunden von der Hauptstadt. Weshalb man Balesca mit dem Titel Comtesse zu schmücken pflegte, werden wir später erfahren.

In der villenreichen, langhinstreckten Ortschaft wimmelt es im Sommer von Städtern und Fremden aus allen Theilen Deutschlands, weniger der vortrefflichen Badeanstalten halber als wegen der malerischen Lage, der würzigen Bergluft und der schattigen, prächtigen Waldungen, welche auf weiten Hügeln den romantischen See wie ein grüner Laubkranz umgeben.

Comtesse Balesca bewohnt seit Jahren allsommerlich die reizende, in einer Bucht gelegene Villa, die rückwärts von einem kleinen sauberen Hof und einem großen parkähnlichen Garten mit herrlichen Men- und Buchen begrenzt wird, während die Façade des Gebäudes mit ihren Ter-

raffen und Veranden sich direct aus dem grünen See erhebt.

Als der Major, der eine Stunde per Bahn gefahren und dann einen Kahn genommen, zum Ufer kam, wunderte er sich, sämtliche Fenster verhüllt zu sehen; in-
deß dies mochte dem schwülen September-
tag gelten, der brütend und blendend auf
der weiten Wasserfläche lag.

Er umschritt die Villa, um von der
Gartenseite einzutreten. Während er hier
unter hohen Büschen herankam, bemerkte
er unter der vorspringenden Altane der
Schmalseite der Villa zwei Männer in
erregtem Disput. Der Stimme nach war
der eine der uralte Kammerdiener des
Hauses: Gabriel Habermann. Der an-
dere war ihm unbekannt, eine hochge-
wachsene, markige, breite Gestalt mit kurz
geschorenem dunklem Vollbart — die Ge-
stalt eines antiken römischen Consuls oder
auch eines evangelischen Apostels, eine
imponirende, bedeutende Erscheinung, die
einen ganzen Mann verkündete.

Deutlich ließen sich jetzt die Worte des
Kammerdieners vernehmen:

„Auf Ehrenwort, Herr Professor, ich
kann versichern, Comteß ist nicht zu
sprechen.“

„Holla — was hat das zu bedeuten?“
dachte der Major und trat in den
Schatten der Rückseite der Villa, dort,
wo an einer geschmackvollen Boslière ein
Springbrunnen plätscherte.

„Sonderbar,“ erwiderte der ihm un-
bekannte Herr, „vorher sagten Sie, Com-
teß sei ausgegangen, jetzt heißt es, sie sei
nicht zu sprechen. Ich muß vermuthen,
daß Sie mir nicht die Wahrheit sagen.“

Der alte Mann verbeugte sich unter-
thänigst und zuckte die Schultern.

„Aber, lieber Herr Habermann, nehmen
Sie Vernunft an. Ich will und muß
meine Braut heute sprechen, nur fünf
Minuten, bevor ich einen Entschluß fasse.
Gehen Sie hinein.“

Habermann ging wirklich, kam aber
gleich darauf mit einer anderen Ausrede
zurück.

„Gut, ich sehe, man ist nicht disponirt.
Sagen Sie der Comteß, ich würde meine
Tour in das Gebirg und ebenso meinen
Brief nach Dorpat aufschieben, bis ich
Klarheit habe. Ich würde heute Abend
wieder nachfragen.“

Dann wandte sich der Herr und schritt
zum Ausgang. Als er den Major be-
merkte, stuzte er sichtlich. Beide Männer
maßen sich mit festem und forschendem
Blick, ohne sich zu begrüßen.

Das war also vermuthlich der Professor,
der zukünftige Schwager.

„Holla, Habermann!“ rief jetzt der
Major vortretend. „Was ist denn da
vorgegangen? Wie es scheint, komme ich
mitten in den Sturm hinein. Wissen Sie
etwas?“

Der alte Diener verbeugte sich aber-
mals mit der Würde eines schweigenden
Diplomaten.

„Merke schon: Discretion über Discre-
tion. Ihr seid wunderbar vornehm ge-
worden. Das war doch also der Bräu-
tigam, und Valesca schießt ihn fort. Was
soll das heißen?“

„Wenn wir es wüßten, lieber Herr
Major; Frau Crescenz meint, Comteß
hätten Migräne.“

„Dummes Zeug. Gehen Sie und
melden Sie mich an; oder ist auch mir die
Thür verschlossen? Doch wozu das Par-
lamentiren. Vorwärts, auch ohne Mel-
dung.“

Und ohne Weiteres betrat der Major
die Stufen, welche zur Villa führten;
im nächsten Moment befand er sich in
dem eleganten Empfangssalon. Haber-
mann war dennoch vorausgegangen und
öffnete jetzt die Thür des dunklen Neben-
zimmers.

Alle Vorhänge waren herabgelassen
und die Jalousien geschlossen. Es herrschte

eine angenehme Kühle und Dämmerung in dem Raum, welchen jetzt der Major betrat.

* *

Balesca lag müde auf ihrer chaise longue ausgestreckt — eine üppige, tizianische Gestalt — in der durchsichtigen Weiße ihrer Haut, in dem goldenen Rothblond ihres gewellten Haares, wie in ihren großen strahlenden Augen allerdings mehr an den angelsächsischen Typus erinnernd als an südliche Schönheit. Dies war auch genealogisch richtig. Die zweite Gemahlin des Freiherrn von Eschenloß war die reiche Erbtöchter eines Viscount Hamilton, welche nach einem bewegten Leben erst auf einer Tour durch die Schweiz den Erwählten ihres Herzens fand. Von ihr stammte das bedeutende Vermögen, und ihres vornehmen Standes halber nannte man ihre einzige Tochter „Comteß“.

Balesca's erste knospende Jugend war verflogen, aber sie zählte zu den Schönheiten, die erst im Frühsummer zur vollen Entfaltung kommen. Das britische Blut der Mutter machte sich in vielfacher Weise bei der Tochter bemerklich, nicht bloß in der langsamen, vornehmen Redeweise, als handhabe auch sie das Deutsche noch wie eine fremde Sprache, mehr noch in ihrer Neigung zu gewissen Excentricitäten und unberechenbaren Launen.

Jetzt erhob sie sich halb und begrüßte ihren Bruder mit herzlichen, innigen Worten.

„Willkommen, liebster Charly — hast du dich endlich meiner erinnert? Wie lange hab' ich dich erwartet! Aber warum bist du so kühl auf meinen Willkomm? Immer noch die alte Verstimmung, und doch so grundlos; o mein Gott, wie viel muß ich dulden!“

„Von Verstimmung keine Rede, liebe Balesca,“ sagte der Major — „freue

mich herzlich, dich wiederzusehen; aber — doch lassen wir das. Gestatte, daß ich es mir bequem mache.“ Dabei zog er sein Etui aus der Tasche und zündete sich eine Cigarre an; auch öffnete er die Vorhänge des Fensters an der Ostseite, so daß der Raum erhellt wurde.

Dann trat er wieder zu seiner Schwester. „Da wären wir also, liebes Kind, und ich könnte auspacken. Komme mit einem ganzen Korb voll Gratulationen, auch vom Commerzienrath, und das will viel sagen. Aber was für Dinge muß ich hier erleben gleich in der ersten Minute! Man läßt sich verleugnen, man stellt den Bräutigam kalt. Sage mir, was soll das alles heißen?“

Balesca war ganz wieder in ihre Indolenz und Apathie zurückgesunken. Jetzt deutete sie auf einen Sessel.

„Darf ich dich bitten, Charly, Platz zu nehmen. Was du da berührst — glaube mir: ich habe schon seit Wochen darüber reden wollen, aber schriftlich ließ sich das nicht machen. Ich mußte warten, bis du selbst kamst.“

„Ganz schön,“ sagte der Major und ließ sich in einen Armstuhl nieder. „Also vorwärts, liebe Balesca — aber wenn ich um Eines bitten darf, nur keine lange Einleitung!“

„Nach deinem Wunsch, Charly. Und doch kann ich nicht umhin, auf diesen Frühling zurückzukommen, auf unsere Reise nach Neapel.“

„Ja, diese heillose Reise. Ich hätte dich nicht ziehen lassen sollen, ich hätte mitgehen sollen als *salva guardia*.“

„Rede nicht so, lieber Bruder. Es war doch die glücklichste Zeit meines Lebens. Die Tage in Rom und Sorrent. Das Meer, die Felsen von Capri und die antike Welt. Man wird frei und groß im Denken und Empfinden, man verliert alle kleinen Maßstäbe, alle anerzogene Enge und Beschränktheit. Man athmet

die Lust der Jahrhunderte, man erwacht aus dem Traum zum Wachen, und Alles vorher scheint nur eine lange Nacht.“

„Schon gut, ich weiß das Alles aus deinen Briefen, aber weiter jetzt!“

„Damals in jener großen Zeit haben wir ihn zuerst gesehen —“

„Ganz recht, im Vatican. Ich bitte dich, verschone mich mit Schilderungen!“

„Ich darf nicht, Charly, du würdest mich sonst verkennen. Nicht im Vatican war's, sondern im Museum des Capitols vor der verwundeten Amazone und dem sterbenden Fechter. Wir hatten unseren Cicerone vergessen, und stelle dir vor — Cornelia, die damals noch mit uns war — du kennst ja ihre originelle Art —, sie hielt die Amazone und den sterbenden Fechter für ein Liebespaar, sie sieht ja überall Tragödien und Romantik — da wandte sich ein Herr um, den wir nicht beachtet hatten, und — o, ich werde sein Lächeln nie vergessen — belehrte uns, daß der Fechter ein sterbender Gallier sei und im Zusammenhang stehe mit dem Barbar und seinem Weib in der Villa Ludovisi. Wir erschrafen zuerst, als wir Deutsch hörten, denn wir hatten uns gar nicht genirt in unserer Unwissenheit, aber der Herr war so schonungsvoll nachsichtig, so vornehm bescheiden, daß wir ihm seine Zurechtweisung dankten. Nachher führte er uns durch das ganze Museum. Zum ersten Mal trat uns ein überlegener Geist entgegen —“

„Weiter, bitte ich — mehr Tableau, weniger Rahmen!“

„Aus dem ersten Begegniß wurden bald mehrere. Wir trafen uns im Vatican, im Coliseo, in der Villa Borgese, in Sanct Peter und sonst. Ueberall war er unser Begleiter und Lehrer und bald unser gütiger Freund. Liebster Charly, jetzt sahen wir erst, wie unermesslich weit wir zurück waren in Allem und Allem. Sein vielseitiger Geist schloß

uns die Jahrhunderte auf. Wir lernten mit seinen Augen sehen. In seinen Worten stieg uns das Alterthum herauf mit seinen Bädern, Kaiserpalästen und Riesenhauten, mit seiner Cäsarengroße und seinem Cäsarenwahnsinn. Es waren unvergeßliche, erhabene Stunden.

„Und dann kam die Reise nach Neapel und die tragikomische Affaire mit dem Italiener, dem angeblichen Marchese, der uns beständig verfolgte und zuletzt sogar vom Erschießen sprach, wenn wir ihn nicht duldeten. Es war unerträglich!“

„Wie? auch noch Abenteuer — du, die stolze Balesca von Eschenloß — davon wußte ich noch nichts.“

„Es ließ sich nicht brieflich erzählen. Der junge Mann traf uns zuerst in der Kirche del Carmine, wo wir Konradin's Grabmal betrachteten. Ich weiß nicht, meine rothen Haare machten ihn wie toll. Er faselte von Cimbern und Teutonen und ging uns nicht mehr von der Seite. Er war auch anfangs ganz liebenswürdig und modest, dann aber wurde er immer dreister und rücksichtsloser. Erst auf dem Gipfel des Besuvs befreite mich Professor Bollmar von ihm. Es war eine häßliche Geschichte und doch zum Lachen. Ich sehe schon, du wirst mich jetzt noch schelten wegen meiner Berwegenheit und Unbesonnenheit. Wir waren also den Besuv hinauf — wir, der Professor, der Marchese und eine Gesellschaft Deutscher aus Rom. Auch der berühmte Palmieri erwies uns die Ehre, uns zu führen. Noch beim Eremiten spottete der Marchese, der selbst die feinsten Lackstiefel trug, über die unförmlichen „Stivali“ des deutschen Gelehrten, aber Bollmar würdigte ihn keiner Antwort.

„Es ging Alles vortrefflich, obgleich erst wenige Tage vorher ein Ausbruch des Besuvs stattgefunden. Ich war immer voran und Allen voraus. O, es war dämonisch schön, auf den gelben,

rothen und schwarzen Schlackenblöcken hinaufzusteigen, in den Spalten unter uns die lodernde Lavagluth noch zu sehen und weitum das ungeheure, entzückende Panorama: der Golf von Neapel, das blaue Meer und die Inseln im goldenen Duft. Ich achtete auf nichts mehr. Da riefen mir die Anderen zu, ich sei auf falschem Pfade. Aber es war schon zu spät. Ich hatte einen zackigen Wall von Blöcken erklimmt — es war die erstarrte Lava selbst, ich konnte nicht mehr vorwärts und nicht mehr zurück. Der Boden war glühend heiß, und die Sohlen meiner Schuhe begannen zu verkohlen. Dazu die betäubenden, erstickenden Dämpfe — noch eine Minute, und ich war verloren.

„Da stand nun der arme Marcheje und rief zu Gott und allen Heiligen, auch zu den Führern, aber die waren weit zurück, und er selbst fürchtete für sein Leben, vielleicht noch mehr für seine elegante Fußbekleidung. Da war es Professor Bollmar, der mit gewaltigen Schritten wie ein Heros über die Aschenwälle und Lavablöcke kam und mich ergriff —“

„Und du hast dich von ihm tragen lassen, Balesca?“

„Es blieb nichts übrig, um mein Leben zu retten, denn ich war halb bewusstlos. Bollmar trug mich hinauf über spitze Kämme und geborstene Quadern, einen weiten, weiten Umweg, bis wir endlich wieder sicheren Boden unter den Füßen hatten. Da brach er selbst zusammen, aber der Marcheje war seitdem unsichtbar geworden. Damals, dort oben in der wehenden Asche, über den Gluthen der Hölle und selbst halb betäubt von dem Qualm hat er mir zum ersten Mal seine Neigung bekant — in zusammenhangslosen Worten, in schüchternen Lauten. Es rührte mich, auch wenn ich keine Antwort fand. — Am selben Abend und

am anderen Tage war das Erlebniß wie ein dämonisches Traumbild des Inferno, und Bollmar so wenig wie ich wagten darauf zurückzukommen.

„Aber eine Antwort fand ich eine Woche später in den Katakomben von San Calisto zu Rom — dort in dem tiefen Labyrinth der unterirdischen Todtenstadt, wo rührende Inschriften und Trostsprüche auf den engen Wänden stehen, auf den Grabkammern der Verfolgten. Vor länger als einem Jahrtausend irrte auch ein Armer durch diese Finsterniß, um das Grab seiner Geliebten zu suchen. Sein Ausruf, seine Frage, die er auf die Wände schrieb: Wo bist du, meine Sophronia? zieht sich wie ein Faden stundenweit durch das Wirrsal des Labyrinths — endlich, an einem Abgrund verschwindet seine Inschrift. Und gerade dort hat man in heutiger Zeit die Ruhestätte Sophronia's gefunden.

„Professor Bollmar erzählte mir die rührende Geschichte, und so waren wir bei flackerndem Fackellicht weit in der Finsterniß vorgedrungen. Zuletzt sagte er: Balesca, auch ich bin ein Suchender heut. Seit langen Tagen suche ich das erlösende Wort; soll es für immer im Abgrund begraben bleiben? Nein, hier will ich es wagen, und wenn es nicht zu Ihrem Herzen dringt, so soll es niemals gesprochen worden sein — das Wort, ob Sie mein sein wollen für Zeit und Ewigkeit. Ich kann es nicht wiederholen, was er hinzufügte. Meine Stimmung war eine feierliche, erhabene — wer kann solche heilige Augenblicke schildern, die selbst ein Stück Ewigkeit sind. Als wir zum Tageslicht wieder emporstiegen, war ich seine verlobte Braut.“

Der Major war voll Unmuth aufgestanden und machte einen Gang zum Fenster, um es zu öffnen.

„Zürne mir nicht, lieber Charly. Ich dachte gleich an dich. Wir haben ja

jahrelang unzertrennlich mit einander gelebt. Ich sah deine Mißbilligung, deine Vorwürfe voraus, als hätte ich eine Treulosigkeit gegen dich begangen. Ich wußte auch, du würdest solchen Bund eine Mißheirath nennen, aber was galten solche Bedenken vor einem Charakter, den ich als rein und selbstlos erkannt. Ja, lieber Bruder, im ewigen Rom schwinden die kleinen modernen Maßstäbe; wir Barbaren lernen wieder antik und rein menschlich fühlen und schließlich — kannte ich mich doch selbst nicht mehr.“

Der Major wandte sich jetzt. Seine Miene war ungeduldig. „Ich begreife nicht, liebe Schwester, warum ich das Alles noch einmal hören soll, denn das Meiste stand ja bereits in deinen Briefen. Wenn du es wissen willst: ja, ich sah diese Entscheidung als eine Verirrung an. Du, der Stern, die Königin der Gesellschaft, umworben von der Elite des Adels und der Armee — und nun ein solches philisterhaftes, hausbackenes Ende mit einem Stubenhocker, einem Bücherwurm!“

Balesca senkte ihr Haupt, gleichwie bejahend, ohne ein Wort zu erwidern.

„Na, ich will nicht von Neuem die Rolle des Burbero spielen,“ sagte der Major einlenkend. „Bedenke ich auf der anderen Seite deine ungewisse Zukunft, deine stete Unruhe, deine wachsenden Lenz —“

„Lieber Bruder, jetzt wirst du unartig.“

„Aber, liebste Balesca, auf die Weisheitszähne, denke ich, brauchst du nicht mehr zu warten, enfin, ich habe mich endlich drein ergeben, ja ich bin sogar glücklich und stolz, daß es so gekommen.“

Und als Balesca ihn fragend anjah, fuhr er fort. „Um, es ist doch nichts Kleines, eine anerkannte Größe zu sein. Celebrität in der Wissenschaft, Bufenfreund Humboldt's seinerzeit — jetzt nach Dorpat berufen, habe auch seinen Namen im

Lexikon gefunden. Wie ich höre, will ihn die Regierung zum Hofrath machen. Welt und Schloß soll er besitzen, auch namhaftes Vermögen — nun, darauf brauchst du nicht zu sehen. Kurz, wie gesagt: wir dürfen uns noch etwas darauf einbilden, ihn zu den Unseren zu zählen. Was mich betrifft, ich gebe schließlich meine Einwilligung mit Freunden.“

„Ich danke dir,“ erwiderte Balesca nach einer Pause mit halbem Tone. „Und doch wollte ich, du hättest länger widerstanden.“

„Länger widerstanden! Wie ist das zu verstehen? Du wirst doch nicht jetzt — noch im letzten Augenblick, so zu sagen dicht vor dem Altar —“

„Nimm das nicht so tragisch, lieber Bruder,“ sagte Balesca und schüttelte das schöne Lockenhaupt, als wäre sie vom Schlafe erwacht. „Ich habe lange mit mir gekämpft, habe Alles erwogen. Es geht nicht anders. Ich muß das Band nun dennoch lösen.“

„Balesca!“ rief der Major und stampfte mit dem Fuß auf den Teppich. „Das ist zu arg!“

„Zimmerhin, und von dir verlange ich, lieber Charly, daß du mir dabei behülflich bist. Allein, fühle ich, vermag ich es nicht. Mir fehlt die Kraft. Ich achte ihn zu hoch, um ihm wehe zu thun; auch möchte ich jeden Gloriat vermeiden. Du mußt mir helfen.“

„Zu einer Unbesonnenheit nimmermehr. Das wäre charakterlos. Ein gegebenes Wort gilt mir mehr als eine deiner spleensüchtigen Launen. Dabei kommt die Ehre ins Spiel. Das ist keine Commission für mich!“

„Martere mich nicht, Charly,“ klagte Balesca. „Du siehst ja, ich bin namenlos unglücklich!“

Aber der Major, der immer noch auf und ab ging, beachtete diesen Ruf nicht.

„Daß nicht Alles so ist, wie es sein sollte, sah ich gleich — aber ich dachte, das sei eine flüchtige Verstimmung, wie sie zwischen Liebesleuten vorkommt. Ein Gewitter, nach dem die Luft desto reiner wird. Und weiter ist es auch nichts — laß der Zeit ihr Recht, und Alles kommt wieder in das Geleise.“

„Nein, lieber Bruder, eine Laune ist es diesmal nicht, wie oft soll ich es wiederholen. Du siehst ja meine Thränen.“

„Nun, bei allen Hasen, was ist's sonst?“ rief der Major mit komischem Ingrimm und nahm in heftiger Weise wieder Platz. „Also heraus mit deinen Gründen — oder hast du keine?“

„Gründe, hundert für einen,“ sagte Balesca und beruhigte sich allmählig, „aber es ist nicht leicht zu sagen. Sieh, als ich in Italien war, befand ich mich wie in einer anderen Welt, losgelöst von allen heimischen Verhältnissen und unter anderen Lebensbedingungen. Dort ist ein Gelehrter ein Riese, aber seit wir nun wieder hier sind in unserer Gesellschaft, da kommt es mir vor, als ob er so zu sagen zusammenschrumpfe.“

„Konsequenz, liebste Balesca, das verstehe ich nicht.“

„Weil du nicht dabei warst, weil du ihn nicht kennst. Zuerst fiel es mir auf, als wir unser Gut besuchten in Willmersroda und Visiten machten in der Nachbarschaft. Daß er in der Landwirthschaft ein Neuling und den Verwalter belehren wollte über die Kinder des Helios, das war nur ein komisches Intermezzo, aber in Gesellschaft. Du kennst ja die Bardenfelds, unsere lieben Nachbarn. So viel sie sich auch Mühe gaben, es war Alles vergeblich, den Professor auch nur zu beschäftigen. Whist und Tarok sind ihm fremd; nun, das wäre zu verzeihen. Er fährt weder, noch reitet er und haßt sogar die Jagd, ich glaube, er fürchtet sich vor aller Art Waffen; auch das wäre zu er-

tragen, obgleich es nicht schön war, daß er sarkastische Bemerkungen machte über das Duell und den Begriff der Standesehre, so daß ihn die Bardenfelds schließlich belächelten und von oben herab behandelten, was er nicht einmal zu merken schien; aber es kam immer schlimmer. Man sprach vom Hof und vom letzten Kriege, wo der General, der Schwiegervater Bardenfeld's, die Schlacht entschied. Nun stelle dir vor, wie Bollmar sich benahm. Er sprach von den Germanen des Tacitus und von Cäsar's Kriegen in Gallien, als wenn unsere ruhmgekrönten Helden ihm ganz uninteressant wären, und der General war inzwischen selbst eingetreten. Ich kann dir meine Verlegenheit nicht beschreiben. Er ist durchaus ein Fremdling in unserer Sphäre. Alle unsere Lebensinteressen sind ihm fremd, mit einem Wort, er ist doch kein Cavalier, und das Ende war, daß er eine traurige Rolle spielte oder, wie du es nanntest: eine hausbackene.“

„Das ist freilich schlimm, liebe Balesca, aber das Alles wußtest du in Rom.“

„Doch nicht, dort war er ein Heros, aber hier kam der unmoderne Mensch zum Vorschein.“

„Ah bah!“ rief der Major, „auch solch ein Mann läßt sich erziehen, oder umgekehrt: du wirst dich nach ihm ändern. Wenn dich dort seine Art nicht gestört hat, wirst du für seine Mängel einen Ersatz finden in seinen Vorzügen, in seinem Beruf.“

„Ja, wenn wir in Rom lebten.“

„Und was hält euch ab. Wenn nicht in Rom, dann in Dorpat.“

„Nun und nimmermehr!“ rief Balesca mit Leidenschaftlichkeit. „Das ist ja eben der letzte Grund unseres Bruchs, denn ich wollte, er solle den Ruf nicht annehmen. Ich bitte dich, was soll ich in Rußland — in dem traurigen Lande des ewigen Winters, und ebenso in

Rom. Das Vaterland aufgeben für immer, das wirst du mir nicht zumuthen! Italien, so schön und zauberhaft es ist, kann einer deutschen Frau doch nicht auf die Dauer genügen. Und gesetzt auch, ich fände mich dort in Alles, er selbst würde seinen Wirkungskreis vermissen und unglücklich sein.“

„Mir scheint, liebe Balesca, du bist eine Selbstquälerin geworden,“ sagte der Major mit dem Tone des Unwillens. „Eine Frau findet überall ihr Paradies, wo sie ihren Mann glücklich weiß; verzeihe diesen Gemeinplatz — aber freilich gilt er dir nur unter der Voraussetzung, daß du ihn, deinen Erwählten, liebst; das ist die Hauptfrage.“

Balesca schwieg auf diese Gewissensfrage einen Moment, dann seufzte sie tief auf. „Was man so Liebe nennt in Romanen, bester Charly, ich weiß nicht, ob das für mich existirt. Ich verehere Bollmar mehr, als ich sagen kann, aber ob das die Liebe ist, von der die Poeten singen, ich weiß es nicht. Die Sprache der Leidenschaft, jene allbezwingende, übersehauernde, habe ich niemals von ihm vernommen. Vielleicht existirt sie nur im Reich der Träume, aber nicht in der Wirklichkeit. Ich bin eine Thörin, ich weiß es — aber ich kann es nicht anders ausdrücken, was ich vermissen. Sieh, wir trafen auf jener Reise auch mit einem Irvingianer zusammen — die langen Haare in der Mitte gescheitelt und jedes Wort voll Salbung —; ich glaube, er war vom Range der Erzengel. Kann man einen solchen lieben? ich weiß es nicht. Und so geht es mir mit Bollmar. Ich bin ein Weltkind und er ein Heiliger; sind wir zusammen, meine ich immer in einer Kirche zu sein.“

„Nun, so mache dein Dasein zum Tempel, Balesca. Nimm es mir nicht übel, aber ich vermissen bei dir den rechten Lebensernst. Ich will nicht sagen: du

hast mit deinem Leben gespielt und mit den Herzen der Männer, aber du könntest doch gelernt haben, daß leere Verhältnisse auf die Dauer nicht befriedigen. Die Zeit vergeht, und wer weiß, ob wir ewig zusammenbleiben. Wenn kein Widerwille in dir vorhanden gegen ihn, ist alles Uebrige nur Caprice. Du wirst bereuen, dein Glück und deinen Beruf auf immer verspielt zu haben. Ich war froh, daß du endlich gewählt hattest, und nun dies Ende — um nichts!“

„Du bist grausam, Charly, höre auf; ich kann deine Worte nicht mehr ertragen!“ Und das schöne Weib brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Es entstand eine lange Pause. Der Major ging wieder mit starken Schritten auf und nieder. Eine Art von Mitleid mischte sich in seinen Unwillen, und so ließ er die Bedauernswerthe sich ruhig ausweinen.

Endlich erhob sich Balesca und warf sich stürmisch an die Brust ihres Bruders.

„Du hast Recht in Allem und Allem, liebster Charly, wenn ich's auch seltsam finde, daß du so warm seine Partei ergreiffst, als wäre ich dir eine Last. Aber deine Andeutung, daß wir nicht zusammenbleiben, sagt Alles. Du willst mich also wirklich von dir stoßen?“

„Wer in aller Welt sagt das?“

„Sieh, ich mache ja so wenig Ansprüche an das Leben. Muß es denn durchaus geheirathet sein. Die Ehe ist doch nicht das höchste Glück für Alle. Mir war die Freiheit immer das höchste Gut.“

„Liebes Kind, denke nicht so gering von den Männern,“ erwiderte der Major scherzend. „Das könnte auch mich beleidigen.“

„O du!“ und sie umschlang ihn von Neuem, „ja, wenn er ein Mann wäre wie du — aber wenn ich ihn mit Anderen vergleiche —“

„Aha — also ein Anderer — jetzt werden wir auf den wahren Grund kommen.“

„Nein, nein, ich denke nur an dich allein!“ rief Balesca mit Innigkeit. „Wir haben jahrelang zusammengelebt. Du bist das Ideal eines Mannes wie keiner. Du weißt Alles, du kannst Alles. Zu dir sah ich von Jugend an hinauf wie zu meinem Lehrer und einzigen Freunde. Ja, wenn er wäre wie du: selbstlos, ritterlich, ein ganzer Edelmann — mit einem Wort, wenn er wäre wie mein Charly, dann gäb' es keinen Zweifel und kein Bedenken!“

Der Major lachte kurz auf. „Ich bitte dich, mache keinen Heiligen aus mir und keinen Götzchen. Aber ist das wirklich der letzte Grund, oder ist es nur ein neuer Vorwand?“

„Nein, Liebster,“ sagte Balesca mit einer gewissen feierlichen Wärme. „Wie oft war ich in der Lage, zu wählen, aber mit dir verglichen, hielt kein Anderer Stich — sie verschwanden Alle vor deinem Werth, auch Bollmar — und so mag es beim Alten bleiben!“

„Hm“ — der Major wurde ernst. „Das wäre ja ein ganz neuer Conflict — ein Problem, daß Bruder- und Schwesterliebe zum Verhängniß wird und zum Hinderniß für das Glück. Aber was ist da zu thun? Der Casus könnte tragisch aussehen, wenn er nicht halbkomisch wäre; aber im Ernst gesprochen, liebe Balesca, so kommen wir zu keinem Ende. Wie gesagt, wir können doch nicht ewig zusammenbleiben.“

„Was meinst du, Charly?“ rief Balesca fast erschreckt. „Du schweigst? Du willst sagen: wenn du einst nicht mehr bist. Das ist weit hin. Du wirst deine arme Balesca gewiß überleben, darauf lasse ich es ankommen.“

„Es braucht nicht gestorben sein an Altersschwäche, mein Kind. Für den

Soldaten steht der Tod immer vor der Thür. Aber es können auch andere Fälle eintreten, die uns trennen.“

„Welcher Fall, Charly?“ und die schöne Schwester hing sich an den Arm des Bruders. „Ah — du wirst doch nicht selbst auf Freiersfüßen gehen? Böser Bruder, mich so zu erschrecken! Das hättest du längst gethan, wenn du nicht als Weiberfeind bekannt wärest. Der Phönix von Frau ist noch nicht geboren, der dich fesseln könnte, und erschiene sie wirklich, ich müßte sie hassen wie meine Feindin! Wenn du ehrlich bist, mußt du es sagen — du hast doch keine lieber als deine Balesca!“

Der Major küßte die Zärtliche, welche sich an ihn schmiegte, auf die Stirn, dann sagte er mit humoristischem Tone:

„Schon gut, liebes Kind, aber was in aller Welt soll daraus werden? Ich kann dich doch nicht heirathen.“

„Böser Charly!“ und die kleine Hand hielt ihm den Mund zu. „Wozu überhaupt an die Zukunft denken — und wenn man glücklich ist als Bruder und Schwester, wozu braucht es dann einen Dritten oder eine Dritte. Ist Geschwisterliebe nicht reiner und heiliger als jede andere? Du weißt nun Alles, Charly. Du hast mir bittere Wahrheiten gesagt. Nun mache auch Alles wieder gut. Gehe zu Bollmar, er wohnt jenseits des Orts beim Revierförster. Löse unser Band in schonender Weise. Bestimme ihn, abzureisen. So lange er da ist, fürchte ich mich vor ihm und getraue mich keinen Schritt hinaus. Schon heute Morgen gab es einen fatalen Austritt am Brunnen und vor fremden Augen, und deshalb blieb ich Nachmittags daheim und hielt mich eingeschlossen. Ich will ihm ja nicht wehe thun, ich will ihn selbst von einer Fessel befreien. — Hier sind alle seine Briefe und kleinen Andenken. Wenn er Alles überlegt, wird er zustimmen. Wir

wären doch nicht glücklich geworden mit einander, so recht glücklich, wie wir Beiden es sind; nicht wahr, mein Charly?"

Und kofend und scherzend drang sie dem Bruder ein Packet von Briefen und eine kleine Chatouille mit Gemmen, Perlen, Medaillons, Korallenschnüren und anderen mehr oder minder werthvollen Kleinigkeiten auf.

Dann entwich sie plaudernd und lächelnd wie eine Sylphe in das anstoßende Cabinet, um sich umzukleiden.

Der Major war allein.

* * *

„Da geht sie hin — sie will ihm nicht wehe thun und tritt sein Herz mit Füßen — will mit schonender Hand lösen und stößt ihm das Schwert in die Seele. So sind die Frauen — wär's nicht meine gute Balesca, ich könnte den Stab über sie brechen! Ist diese Unbeständigkeit nun bloß eine krankhafte Laune — bloß Mangel an Entschlossenheit, oder was sonst?"

„Zurückweisung eines angesehenen, trefflichen Mannes — um nichts oder eines sonderbaren Conflicts halber; der Casus wäre wirklich komisch, aber wo ist seine Lösung? Und dazu meine verwünschte Situation — lieber eine Batterie im Sturm nehmen, statt einem braven Mann das letzte Licht seiner Hoffnung ausblasen!"

So und ähnlich mochten die Betrachtungen lauten, die sich dem Major aufdrängten. Er war im Ernst auf seine schöne Schwester erzürnt, erzürnt über diesen Mangel an Charakter und Aufrichtigkeit. Alle ihre Gründe wogen nichts; und wenn ihn auch eine gewisse Nührung überschlich, daß die Schwesterliebe in seinem eigenen Werth ein Hinderniß der Entschließung sah, so mußte ihm ein solcher Vorzug doch als Selbsttäuschung, ja als Unnatur erscheinen.

„Auch eine Art Sühne für unsere

Vortrefflichkeit, nun den Schaden zu repariren, den sie angerichtet. Wäre ich wirklich der Einzige, der im Wege stände? Tolle Idee — es thäte Noth, ich entkleidete mich dieses Zaubers, thäte etwas, um ihre hohe Meinung herabzustimmen — oder ich verliebte mich in die erste Beste. Aber in wen gleich? — Nein, liebes Kind — in Einem hast du Recht: du allein bist schuld, daß mir die Weiber gleichgültig geworden sind. Aber wenn ich nun doch eine Wahl trafe — wenn auch nur zum Schein. Bah — lassen wir das den Komödienschreibern. Lustspiele kann man zuweilen erleben, aber man soll sie nicht erkünsteln.“

Seufzend steckte der Major die anvertrauten Briefe und die kleine Chatouille zu sich, um sich auf den Weg zu machen und sein gewöhnliches Absteigequartier im Gasthaus zur Alpenrose aufzusuchen.

In diesem Moment sah er durch das Fenster, welches auf das Seeufer hinausging, in einiger Entfernung einen Mann am Strande stehen. Er glich sichtlich jenem, dem er vorhin im Hofe begegnet war — dem Professor Bollmar.

Sollte dieser auf ihn warten? Fast schien es so. Der Major überlegte einen Augenblick. Wozu jetzt schon die entscheidende Begegnung — sie konnte leicht von neugierigen Gaffern beobachtet werden, und wer konnte berechnen, wie sie enden würde.

Als der Major wieder hinsah, war der Mann verschwunden. Desto besser. Nein, heute keine Begegnung. Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Wer konnte wissen, ob Balesca nicht morgen schon wieder anderer Meinung war und in anderer Stimmung, ob schon wenig Aussicht dazu vorhanden.

Der Major schritt wieder über den kleinen Hof der Villa, dann durch den Garten und eine Strecke bergauf zwischen Erlen und Haselstauden, bis er eine freie

mit Bäumen besetzt und von einer niedrigen Mauer umfriedete Anhöhe erreichte.

Es war der Kirchhof der Ortschaft, in der Mitte eine kleine Capelle — eine stille abgelegene und beschauliche Stätte mit grasbewachsenen Hügeln, schattigen Alleen und über das Mäuerchen weg mit entzückender weiter Aussicht über den tiefblauen blühenden See.

Von hier konnte er ungehindert auf einem Seitenpfade zum Gasthaus zur Alpenrose gelangen. Als er den Ausgang des Gottesackers beinahe erreicht hatte, dort, wo neben der halbzerfallenen Steintreppe ein Vorsprung wie eine Art von Bastion heraustritt, sah er im Schatten der Linden einen Mann auf einer Bank sitzen.

Jetzt, als der Major sich näherte, wandte sich die Gestalt und erhob sich. Es war der Professor Bollmar.

Beide Männer standen sich gegenüber, und nun kam es dennoch zu der gefürchteten Begegnung, zur unerwünschten Auseinandersetzung.

* *
 *
 * *

Professor Erich Bollmar sah bleich aus wie ein Ueberrächtigter. Seine Haltung war nicht gebrochen, aber doch eine unsichere, als er jetzt den Hut löstete.

„Wenn ich mich nicht irre, Herr Major von Eschenloh?“

Der Major verbeugte sich.

„Es mag immerhin den Forderungen der guten Sitte zuwider sein, seinem Gegner so offen in den Weg zu treten, und doch möchte ich Sie auf das dringendste um einige Worte bitten. Ich kämpfe mein Mißtrauen nieder, weil ich Sie für einen Gentleman halte.“

Die metallene Stimme des Professors hatte einen milden, wohlklingenden Klang. Der Major betrachtete seinen „Gegner“ nicht ohne Interesse. Das war eine geist-

volle, bedeutende Physiognomie. Unter den buschigen Augenbrauen bligten ihn zwei durchdringende klare Augen an, und um die Schläfen des edel geschnittenen Gesichts ringelte sich kurzes Gelock. Er konnte sogar als ein „schöner Mann“ gelten, und der Major mußte sich im Stillen gestehen, daß Balesca keinen schlechten Geschmack gezeigt habe.

Da der Ort einsam und menschenleer war, deutete der Major auf die Platanenallee, die zur Capelle führte. Ein leises Rauschen zog durch die Wipfel, und vom Strande herauf scholl das monotone Anbranden der plätschernden Seesluth.

„Wenn es gefällig ist, Herr Professor — ich stehe zu Diensten.“

Beide Männer machten einige Schritte, dann standen sie still. Der Professor stützte sich auf seinen Stock, den Kopf nachdenklich geneigt. Er suchte offenbar nach dem rechten einleitenden Wort.

„Die Situation, in welcher wir uns befinden, mein Herr Major, ist weder gewöhnlich noch ganz klar; doch darf ich wohl voraussetzen, daß Sie wissen, was vorgefallen. Sie sehen mich aufgelöst in Schmerz, Kummer und Verzweiflung. Mein Lebensglück, so festbegründet es schien, ist plötzlich von unbekannter Hand zerstört und aus unbekanntem Gründen. Zwar es mag unpolitisch sein, den zum Vertrauten zu machen, der unser unterschiedener Gegner war und ist, aber ich wage es dennoch! Sagen Sie mir offen, mein Herr Major, Auge in Auge und Stirn gegen Stirn, was haben Sie gegen mich? — Balesca hat jahrelang unter Ihrem dominirenden Einfluß gestanden. In Italien ward sie frei davon, und mir wurde das namenlose Glück zu Theil, ihr Herz zu gewinnen. Kaum aber in ihre heimische Sphäre zurückgekehrt, ist sie auch wieder dem alten Bann verfallen, und heute verschließt man mir die Thür — mir, ihrem verlobten Bräutigam. Ohne

Zweifel habe ich das Ihnen allein zu danken.“

„Darin sind Sie doch im Irrthum, Herr Professor,“ sagte der Major. „Ich bin nicht Ihr Gegner, wenn ich auch zugebe, daß ich es war noch bis vor einigen Tagen.“

„Also doch — das genügt, denn ich habe die Wirkungen empfunden und empfinde sie noch. Nun, mein Herr Major, ich bitte um volle Offenheit, ich bin nicht der Mann, der vor leeren Vorurtheilen zurückweicht oder vor irgend welchen Insinuationen die Segel streicht!“

„Befänstigen Sie sich, Herr Professor,“ erwiderte der Major. „Nehmen Sie meine Versicherung, daß ich Sie hochachte und daß es mein sehnlichster Wunsch gewesen, es wäre zum erfreulichen Bunde gekommen statt zum Bruch.“

„Also wirklich zum Bruch, und das sagen Sie so kurzweg, ohne weitere Begründung!“ Das edle Gesicht des Gelehrten erschien fast entstellt. „Wenn Sie nicht durch Discretion gebunden, wenn Ihre Worte im Ernst gemeint sind, so sagen Sie mir ohne Rückhalt, was Balesca zu dieser unerklärlichen Sinnesänderung veranlassen konnte? Ich verehere Sie als den Bruder Balesca's. Selbst wenn Sie mir wehe thäten: von Ihrer Hand schmerzt es nicht. Ist es etwas, das sich ausgleichen läßt, so würde ich Ihre Vermittelung anrufen. Ich stehe inständigst darum!“

„Vermittelung jetzt noch, bester Herr Professor? Ein Bruch vor dem entscheidenden Ja ist unter allen Umständen immer noch besser als eine Scheidung nachher.“

„Scheidung nachher, wie kommen Sie darauf?“ rief der Professor mit neuer Erregung. „Dann muß ich doch auf Weiteres dringen. Sie begreifen, daß mich solche nichtsagenden Ausflüchte in keiner Weise befriedigen können. Balesca hat sich mir verlobt, und diese Thatsache

ist bekannt geworden diesseits und jenseits der Alpen. Eine solche Entscheidung macht man nicht rückgängig, ohne der Ehre zu nahe zu treten. Außerdem handelt es sich um meinen Ruf nach Dorpat. Er bringt mir den ersehnten Wirkungskreis; unabhängig war ich auch so, aber ohne Balesca's Zustimmung kann ich den Ruf nicht annehmen. So sehe ich Zerstörung und Vernichtung auf allen Seiten!“

„Aber bester Professor!“ rief der Major. „Ihre Wissenschaft sollte Ihnen doch höher stehen als ein möglicher Irrthum in Herzenssachen. Nehmen Sie den Ruf an und reisen Sie — was soll ich Ihnen sonst weiter sagen!“

Der Major stand in wachsender Verlegenheit. Die eigentlichen sogenannten Gründe Balesca's mochte er nicht erwägen — um so weniger, da er sie selbst mißbilligte. Dieser ehrenhafte Mann gewann unmerklich mit jedem Wort mehr seine innigste Theilnahme. Er imponirte ihm ebenso durch seine Würde als durch seine Beharrlichkeit; und so fühlte sich der Major von Neuem ernstlich aufgebracht gegen die unbegreiflichen Launen seiner Schwester. Unversehens fuhren ihm jetzt die Worte heraus:

„Bester Herr, ich verstehe Balesca selbst nicht, aber so viel ist sicher, Sie würden nie mit ihr glücklich werden. Sie passen nicht zusammen.“

„Das muß ich erst heute erfahren und durch Sie?“

„Offen heraus. Ich fürchte, Sie stellen Balesca viel zu hoch!“

„Zu hoch — das sagt mir ihr Bruder!“

„Weil er sie besser kennt als ein Fremder. Mein Gott, erwägen Sie doch die vielfache Verschiedenheit, ich will nicht sagen der socialen Stellung, aber der Lebensgewohnheiten, der Lebensanschauungen, der Erziehung, der gesellschaftlichen Umgebung, der eingefogenen Vorurtheile

und Illusionen, kurz die ganze andere Art des *Savoir vivre* und *Savoir faire*, hunderttausend kleine Beziehungen und Fäden, Bagatellen, wenn Sie wollen, aber sie verstricken sich zu einem Gespinnst, aus dem eine Frauennatur niemals mehr herauskommt. Die Tauben der Venus passen nicht zur Gule der Minerva, so wenig wie der Pfau der Juno, wenn Sie dies Gleichniß gestatten wollen.“

„Sagen Sie es lieber gleich mit dem rechten Wort: es ist also die Besorgniß vor einer nicht ebenbürtigen Ehe!“

„Nicht so, wie Sie meinen,“ erwiderte der Major. „Es giebt auch Mesalliancen des Geistes, des Herzens, der Charaktere — und dann wären Sie vielleicht derjenige, der Bedenken erheben könnte.“

„Das verstehe ich nicht,“ sagte der Professor mit Schärfe, „und bitte, Ihre Ironie zu sparen. Ich sehe in Ihren Windungen nur das Bemühen, auszuweichen und die Sache zu verdunkeln. O, es ist unwürdig, mein Herr, sich zwischen die ehrliche Neigung zweier Herzen zu drängen und ihre schöne Blüthe zu zerstören!“

„Neigung — bester Herr Professor, da liegt es eben!“ rief der Major. „Sind Sie denn so sicher, daß Sie Balesca's Neigung besitzen?“

„Dann müßte sie eine Circe, eine Sirene sein — hundert ihrer Briefe haben es mir eingestanden!“

„Schon gut, Herr Professor; aber wenn man Neigungen gewinnen kann, kann man sie auch wieder verlieren.“

„Sie meinen, durch meine Schuld — das müßte erst bewiesen werden, das müßte mir Balesca selbst sagen, wenn ich es glauben sollte. Nur ein Wort, nur eine einzige Zusammenkunft mit ihr, und Alles könnte gut werden. Ich beschwöre Sie, Herr Major, vermitteln Sie das! Ich will es Ihnen lebenslang danken!“

„Sie fordern mehr, als in meiner Macht steht, Herr Professor.“

„Ja wohl, es ist klar — weil Sie allein zwischen uns stehen, Sie und kein Anderer!“

„In gewissem Sinn haben Sie Recht,“ erwiderte der Major, der es am besten hielt, nun doch die ganze Wahrheit zu sagen. „Sehen Sie, wir sind seit langen Jahren an einander gewöhnt. Balesca hängt an mir von Jugend auf — nun fällt es ihr schwer, ja es ist ihr unmöglich, mich zu verlassen. Sie werden zugeben, daß dies eine Complication eigener Art. Wohl denkbar, wenn ich mich auf immer von ihr trennte, daß sie dann anders entschiede. Aber was soll ich machen? Heirathen wie Sie — dann wäre die Bahn frei; aber heirathen gleichsam aus Gefälligkeit, das werden Sie mir nicht zumuthen. Außerdem bin ich als alter Misogyn schlecht angeschrieben bei dem beau sexe. Ich halte wenig von den Töchtern Eva's im Allgemeinen wie im Besonderen. Thun Sie desgleichen, Professor!“

„Von dem Bruder Balesca's klingt eine solche Behauptung mindestens unbegründet.“

„O, lesen Sie Balzac! In seiner Physiologie du mariage finden Sie Alles. Wie geht es meistens? Man nimmt sie, ohne sie nur recht zu kennen; was Wunder, daß man dann Metamorphosen erlebt. Aus Mignons werden Salon-damen, aus Corinnen Koketten, aus Lotten Verschwenderinnen, aus bescheidenen Gretchen böse Sieben. O, Goethe hat ganz Recht, dem Gros zwei kleine Teufel zu Gefährten zu geben; sie folgen auf seinen Spuren und sind seine Erben, wenn er davongeflogen.“

Und die ganze Herbheit des „Weiberfeindes“ kam zu Tage. Er citirte Schopenhauer's beißende Sarkasmen über die Frauen, und wer den Major so hörte,

konnte daraus den Schluß ziehen, weshalb er selbst bisher kein Glück bei dem schönen Geschlecht gefunden. In diesem Sinn erging er sich in noch schärferen Aeußerungen über die „Rippe Adam's“, über die „Stifterinnen der Unruhe“ und „Urheberinnen alles Uebels“. Schließlich brachte er selbst Shakespeare ins Feuer und zwar die berühmte Stelle aus Lear:

„Vom Leib herab sind sie Centauren, wenn
Auch Weiber ganz von oben,
Nur bis zum Gürtel bleiben sie den Göttern!“

Der Professor staunte über die kaustische Art dieses „literarischen“ Majors, aber alles das paßte doch wenig zur Situation. Was sollten ihm diese Citate?

„Allen Respect vor Ihrem Pessimismus, Herr Major,“ sagte er. „Ich habe mir eine bessere Meinung von den Frauen bewahrt. Und Sie wären nur zu beklagen, wenn Sie aus Erfahrung sprächen.“

„O, was das betrifft,“ rief der Major, „seine besten Erfahrungen macht man an Anderen! Und alles jenes wäre noch nicht das Schlimmste, aber es giebt böjere Erfahrungen. Wohl der guten Haut, die sich ins Joch der Ehe gebeugt; nachher schweigt die Chronik, und es ist gut, daß geschwiegen wird vom Durchschnittsglück, denn es ist nicht der Rede werth. Aber heirathen und dann Entdeckungen machen, Antecedentien auf die Spur kommen, Romane durchblättern in alten Tagebüchern, unter Asche und Lava noch alte Flammen lodern zu sehen und dann Spießruthen laufen vor mitwissenden Freunden, vor den Glücklichen der früheren Zeit, vor lachenden Augen und flüsternden Zungen; bah, wer kennt das ganze Register! Trösten Sie sich mit mir, Professor. Wie sagt Apostel Paulus: Wer es nicht verwinden kann, der nehme ein Weib, aber besser ist es, ehelos zu bleiben und zu entsagen.“

Professor Bollmar war stehen geblieben; das Blut schoß ihm zu Hirn. Was

sollte das Alles? Wollte ihn dieser militärische Mephisto zum Besten haben, oder lag ein Korn unheimlicher Wahrheit in seinen Allgemeinheiten?

„Herr Major, ich nehme Ihre Worte als Declamationen, die mich amüsiren. Verbinden Sie eine andere Absicht damit, so müßte ich um Erläuterung bitten.“

„Erläuterungen worüber?“ Der Major erschrak vor dem drohenden Gesichtsausdruck des Professors. „Was wollen Sie, mein Bester? Solche Aphorismen erläutern sich selbst. Die Früchte sind's der Erfahrung von Weisen aller Zeiten. Wer aufmerkt, erlebt dergleichen alle Tage. Dann wird man Philosoph und entsagt den Illusionen. Machen Sie es ebenso!“

„Ich danke für Ihren Rath. Eine blinde Resignation, die über Abstractionen stolpern könnte — eine armselige Philosophie, der über hohlen Allgemeinheiten das warme Leben abhanden kommt. Und was soll mir das Alles? Hier handelt es sich um ein verpfändetes Wort, um die Mannesehre oder um die Schmach, die auf mich zurückfallen muß. Herr Major,“ sagte er mit bebender Stimme, „ein Mann kann viel ertragen, aber auch die Kraft des Stärksten hat ihre Grenze, und vor gewissen Demüthigungen kann nur der Abgrund eine Rettung sein! Mein Dasein ist nichts mehr werth, wenn ich erleben müßte, daß eine theure Hand mich als werthlos verworfen, und ebenso, wenn ich nur das Opfer einer Täuschung war!“

„Um Gotteswillen, Professor, Sie werden doch nicht!“ rief der Major erschüttert und ergriff die Hände des Gelehrten. „Nehmen Sie meine Versicherung, ich verehere Sie, ich liebe Sie, aber weisen Sie solche Gedanken von sich, die Ihrer nicht würdig sind. Bah! ich denke, das Leben eines Mannes hat höhere Ziele, als sich um Weiberlaunen und Weibergrillen zu härmern. Nehmen Sie

den bitteren Trank als ein Stoiker und reifen Sie ab. Andere Lust, andere Gedanken!“

„Ich danke Ihnen nochmals,“ erwiderte der Professor mit ruhigem und kaltem Tone. „Verlassen Sie sich darauf, ich werde meine Reise antreten.“

„Und bald, das müssen Sie mir versprechen, und ohne den Versuch zu machen, meine Schwester noch einmal zu sprechen; das bedinge ich mir aus!“

„Auch das, mein Herr — der Rest ist Schweigen.“

Es trat eine längere Unterbrechung ein. Der Nachmittagssonnenschein, der auf dem weiten Thale lag, brütete immer noch mit unvermindertem Glanze, und eine Todtenstille waltete weitem, als wäre die Stunde des Pan weit über den Mittag ausgedehnt.

Jetzt begann die kleine Glocke der Capelle zu läuten, langsam und eintönig, zum Zeichen, daß jeben ein Kranker in der Ortschaft in den letzten Zügen liege. Die Schwalben flogen in der drückenden Schwüle niedrig über die Gräfer der Gräber, an deren Blumen hier und da ein bunter Falter reglos wie im Traum befangen hing.

Beide Männer, welche wiederholt die schattige Allee auf- und abgeschritten, traten in der Nähe der Mauer in das Helle heraus. Dort gähnte ihnen ein offenes, frisch ausgehauenes Grab entgegen, seines Ankömmlings noch harrend, der hier seine letzte Ruhestätte finden sollte.

„Beneidenswerther, müder Wanderer, der hier schlafen wird,“ sagte der Professor, indem er nachdenklich an der Grube stand; „sein Herz hat ausgeschlagen, über alle Täuschungen hinaus und über allen Jammer des Daseins. O Menschenlos! das ist also die ewige Liebe, von der die Dichter singen, die heiligste Empfindung, die alle Himmel in sich schließt, heut nur Schall und Rauch, Wind und Rausch

eines Schönheitsstrunkenen, der sich einbildete, für ewig gefesselt zu sein bis zum Grabe, der nicht wußte, daß man stückweis stirbt im Menschenleben, daß alle höchsten Ideale, alle liebsten Ueberzeugungen eingesargt und begraben werden eine nach der anderen im Lauf der Jahre, bis der müde Leib zuletzt nachfolgt.

„Arme Balesca, auch du wirst es erfahren, wie treulos Zeit, Welt und Herzen sind. Heut noch magst du dich glücklich wähnen, aber eines Tages, wenn auch du verleugnet sein wirst wie ich — dann wirst du vielleicht meiner gedenken, dann wird die alte Wunde wieder aufbrechen, und lebenslang wirst du büßen, Beweinenswerthe, Herrliche, deren Werth Niemand erkannt als der Einzige, den du verworfen!“

Dieses Uebermaß „sentimentaler Einbildung“ mißfiel dem Major doch im höchsten Grade, ja die „Eitelkeit“ des Gelehrten reizte seinen Sarkasmus von Neuem.

„Darin möchten Sie doch im Irrthum sein, bester Herr,“ sagte er. „Meinen Sie wirklich, Balesca habe nur im allerletzten ihrer Verehrer Wunder welches Idol gefunden? So farblos ist ihr Leben nicht gewesen. Ueberhaupt brauchen Sie nicht zu fürchten, daß eine bevorzugte Natur so phantasiarm ist, um gerade auf einen deutschen Professor zu warten als Urbild der ewigen Liebe. Damit erledigt sich auch Ihr menschenfreundliches Mitleid. So unendlich unglücklich wird Balesca nicht sein. Den Trost kann ich Ihnen geben!“

„Ich verstehe Sie,“ sagte der Professor, und auch sein Ton gewann an Schärfe. „Comteß Balesca kann also auf ein farbiges Leben zurückblicken. Was verbirgt sich nicht Alles unter solchem Ausdruck. O, wer allwissend wäre, dies Eine könnte mich vielleicht heilen! Und nun, mein werther Herr Major, da Sie so viel

angedeutet, geben Sie mir auch den Rest der Medicin. Meiner strengsten Discretion können Sie versichert sein, denn bald schon wird diese Lippe auf immer verstummen. Sorgen Sie nicht, daß ich Hand an mich lege, aber die Natur wird hoffentlich ihren Dienst thun; ich weiß, daß ich es nicht überwinde. Und nun beschwöre ich Sie um das Letzte. Sagen Sie es mir wie einem Bruder: Hat Balesca sich etwas vorzuwerfen? Lastet wirklich eine sittliche Verschuldung auf ihr?"

Der Major erschrak abermals vor dem fiebernden, unstätten Blick des Unglücklichen. In der That sah er hier ein Menschenleben auf dem Spiel, und jetzt erst wurde ihm klar, was der Mißtrauische schon vorhin meinte — also abermals diese fixe Idee, dies ungeheuerliche Mißverständnis. Aber gleichviel, wenn dies allein den Phantasten heilen konnte, den er bemitleidete, so war auch das Gift willkommen. Eine wilde, ironische Laune überkam ihn, in welcher er den Schwärmer von oben herab behandelte.

„Mein verehrter Herr,“ sagte er mit starkem Tone. „Demjenigen, der sich über meine Schwester nur die geringste zweideutige Aeußerung erlauben wollte, würde ich eine Kugel in den Schädel jagen. Verstehen Sie mich! Im Uebrigen, wenn es Sie trösten, wenn es Sie retten kann, zu wähen, Ihre kostbare Neigung verschwendet zu sehen, so denken Sie immerhin, was Sie wollen. Denken Sie: das himmlische Ideal sei höchst irdisch, unwerth einer dantesken Passion, wie Sie sie in Bereitschaft hatten. Die Heiligen compromittiren sich bekanntlich immer, wenn sie sich mit armen Weltkindern einlassen. Denken Sie, Balesca wäre Ihnen eine Last geworden; denken Sie, Sie selbst würden es bereuen und unerträglich gefunden haben, sich gekettet zu sehen. Denken Sie, was Sie wollen,

aber kommen Sie zu sich. Schlagen Sie sich die Sache aus dem Sinn. Nehmen Sie den Ruf nach Dorpat an und reisen Sie, lieber heute als morgen. Wollen Sie das?“

Der Professor gab schweigend seine Hand.

„Und dann nochmals Ihr Ehrenwort, daß Sie keinen Versuch wagen, Balesca wiederzusehen oder zu sprechen!“

Der Professor Bollmar schwieg auch jetzt. Sein aschfales Antlitz trug den Ausdruck tiefsten Leidens, über seine Lippen aber ging ein leises unverständliches Wort. Es lautete beinahe wie: „Also dennoch compromittirt!“

Beide Männer waren inzwischen wieder zum Ausgang des Kirchhofes gekommen. Der Augenblick nahte sich, in dem sie von einander scheiden mußten.

„Noch Eines, mein Herr Professor,“ sagte der Major. „Wie gesagt, ich gestatte Ihnen, zu denken, was Sie für wünschenswerth halten. Gedanken sind zollfrei, und der ärgste Ketzer in einer frommen Gemeinde kann kein Aergerniß geben, wenn er zu schweigen weiß. Also schweigen für immer und gegen Jedermann! Hier sind auch Ihre Briefe und kleinen Andenken. Lassen Sie mir die Balesca's sobald als möglich zukommen. Adieu. Keine Versicherungen weiter. Schade, daß wir uns nichts Erfreulicheres zu sagen hatten. Genesen Sie und vergessen Sie. Leben Sie wohl und halten Sie Wort. Auf Wiedersehen vielleicht in besseren Zeiten!“

Und mit raschen Schritten verließ er den Schweigenden, der eine Weile lang oben an der Mauer des Kirchhofes sichtbar blieb, während die „Zügelglocke“ der Capelle von Neuem läutete.

Der Major setzte inzwischen seinen Weg zwischen Erken und Stauden fort, um zur „Alpenrose“ zu gelangen.

„Si was,“ sagte er zu sich selbst.

„Bei unpraktischen Büchermenschen muß man auf die Phantasie wirken. Den Teufel mit Beelzebub austreiben — eine homöopathische Cur. Solche hohlhängige Leidenschaft ist ja geradezu unheimlich, die schlimmste Gefährtin für das Leben. Balesca wäre ewig unglücklich geworden.

„Er muß fort. So lange er hier ist, hängt das Gewitter über ihr. Besser, er geht, und wär's mit der schlimmsten Meinung. Was liegt daran, wenn nur ein Unheil erspart wird. Ich hasse nichts so sehr als tragische Scenen und vollends sogenannte Katastrophen. Es wäre entsetzlich, wenn Balesca dergleichen auf dem Gewissen hätte.

„Schließlich ist sie auch selbst schuld, wenn er sie für eine Sirene hält. Viel besser hat sie ihn nicht behandelt. Und nun dieser heillose Conflict dazu! Bah, Komödienverwickelungen muß man mit Komödienkniffen behandeln!“

* *

Der andere Tag war heraufgezogen, stürmisch, regnerisch und kühl, als wollte der Herbst seine Herrschaft beginnen. Die schönen bewaldeten Anhöhen waren von dichten Nebeln umschleiert, und der graue, bleifarbene See rauschte mit schaumgekrönten Wellen.

Trotzdem fanden sich die Gäste des Curorts wie allmorgendlich, wenn auch heute mit Plaids und Regenschirmen, an der Brunnenhalle zusammen, während andere in den Arkaden des Curhauses promenirten.

Auch Comteß Balesca war erschienen, nachdem ihr Frau Crescenz, die getreue Schaffnerin, die Kunde gebracht, sie habe den Professor in aller Frühe mit seiner Reisetasche zum Posthause gehen sehen, und er sei bestimmt abgereist.

Das Befinden der schönen, vornehmen Dame schien heute nicht besonders er-

wünscht, die Friische des anmuthigen Gesicht's war einer auffallenden Blässe gewichen. In Wahrheit: obgleich eine schwere Last von Balesca's Seele genommen, hatte sie doch keine rechte Erleichterung gefunden. Noch gestern Abend hatte ihr Bruder Karl Bericht über das Ergebnis der stattgefundenen Begegnung erstattet; aber seltsam, die Nacht war schlaflos gewesen, und heute war der graue, sonnenlose, stürmische Tag eben nicht geeignet, ihre düstere Stimmung aufzuheitern. Trotzdem nun die gewünschte Entscheidung gefallen, begann Balesca eine gewisse Leere zu empfinden. Es war dies nicht etwa Neue, daß sie nun ihre Freiheit wiedergewonnen, auch nicht der Wunsch, daß der Bruch weniger gewaltsam gewesen sein möge — nein, es war die naturgemäße Reaction der Abspannung nach den Aufregungen und Kämpfen der letzten Tage. Außerdem blieb noch eine gewisse Beunruhigung, so lange nicht die ausbedungene Zurücksendung ihrer Briefe erfolgt war.

Wie gewöhnlich war die schöne und gezeierte Comteß in der Brunnenhalle von einem Schwarm von Verehrern umgeben, aber alle Bemühungen der galanten Herren, eine belebte Unterhaltung in Gang zu bringen, waren heute erfolglos; Balesca blieb einsilbig und zerstreut. Nie waren ihr die Complimente des Baron von Wetter so fade, nie die Historien und Anekdoten des Hofraths von Angerstein so wißlos erschienen, niemals war der Rittmeister von Landscron so unausstehlich und anmaßend gewesen wie heute, und vollends endlich die Gräfin Binsentreuth mit ihren reifen Töchtern!

Was sollten diese bedauernden Blicke, diese theilnehmenden Erkundigungen, diese versteckten Fragen und herausfordernden Bemerkungen? Es war unerträglich, und Balesca bereute schon, ihr Zimmer verlassen zu haben. Somit war es denn

auch kein bloßer Vorwand, daß sie wegen „Indisposition“ plötzlich ausbrach und eilig in ihre Villa zurückkehrte. Da sie aber auch dort vor Besuchen nicht sicher zu sein glaubte, beschloß sie, eine Ausfahrt nach dem berühmten Kloster Werneck zu unternehmen, vier bis fünf Stunden weit südlich im Hochgebirge.

Zu diesem Zweck wurde der alte Habermann zur Posthalterei geschickt, um einen Zweispänner zu bestellen — auch zum Major, um ihn zur Mitfahrt einzuladen.

Der alte Mann kam nach geraumer Weile mit einer verworrenen Antwort zurück: er habe nicht ankommen können, aber der Herr Major würde sich um zehn Uhr einfinden.

Comteß Balesca, welche die Aengstlichkeit und Menschenchen des alten Dieners kannte, begab sich nunmehr selbst zur Posthalterei, um ihren Wünschen Gehör zu verschaffen, aber sie kam mitten in eine tumultuarische Scene hinein. Es sei gestattet, den Leser vorher etwas zu orientiren.

Das Posthaus Sonnensee liegt in der Mitte der lang hingestreckten Ortschaft, nur durch die breite Landstraße vom unmittelbaren Ufer des Sees geschieden. Hinter dem einladenden, uralten Hause erhebt sich ein weitläufiger Berggarten mit weinbewachsenen Terrassen und Laubgängen, auf der obersten Höhe ein sogenannter Schirm, das heißt ein rundes Wetterdach, daneben ein Winzerhäuschen, in welchem außer Gartengeräthschaften auch Fernröhre und Fahnen mit Reichs- und Landesfarben aufbewahrt werden.

Der greise Posthalter Kaltenmoser ist als ein energischer Mann, aber auch als volksthümlicher Grobian bekannt und beliebt. Mit der letzten Post ist aus den Hochlanden eine Menge von Fremden angekommen, theils nach Beendigung ihres Sommeraufenthalts, theils durch die Men-

derung des Wetters verschleucht. Nun drängen sie alle zugleich auf Weiterbeförderung zur nächsten Bahnhstation.

In der Regel konnte man diese auch zu Schiff erreichen, aber daran ist heute nicht zu denken. Kein Schiffer wagt, bei dem ab und zu tosenden Sturm den wilderregten See zu befahren.

Posthalter Kaltenmoser seinerseits behauptet, keine Pferde mehr zu haben, vielleicht um schließlich die üblichen Tagen etwas hinaufzuschrauben.

„Was wollt's!“ rief er. „Die Passagiere von Schloß Heidenheim haben auch warten müssen. Allen kann man's nicht recht machen. — Es ist, um die Haare sich auszuraufen und die Wand hinaufzulaufen. Die verdammte Eisenbahn! Mag die Direction selbst für Pferde sorgen und Wagen. Früher war Fuhrwerk genug da bis zur Stadt — aber die ehrlichen Leute sind alle ruinirt von der Bahn, und Unsereriner auch. Ich hab' keine Pferde! — Macht, was ihr wollt!“

Auf so unfreundliche Worte blieben auch unhöfliche Antworten nicht aus, und der Tumult vor dem Posthause wuchs mit jeder Minute.

Um dem Gedränge zu entgehen, entwich Comteß Balesca in den großen Saal des Erdgeschosses, wohin sich auch andere Damen und Passagiere geflüchtet hatten.

Beim ersten Blick meinte sie in den Boden sinken zu müssen.

Wer stand dort an den großen Ofen gelehnt, in den Plaid gewickelt und eine Cigarre rauchend? War das nicht Professor Bollmar?

Balesca fühlte ihr Blut erstarren und hatte kaum noch die Besinnung, die nächste tiefe Fensternische zu erreichen, wie sie hoffte, unbemerkt. Was sollte sie thun? Aus dem Saal führte zwar noch eine Nebenthür in ein Hinterzimmer und von dort durch die Regalbahn in den Garten,

aber auf diesem Wege mußte sie an dem Gefürchteten vorbei. Durch die Hauptthür wieder das Freie zu gewinnen, war unmöglich, denn sie war von dem Gedränge versperrt.

Umzusehen wagte sie sich nicht, aber sie fühlte es, daß Bollmar's Blicke auf ihr ruhten. Jetzt sprach er mit einem Geistlichen aus Kloster Werneck, dann begann er ein Gespräch mit Gräfin Vinzenreuth, die gleichfalls anwesend war.

Balesca fühlte so zu sagen den Boden unter sich brennen; sie wollte wieder die breite Ausgangsthür gewinnen, aber sie vermochte nicht, sich zu bewegen; eine Art Lähmung hatte sie befallen, als wäre sie zu Stein verwandelt.

Jetzt hörte sie seine Stimme in größerer Nähe, sie fühlte abermals seinen Blick, und jetzt mußte der Augenblick kommen, wo er sie anreden würde. Zwar zitterte sie bei diesem Gedanken und überlegte schon, ob und was sie wohl antworten solle — sie hoffte, ja vielleicht wünschte sie sogar eine Annäherung, um nicht länger fremden neugierigen Augen das befremdliche Schauspiel gegenseitiger Nichtbeachtung zu geben; aber was sie hoffte und wünschte, geschah nicht. Bollmar's Stimme war verstummt.

Als sie jetzt, muthiger geworden, sich wandte und auffah, war der Professor verschwunden.

Müheles gewann Balesca allmählig die erwähnte Seitenthür und floh durch das Nebenzimmer in den Baumgarten hinaus, der zu dieser Stunde menschenleer war. Der Regen hatte nachgelassen, und der kühle Herbstwind trieb sein Spiel mit den welken Blättern. Aus der Ferne klang das Rauschen des Sees herauf und das undeutliche Gewirr von immer noch erregten und streitenden Stimmen.

Balesca fühlte sich wie von einem bösen Alp befreit, aber dennoch blieb eine dunkle Angst in ihr zurück, als könne

auch hier jeden Augenblick der Gefürchtete hinter dem nächsten Busch hervortreten. Wohin sollte sie dann flüchten?

Glücklicherweise erinnerte sie sich, daß sie gestern ihr Spizentuch droben unter dem Wetterdach am Winzerhäuschen liegen gelassen haben müsse. Dort auf der abgelegenen einsamen Höhe war sie sicher. Sie blickte hinauf. Es schien zwar ein Fremder oben anwesend, der mit dem Fernrohr die weite Gegend musterte, aber der konnte sie nicht stören.

Entschlossen schritt sie zwischen Büschen und Bäumen von Terrasse zu Terrasse, ja sie kürzte den Weg über schmale verfallene Steintreppen, die direct zur Höhe führten. Jetzt war sie oben, und richtig, ihr erster Blick fiel auf das Spizentuch, das noch auf der eisernen Bank unter dem Schirmdach lag.

Aber diese unbewegliche Gestalt mit dem wehenden Plaid und mit dem Fernrohr vor den Augen? Himmel und Erde! war das nicht abermals Bollmar, der Gefürchtete?

Balesca fühlte sich wie von einer eiskalten Faust berührt und stand unbeweglich.

Hatte der Professor ihr Nahen bemerkt und wollte sie absichtlich ignoriren? Eine solche Insolenz wäre nicht zu ertragen! Sollte sie wieder umkehren oder sollte sie bleiben? Aber ihr Spizentuch! Wenn er es nun fände, würde er es ihr bringen? denn er konnte es wohl an der gestickten Krone und ihrem Namenszug erkennen. Oder würde er es als Andenken behalten oder vielleicht gar liegen lassen? Das Eine so unerträglich wie das Andere.

Besser war es jedenfalls, sie entwich; die Ehre wie die Schicklichkeit gebot, jede weitere Begegnung zu vermeiden.

Aber im Moment, als sich jetzt Balesca wandte, erfaßte der Wind ihren leichten breitrandigen Strohhut und drohte ihn zu entführen; wohl erhaschte sie den Flüchtling noch mit der Hand, vermochte aber

nicht, einen leichten Schrei dabei zu unterdrücken.

In diesem Augenblick wandte sich Erich Bollmar um, nicht minder betroffen und erschrocken als Balesca, deren Antlitz eine glühende Röthe überflammte.

„Ah, Comteß Gschenloh!“ sagte der Professor mit rasch wiedergewonnener Fassung. „Entschuldigen Sie vielmals, daß ich mich noch hier befinde, aber ich bin nicht schuld an der Verzögerung. Sie werden unten erfahren haben, es fehlt an Pferden, aber das Wetter scheint sich aufzuhellen. Die Fährleute von drüben sind bereits unterwegs. Man kann die Boote erkennen. Wünschen Sie vielleicht das Fernrohr?“

Balesca fühlte ihre Zunge wie gelähmt und vermochte kein Wort zu erwidern.

Bollmar deutete dies Schweigen als Ausdruck der Ungnade und fuhr fort:

„Jedenfalls, Comteß, wird diese Aufklärung Sie beruhigen. Ich reise noch heute.“

„Ich kam nicht, um Aufklärung von Ihnen zu verlangen!“ rief sie jetzt mit etwas gereiztem Tone. „Ich erinnerte mich, mein Spizentuch hier liegen gelassen zu haben. Ihre Anwesenheit hier konnte ich nicht vermuthen.“

Der Professor sah sich um und trat einen Schritt zurück. „Ihr Tuch? ah, da liegt es ja noch!“

Da er keine Miene machte, es von der Bank zu erheben, trat Balesca hinzu und hatte im nächsten Moment das Tuch ergriffen. Dann wandte sie sich, um zu gehen. Gleichwohl baunte es sie wie mit magischer Gewalt.

„Wissen Sie auch, Herr Professor,“ sagte sie mit erhobnem Haupt, dessen rothgoldene Locken im Winde flatterten, „daß Sie eigentlich insolent sind? Aber Ihnen darf man dergleichen nicht übel nehmen.“

Des Gelehrten blaßes, verhärmtes

Antlitz blieb unbeweglich. Ein Wort wollte sich auf seine Lippen drängen:

„Ich wüßte nicht, Comteß, daß wir uns noch etwas zu sagen haben,“ aber dies Wort blieb nur Gedanke und wandelte sich unwillkürlich zu einer anderen Erwiderung, die sich mit leisem, fast klagendem Tone hervordrängte:

„Comteß haben an meiner Unvollkommenheit so viel auszusagen, daß es auf eine kleine Schwäche mehr oder weniger nicht mehr ankommt.“

Balesca stampfte mit ihrem kleinen Fuß unmerklich auf. Gerade diese Bescheidenheit war ihr von je am widerwärtigsten gewesen. Diesmal aber klang fast ein Hauch von Ironie hindurch, und sie erwiderte deshalb:

„Nun, solche Selbsterkenntniß wäre immer etwas Tröstliches.“

„Selbsterkenntniß!“ rief der Professor erregt. „Meine theuerste Comteß, leider kommt sie meist zu spät. Wie viel sonst wäre mir an Herzleid und Kummer erspart geblieben — vielleicht auch Ihnen. Sie haben noch zur rechten Zeit diese sokratische Weisheit begriffen. Ich danke Ihnen, Comteß — auch für den visirten Paß, aber sonst — wüßte ich wirklich nicht, daß wir uns noch etwas zu sagen hätten!“

Das böse Wort war nun doch heraus, und der Pfeil hatte getroffen. Balesca biß sich auf die Lippen, und ihre großen Augen blickten, als sie erwiderte:

„Eine höfliche Verständigung gilt sonst immer als wünschenswerth unter Leuten von Stande, aber auf leidenschaftslose Ruhe war bei Ihrer Erregung nicht zu rechnen, sonst würde ich selbst mit Ihnen gesprochen haben.“

„Wußten Sie das so bestimmt, Balesca?“ rief der Professor, den diese Zurechtweisung reizte. „Sie haben vielleicht Recht, haben jedenfalls Recht, aber warum reden Sie jetzt zu mir? Nach der vornehmen Art,

wie man mich entlassen, ich möchte sagen abgeschüttelt — nach der Art, wie man ein feierliches Wort zurückgenommen und ein Menschenglück zertrümmert, ist jedes Wort überflüssig zwischen uns. Das werden Sie begreifen!“

Balesca's Antlitz überflog es von Neuem mit flammender Gluth.

„Ich will nicht hoffen, Herr Professor, daß mein Bruder das Unvermeidliche nicht mit Schonung gethan hat?“

„Mit Schonung! Wozu überhaupt Schonung? Comteß sind wirklich zu gütig. Ihr Herr Bruder war viel liebenswürdiger, als nöthig war. Man hätte noch weniger Umstände machen können. Was ist auch ein Mannesherz werth — ein Divertissement für einen Tag, eine Reise-station, ein schlechtes Romancapitel, das man nicht zu Ende liest, ein werthloses Spielzeug, ein buntes Charivari, das man im Duzend noch billiger hat — was sonst?“

„Sie werden bitter und verlegend ohne Ursache.“

„Auf eigene Kosten, Comteß, auf eigene Kosten! Jeremias hat ganz Recht. Des Menschen Herz ist ein verzagtes Ding, verzagt vor der Hand des Herrn, aber wenn Menschen sich solche Göttermacht anmaßen, dann wacht der Titanenstolz auf im Menschenherzen. Ich danke Ihnen, daß Sie ihn erweckt haben.“

„Desto besser, Herr Professor,“ erwiderte Balesca mit vornehmer Ruhe, „wenn Sie solchen Stolz wiedergewonnen haben.“

„Ohne mein Verdienst, Comteß, ohne mein Verdienst! Gestern glaubte ich an meinen Untergang, an das Ende aller Dinge, aber eine Nacht kann Wunder thun. Kennen Sie solche Stunden in den Abgründen der Verzweiflung? Da vernimmt man wunderbare Fragen — unter anderen, ob das Verlorene des Leides werth sei; und andererseits, ob man schon

reif genug war, ob man schon ausgekämpft hatte, um der Gnade des höchsten Glücks würdig zu sein, ob nicht noch andere Pflichten rufen und Kämpfe. Kommt erst meine Kraft zurück, hoffe ich Alles, auch den Weg wiederzufinden zu meiner Wissenschaft und ihren Aufgaben.“

Balesca athmete bei dieser Wendung des Gespräches auf, und ihre Stirn wurde klarer, ihre Stimme freier.

„Ja, Herr Professor, Sie werden Ihre hohen Aufgaben erfüllen. Ehren und Ruhm werden Ihnen Ersatz bringen für einen Traum; er hätte doch nur damit geendet, daß wir Beide unglücklich geworden wären,“ und ablenkend setzte sie hinzu: „Bei Gelegenheit schicken Sie mir wohl auch meine Briefe zurück.“

Bollmar verbeugte sich. „Vergebung, Comteß, daß ich darauf warten ließ. Von der Stadt aus erhalten Sie Alles. Für Ihre Sorge, uns Beiden trübe Erfahrungen zu ersparen, meinen devotesten Dank. Ich weiß, Ihr Ideal muß anders beschaffen sein, als es meine Wenigkeit ist. Sie werden es finden, früher oder später.“

Balesca überhörte die leise Ironie der letzten Worte und erwiderte unbefangen:

„Darin möchten Sie doch irren, Herr Professor. Man findet nur, was man sucht. Wer aber auf das Suchen verzichtet, dem bleibt auch das Finden erspart. Das irdische Glück hat für Jeden einen anderen Inhalt. Ich bin zufrieden und glücklich mit meinem Bruder und wünsche nichts Höheres. Aber ich freue mich wirklich, Sie so gefaßt zu sehen. Es ist auch in anderer Beziehung besser, daß wir ohne Groll und ohne Verstimmung von einander scheiden. Geben Sie mir Ihre Hand und glauben Sie mir: die schöne Zeit in Italien wird mir ewig unvergeßlich bleiben, und mein Dank wird nie erlöschen — mein Dank für so viel des Erhebenden und Belehrenden, womit Sie unseren Gesichtskreis erweitert. Meine

Theilnahme wird auch Ihrem künftigen Lebenswege folgen. Lassen Sie mich zuweilen von Ihren Erfolgen hören. Die schönste Freude würde es mir sein, zu vernehmen, daß Sie eines Tages auch das häusliche Glück gefunden haben, das Sie verdienen.“

Bollmar hielt noch die Hand Balesca's in der seinen. Beide waren inzwischen auf die freie Höhe beim Winzerhäuschen herausgetreten. Der heulende Wind hatte sich momentan gelegt, und durch die ziehenden Wolken brach ein einzelner Sonnenstrahl, der in der weiten funkelnden Bläue des Sees widerleuchtete. Ein zahlloser Schwarm von Schwalben, der von Norden gekommen, ließ sich jetzt auf das hohe Dach des Posthauses nieder, und das vielstimmige Zwitschern der Rastenden erfüllte die Lüfte.

Die freundliche Zusprache Balesca's klang Bollmar wie Musik und besänftigte die Wogen seiner Seele, aber die letzte Wendung jagte unversehens allen Sturm wieder herauf.

„Niemals, Balesca, niemals!“ rief der Gelehrte, und seine mühsam behauptete Selbstbeherrschung war zu Ende.

„Wie können Sie das im Voraus wissen?“

„Ich weiß es, Balesca, weil ich zu den Thoren zähle, die nur einmal lieben auf Erden — eine veraltete Species, eine unmoderne Menschenart; nicht wahr, Comteß? Ich könnte Ihnen noch andere Thorheiten gestehen. Ich habe es für Schicksalsfügung gehalten, die mich begnadet, Sie kennen zu lernen. Vor jenem Tage war ich ein Gottesleugner, hochmüthig, herzlos und eitel — und wohl oder übel muß ich es nun wieder werden. Es war ja ein Irrweg, daß ich fromm geworden, bescheiden, demüthig und gläubig an Gott und seine Engel, seit Sie in mein armes finsternes Leben getreten. Ich träumte in meinem Über-

glauben, auch einmal glücklich zu werden wie andere Menschen — aber es hat nicht sein sollen.“

„Es hat nicht sein sollen,“ sagte Balesca mit leiser Stimme und senkte die Augen.

„Balesca, seien Sie wenigstens im letzten Augenblick gegen mich offen!“ rief der Professor mit auflosender Leidenschaft. „Mein Gott, mir ist's wie eine neue goldene Jugendzeit gewesen, wie ein überirdisches Märchenglück, wie eine unverdiente Himmelsgnade, daß ich Sie Braut nehmen durfte! Der Traum war zu zauberhaft, zu göttlich schön, um dauern zu können in dieser schlechten Welt. Ich bittle nicht um Ihre Gnade, ich poche nicht von Neuem an Ihr Herz, aber Eines sagen Sie mir in dieser letzten heiligen Stunde: Was für ein Gespenst hat zwischen uns gestanden? Ich werde wahnsinnig, wenn ich es nicht weiß!“

Balesca erschrak vor der neu ausbrechenden Leidenschaft. Zum ersten Mal vernahm sie jetzt die „überschauernde, allbezwingende Sprache“ derselben. Was im wolkenlosen Glück keinen Ausdruck gefunden, tönte jetzt aus dem tiefsten Leid einer edlen Menschenbrust herauf, übermächtig und bis ins Mark erschütternd.

Betroffen und bebend trat sie vor dem Stürmischen zurück.

„Ich muß Sie inständig bitten, Bollmar, dies nicht weiter zu berühren!“

Aber der Erregte ließ sich nicht abschrecken.

„War es Mißtrauen, Balesca, in meine Kraft und meine Zukunft? — Mit dir gehörte mir die Welt, und deine Liebe hätte mich zum Titanen gemacht! Oder war es Mangel an euren Lebensformen? Ich will sie lernen wie ein gelehriger Schüler! Oder Unfähigkeit, dich zu verstehen? Undenkbar! Deine Seele liegt vor mir wie ein heiliges Buch, und deine Liebe würde mir die Weihe geben, alle seine Geheimnisse zu verstehen, und auch

das Recht, deine Freude wie dein Leid mit dir zu tragen!“

„Ich stehe, enden Sie!“ rief Balesca, unwiderstehlich ergriffen von der warmen Sprache des Herzens. Eine Thräne stand in ihrem Auge, und willenlos ließ sie ihre Hand dem beredsamen Werber. Im nächsten Augenblick vielleicht hätte sie an der Brust des Glücklichen gelegen und die Allgewalt der Liebe hätte glorreich triumphirt über alle Schatten und Mißverständnisse, wenn nicht der Gelehrte den Heroismus der Gesinnung in diesem Augenblick zu weit getrieben hätte.

„Sieh, und wenn du glaubst, mir etwas bergen zu müssen, Balesca,“ fuhr er mit innigstem Tone fort, „ich würde es vergraben in meinem Herzen unbesehen. Kennst du die Macht der wahren Liebe? Sieh, wie ich dich damals trug über die erstarrende Lava, so will ich dich tragen über die Nische des Vergangenen. Wenn deine Vergangenheit ein Räthsel berge oder selbst eine Schuld, ich will nicht danach fragen. Ich will vergeben und vergessen; meine Liebe soll dich mit der Welt versöhnen, wenn sie dir wehe gethan. Tout comprendre, c'est tout pardonner!“

Unmöglich wäre es, den Wechsel des Ausdrucks zu schildern, der in Balesca's Zügen während dieser unbedachten Worte stattgefunden. Ihre anfängliche Nüchternheit wandelte sich in starres Staunen, als ob sie ihren eigenen Ohren nicht trauen dürfe, dann in helle Entrüstung.

Sie entzog dem Gelehrten ihre Hand, und ihre blauen Augen waren ernst auf ihn gerichtet.

„Darf ich fragen, Herr Professor, was diese unverständlichen Anspielungen zu bedeuten haben?“

Nun erschraf Bollmar seinerseits über die Wirkung seiner unverantwortlichen Aeußerung, aber seine Bestürzung verhinderte ihn noch, den vollen Umfang seiner Tactlosigkeit zu übersehen.

„Vergebung, Comteß,“ sagte er. „Fern sei es von mir, einen Schleier anzutasten; ich will sagen: es kann mir nicht bekommen, jemals Kläger oder Richter zu sein.“

„Unerhört! — Schuld und Schleier, Kläger und Richter — was soll das Alles heißen?“ rief Balesca, und ihr Angesicht glühte. „Suchen Sie nicht, mir auszuweichen, ich muß auf einer klaren, deutlichen Antwort bestehen!“

„Ich beschwöre Sie, Comteß, sich zu beruhigen. Die Welt ist nichtswürdig selbst gegen kleine Schwächen, und Splitter werden zu Balken. Von mir haben Sie das nicht zu befürchten. Ein Thor, wer in Herbarien blättert und bei jedem welken Blümchen stutzt und nach Erinnerungen fragt.“

„Aber ich frage danach, mein Herr Professor! Sie entrinnen mir nicht. Ihre Ausflüchte werden immer mysteriöser. Antworten Sie, bekennen Sie, um welche Erinnerungen handelt es sich?“

Erich Bollmar wand sich in qualvoller Verlegenheit. „Comteß, wie kann ich bekennen, was ich selbst nicht weiß. Wer ist so allwissend, um flüchtige Bemerkungen zu enträthseln und vage Andeutungen —“

„Vage Andeutungen — immer besser! So weit also wären wir schon. Man beschäftigt sich mit meiner Person, man wagt meinen Ruf anzutasten; und Sie — nicht genug, daß Sie den Geschichtenträgern und Geberdenpäthern Ihr Ohr leihen — Sie haben auch noch die unglaubliche Naivetät, mir das zu hinterbringen. Den Namen, Herr Professor, den Namen des Verleumders!“

„Den werden Sie niemals erfahren!“ rief Bollmar in peinlichster Beschämung.

„Gut. Sie sollen keinen Namen nennen. Ich fordere nichts als Ihr Ja oder Nein. War es Rittmeister von Landscron? Seiner Anmaßung ist Alles zuzutrauen.“

„Was denken Sie, Comteß, ich kenne ihn gar nicht.“

„Oder Gräfin Binsentreuth? Ihre Töchter sind bekannt als Lästereien.“

„Ich kann auf Ehrenwort versichern, Comteß, daß nie die Rede von Ihnen gewesen ist.“

„Also dann Hofrath von Angerstein oder Baron von Wetter. Ich kenne diese Vortrefflichen Alle auf der Bank der Spötter; ich habe es ja heute erst erlebt, wie hülflos ich ihnen preisgegeben. Herr Professor Bollmar, haben Sie mich jemals geachtet?“

„Fordern Sie jeden Beweis, Balesca!“ rief der Gelehrte fast erleichtert.

Balesca bedachte sich einen Augenblick, aber ihre Gedanken waren verwirrt und zusammenhangslos. Dieser Gelehrte schien völlig harmlos, auch darin, worin es ein Mann von Welt am wenigsten sein darf. — Ihre Seele durchwogte ein Gemisch von Mitleid mit sich selbst und von Zorn auf ihren unbekanntem Feind — Zorn auf die ganze Welt, die den Stab über sie gebrochen.

„Sie haben mir einst das Leben gerettet,“ begann sie, „aber mehr als das Leben ist die Ehre. Handeln Sie jetzt als mein Vertheidiger, als Mann von Ehre. Ziehen Sie den Verleumder zur Verantwortung, sei es, wer es sei!“

„Sie meinen vor Gericht?“

„Nein, das verbiete ich Ihnen; ich habe nicht Lust, meinen Namen in Acten paradiren zu sehen oder im Munde neugieriger Zuhörer. Das würde den Scandal nur vergrößern.“

„Also mit den Waffen in der Hand, ich verstehe,“ jagte der Professor; aber ein wahrer Schrecken ergriff ihn bei dem Gedanken an die Person dessen, den er zur Verantwortung ziehen sollte.

„Unmöglich!“ rief er, „ganz unmöglich, Comteß! Wenn Sie wüßten, wer —“

„Also ist es doch eine bestimmte Person — ich will den Namen nicht wissen. Züchtigen Sie ihn! Wenn Ihnen der Muth dazu fehlt, dann ist Ihnen auch meine Ehre gleichgültig!“

„Comteß, lassen Sie uns das ruhig verhandeln!“ rief Bollmar in halber Verzweiflung. „Sie vergessen, daß ich ein Gegner des Duells bin, ein principieller Gegner; — Zweikampf — ein Messen der rohen Kraft, im schlimmen Fall Mord oder Selbstmord, und selbst im besten eine Thorheit, eine Barbarei. Wenn Sie Ihre Ruhe wiedergewonnen haben —“

„Ruhe, nachdem Sie die Fackel in mein Dasein geschleudert,“ unterbrach ihn Balesca. „Kahle Principien, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen eine ritterliche Zumuthung gestellt, und nun will ich Ihnen auch bekennen, was mich von Ihnen entfernt hat — der Zweifel war es, ob Sie ein ganzer Mann, auf den sich eine Frau verlassen kann in allen Lebenslagen. Es ist wahr, Sie haben mich damals gerettet auf dem Besuw, weil Ihre Arme kräftiger, weil Ihre Schuhe besser als die des Marcheje; doch wenn mein Haus brennt, rettet mich wohl auch ein Feuerwehmann, aber deshalb mache ich ihn noch nicht zu meinem Gemahl. Hier aber steht mein Ruf auf dem Spiel. Das ist die höhere Probe. Bestrafen Sie jenen Nichtswürdigen wie ein Cavalier! Widerrufen muß der Mensch, was er über mich zu sagen gewagt, widerrufen vor Allen, die etwa Zeugen waren. Wie Sie das erreichen, ist Ihre Sache. Bestrafen Sie ihn. Wenn Sie dann die Frage wiederholen, ob ich die Ihrige sein will für Lebenszeit — vielleicht werden Sie dann eine andere Antwort erhalten!“

Und ehe noch der Professor eine Erwiderung auf diese Worte gefunden, schritt Balesca hochaufgerichtet an ihm vorüber

und die Terrasse hinab. Im nächsten Augenblick war sie hinter den Büschen verschwunden.

* *

Wie betäubt blieb Erich Bollmar zurück. Wie — was war das? — Also ihren Bruder sollte er zur Rechenenschaft ziehen, sollte ihn zum Zweikampf fordern — diesen Dämon, diesen zweideutigen intriganten Menschen. O, wenn er nicht ihr Bruder gewesen, sofort und auf Leben und Tod! Aber ihn antasten, an dem Balesca's ganze Seele hing — unmöglich! Wie konnte er dann hoffen, jemals ihr Herz wiederzugewinnen — eine heillose Verwirrung ohne Ausweg.

Und wie war das Alles nur gekommen? Balesca's Ehre und Vergangenheit waren schwanenrein, darüber konnte jetzt kein leiser Zweifel bestehen. Aber welches Motiv konnte dieser Major haben, sich zu jenen verdächtigen Aeußerungen hinreißen zu lassen? War es wirklich nur ein plumpeß Mißverständnis seinerseits? — Nein! wiederholt hatte der Major ihm gestattet, zu denken, was er wolle. Freilich, vielleicht nur, um ihm den Gegenstand seiner heißesten Wünsche zu entwerthen, in der guten Absicht, ihn zu retten und zur Abreise zu bestimmen.

Eine Ahnung des wahren Sachverhalts dämmerte ihm auf, aber diesem Intriganten gute Absichten zuzutrauen, schien nur ein neues Problem, und ein ebenso feindseliges, denn auch so lief es darauf hinaus, ihm Balesca zu entreißen.

Balesca — wie? Hatte nicht eine Thräne in ihrem Auge geschimmert, bevor das unselige, dreimal verwünschte Wort gefallen? War es nicht die alte Liebe, die niemals in ihr erstorben und die neu emporgelodert war? Aber nun war die Herrliche für immer verloren, mochte er ihrem Befehl gehorchen oder

widerstehen — das Ende des Labyrinths war immer das Verderben!

Gedankenvoll schritt der Professor den Weg hinab und an den Seestrand hinaus, wo die Wasser rauschten und die Möven flogen. Es war ganz menschenleer und einsam am weiten Ufer des Sees, der in schwarzer Bläue funkelte, während ein leichter Wind wieder über die Wellen strich und die hohen Rohre des grünen Schilfes beugte.

Erich Bollmar nahm den Hut ab, um die heiße Stirn im kühlen Luftstrom zu baden. Sein Blick fiel auf ein leeres Boot, das, an einen Pfahl gekettet, sich unter dem Wellenschlag hob und senkte.

Unwillkürlich betrat der Professor das kleine Fahrzeug, vielleicht um hinauszufahren in die wogende blaue Fluth und den erregten Lebensgeistern Luft zu machen in einer körperlichen Anstrengung. Möglich, daß ihm Ruhe und Klarheit kam draußen im Kampf mit dem empörten Element.

Aber im selben Augenblick, als er das Boot betrat, erscholl eine sonore Stimme hinter ihm:

„Halt da, hier geblieben, mein bester Herr!“

Als sich Bollmar wandte, blickte er in das zorngeröthete Gesicht des Majors, der ihm offenbar nachgeeilt war.

„Also wirklich, und mein Auge hat mich nicht getäuscht!“ rief der Major, der jetzt den Seestrand erreichte. „Sie sind also dennoch hier geblieben und nicht abgereist. So hält ein deutscher Professor sein Ehrenwort!“

„Ich kann Ihnen die heilige Versicherung geben, Herr Major —“

„Verschonon Sie mich mit Ihren Versicherungen, mein Herr!“ rief der Major mit steigender Erbitterung. „Und gesprochen haben Sie mit Balesca auch — haben ihr wohl eine Scene gespielt. Ich sah sie vorüberreisen, aufgelöst und in

Thränen. Herr, ich will nicht hoffen, daß Sie sich eine Beleidigung erlauben haben!"

„Genug, Herr Major!“ rief der Professor, in dem jetzt das Mannesblut aufwallte. Der ganze Jammer der letzten Tage und ihrer Seelenfolter kam über ihn, und der aufgestaute, mühsam bewältigte Grimm überschäumte alle Schleißen der Selbstbeherrschung. „Wenn Einer von uns Beiden ein Recht hat, Anklage zu erheben, so sind nicht Sie es; und wenn Einer ein Recht hat, Verantwortung zu fordern, so bin ich es. Verstehen Sie mich!“

Der Major erhob staunend den Kopf und maß seinen Gegner.

„Mein Herr, welcher hohe Ton gegen mich? Ich möchte Sie doch gewarnt haben.“

„Sparen Sie Ihren Corporalston für Ihren Exercirplatz und für Ihre dressirten Bauern!“ rief der Professor und sprang aus dem Boot. „Wer war es, der von allem Anfang an Unheil gesät hat als ein unreiner Geist? Sie allein!“

Unreiner Geist! — Das Wort klang zu akademisch, um als ernstliche Injurie gelten zu können. Gleichwohl drehte der Major seinen Bart, und eine finstere Wolke erschien auf seiner Stirn, als er scharf erwiderte:

„Herr Professor, ich wiederhole es, zügeln Sie Ihre Sprache!“

Aber die Warnung kam zu spät. „Wer war es, der die monströsesten Andeutungen wagte gegen die eigene Schwester? Ich weiß zwar recht gut: es ist kein Schatten davon Wahrheit, aber Sie brauchen das als diabolisches Mittel, mich zurückzuschrecken. Ein Faustschlag in meine Seele hinein, um jeden Gedanken an Valesca niederzuschmettern. Erlauben Sie mir zu sagen, Herr, das war eine Infamie!“

Das Gesicht des Majors war blaß bis

in die Lippen geworden. Er gehörte zu jenen Naturen, bei denen aufsteigender Zorn jede Spur von äußerer Erregung in eiskalte Ruhe verwandelt — in jene drohende, selbstbeherrschende Ruhe, die dem Sturm vorhergeht.

„Mein Herr,“ sagte er mit langsamem sarkastischen Tone, „ein altdeutsches Sprüchwort sagt: In eines Narren Ohr klingt auch weise Rede närrisch.“

„Den Narren in Ihren Schlund hinein!“ rief der Professor, der jetzt jede weitere Rücksicht vergaß. „Auf der Stelle nehmen Sie dies Wort zurück, oder Sie sollen erleben, daß der alte Bursch noch in meinem Mark lebt. Ich wäre im Stande —“

„Nun was, wenn man fragen darf?“

„Sie zu züchtigen, wie Sie es verdienen, und wenn ich hundertmal ein Gegner des Duells und wenn Sie hundertmal Major und Valesca's Bruder sind!“

Jetzt schien die Gelassenheit des Majors zu Ende zu sein. Seine Augen blitzten und maßten den Gegner vom Scheitel bis zu den Füßen, während ein geringschätziges Lächeln der Ueberlegenheit seine härtigen Lippen umspielte. Dieses Uebermaß von Professorenmuth schien ihm ein merkwürdiges Phänomen zu sein, das ihn ebenso ergözte als herausforderte. Aber ehe noch seine Erregung Worte gewann, fuhr der Professor mit wachsender Empörung fort:

„Lachen Sie heute, so viel Sie wollen. Sie allein mache ich dafür verantwortlich, daß Alles so gekommen. Sie, den Friedensstörer, den Dämon, der das Glück zweier Herzen im Werden vernichtet hat. Mir liegt an meinem Leben nichts mehr, aber Ihre Lection sollen Sie erhalten. Morgen früh erwarte ich Sie im Amselgrund am Steinbruch. Dieser Austrag ist jetzt auch mein Wunsch und meine Rechnung allein, mag daraus wer-

den, was da will. Ich habe jede gewaltsame Lösung, jede brutale Entscheidung vermeiden wollen. Es ist eine Monstrosität, eine Barbarei, aber jetzt ist sie zur Nothwendigkeit geworden und der einzige Ausweg. Auf Wiedersehen, Herr Major!"

Dabei zog er höflich seinen Hut, grüßte würdevoll und entfernte sich mit eiligen Schritten.

Nun war es doch so gekommen.

Der Major stand in der That überrascht und so zu sagen überrumpelt. Diese Energie hatte er dem „larmoyanten Phantasten“ nicht zugetraut.

„Sonderbar, was in aller Welt ist in diesen Kathedermann hineingefahren? Hätte nicht gedacht, daß so alter Wein auf dem Faß noch einmal gähren könnte. Und was soll das heißen: jetzt ist der Austrag auch sein Wunsch? Wessen denn noch? Da liegt ein Räthsel. Auf die Menfur also nach einem halben Menschenalter zum ersten Mal. Fast könnte mir der alte Bursche gefallen. Aber wo in aller Eile ein paar Schläger hernehmen oder ein paar Säbel, um ihm einen kleinen Denktettel beizubringen.“

In diesem Augenblicke läutete es im Curhause von Sonnensee zur mittäglichen Table d'hôte.

Mehr aus Gewohnheit als aus einem anderen Grunde schlenderte der Major langsam zum gastlichen Ziel und trat fünf Minuten später in den geräumigen, geschmackvoll decorirten Speisesaal des Curhauses. Indes war sein Stammen nicht klein, in der zahlreichen Reihe der anwesenden Gäste Balesca nicht zu finden, die jeden Mittag hier zu speisen pflegte; ihr Platz war leer.

Der letztere befand sich am Ende der langen Tafel, dort wo Gräfin Binsenreuth mit ihren Töchtern, der Rittmeister von Landscron und Hofrath von Angerstein beisammen saßen.

Als der Major in diese Gegend ge-

kommen, verstummte plötzlich das lebhaftes Gespräch der Genannten, das unfehlbare Zeichen, daß soeben von ihm oder von Balesca die Rede gewesen war. Die ausdrucksvollen Blicke, welche man wechselte, bestätigten diese Vermuthung.

Unter solchen Umständen zog es der Major vor, gar nicht Platz zu nehmen. Er grüßte kurz militärisch, fragte den Oberkellner, ob keine Abbestellung von Seiten seiner Schwester erfolgt sei, und schritt sodann wieder davon, um sofort Balesca aufzusuchen.

* * *

Auch heute wie gestern waren alle Fenster der Villa Balesca verhüllt. Doch nein, an der Schmalseite des Hauses war ein Fensterflügel geöffnet, und eine Gestalt im Zimmer verschwand, als der Major sich näherte.

Es war Balesca, die in fiebernder Ungeduld schon drei- und viermal den alten Habermann wie die würdige Sibylle Crescenz ausgeschildt hatte, um den Bruder zu suchen und herbeizurufen.

Jetzt eilte sie mit verweinten Augen dem Bruder entgegen und warf sich schluchzend an seine Brust.

„Mein Charly, wo bleibst du den ganzen Morgen? Du allein bist meine einzige Stütze, und du läßt mich versinken — deine unglückliche Balesca. Komm, laß uns heute noch reisen — o, wie ich auf einmal dies Gefindel hasse, diese Larven und Lasterzungen. Wären wir doch niemals hierhergekommen!“

„Aber Kind, was hast du? Du bist ja ganz aus den Fugen, wie ich dich nie gesehen. Was giebt's? Hat dieser Kathedernicht etwa gewagt —?“

„O, nicht er, Charly — nicht er! Nein, von ihm darfst du nichts sagen. Es ist ein unbegreiflicher Mensch. So habe ich ihn nie gekannt wie heute. Ich habe dem

Edlen vielleicht Unrecht gethan bisher. Ich bin mir nicht mehr klar über mich selbst — ein Chaos stürmt in meinem armen Kopfe — Bollmar ist gut und edel, aber die Anderen. — Durch ihn erst mußte ich erfahren, wie sich der Neid an mir rächt und die Bosheit der Welt. Ich bin gespannt, was er thun wird. Jetzt oder nie gilt es um mein Lebensglück!"

"Habe die Güte, liebes Kind, und nimm Platz," sagte der Major und führte die Verstörte und Aufgeregte zu einem Divan. "Nun besänftige dich und erzähle mir Eines nach dem Anderen. Aus so leidenschaftlichen Exclamationen kann ich nichts entnehmen. Was in aller Welt ist eigentlich vorgefallen?"

"Vorgefallen nichts, lieber Charly, aber deiner Schwester reiner Name wird in den Staub gezogen. Ich weiß, du würdest den Nichtswürdigen vor deine Waffe fordern, aber du warst nicht da, um Rath zu geben. Gewiß hast du auch längst davon vernommen, aber du schwiegst immer schonungsvoll. Er aber sagte Alles heraus wie ein harmloser Unerfahrener — die ganze Schmach. Drum habe ich auch von ihm die Ehrenrettung verlangt. Aber wird er es thun? wird er den Muth haben? Dann will ich Alles vergessen, dann mag er mich hinnehmen als sein Weib!"

"Also du hast das verlangt, und so hängt die Komödie zusammen!" rief der Major und lachte laut auf. "Ist's Wahrheit, du hast dich also ihm von Neuem zugejagt?"

"Wenn er sein Leben für mich wagt, dann ist er mein Held — dann ist Alles vergeben!"

"O, das ist köstlich — das ist also das Ende der Confusion! Ich gratulire, Schwesterchen."

"Du wünschst mir noch Glück, wie verstehe ich dich? Ach, ich fürchte, er wagt es nicht, er wagt es nicht, und ich bleibe beschimpft!"

"Beruhige dich, liebes Kind, er hat es wirklich gewagt!" sagte der Major. "Er hat den schrecklichen Berleumder mit Heldenmuth gefordert. O, es ist unbezahlbar!"

Der Major schüttelte sich vor Lachen und fand lange kein Ende seiner Heiterkeit. Plötzlich aber zwang er sich, ernst zu sein, und fragte mit gravitatischem Bedenken:

"Wie aber, wenn er nun fällt, liebe Schwester, wenn er ein Opfer seines Heroismus wird — wie dann?"

"Wenn er fällt!" Balesca erschrak und wurde blaß. "Mein Gott, daran habe ich wirklich nicht gedacht. Liebster Charly, ich sehe es jetzt, ich habe zu viel verlangt. Es kann nicht sein! Bei seiner Unerfahrenheit, seinem Ungeschick wäre ein Unglück unausbleiblich. Statt zu strafen, würde er selbst das Opfer sein. Nein, es geht nicht. Du mußt es hintertreiben, lieber Charly. O mein Gott, wo hatte ich meine Sinne, den Edlen, den Braven in den Tod zu senden! Sagte er nicht selbst, er sähe das Duell nur als eine Art von Selbstmord an? O, ich errathe seine Absicht — er will sich zum Opfer bringen, und ich wäre seine Mörderin!"

"Der Edle, der Brave — nun, das klingt ja schon ganz tröstlich für den Verstoßenen," sagte der Major. "Sei ohne Sorge, Kind. Er wird nicht fallen, dein auserkorener Ritter. Ich, weißt du, werde ihm secundiren, und noch nie ist es Jemand übel ergangen, dem ich zur Seite stand. Bist du nun zufrieden, Schwesterlein? Aber wer der böse Feind nur sein mag? Hat der Professor keine Andeutung gegeben?"

"Ich habe mir seinen Namen verboten."

"Bravo! Nun ist ja Alles gut. Also nur eine Probe seines Heldenthums. Der rasende Orlando wird bestehen, dann wird seine Dame ihm den Kranz verleihen und den Ring dazu und die Komödie schließt:

sie haben sich! Köstlich, du kannst deine Hochzeit bestellen und dein Aufgebot!"

Während Balesca zwar halb beruhigt zu ihrem Bruder aufjah, aber immer noch nicht recht wußte, wie sie seinen seltsamen Humor zu nehmen habe, ging der Major, leise durch die Zähne pfeifend, auf und ab und rieb sich die Hände.

Dann stand er am offenen Fenster und sah eine Weile hinaus auf die brandenden Wellen und ziehenden Wolken, die von der Sonne beleuchtet waren.

„Mit den Säbeln ist es nun nichts, aber anders wird es gehen. Ganz einfach. Man nimmt ein paar blind geladene Schießprügel, damit er sein Bergnügen hat. Was versteht so ein Büchermensch vom Waffenhandwerk! Dann ein oder zwei Schüsse auf den Mann. Der Heros hat bestanden, und die Donna ist befriedigt. Umarmung, Veröhnung, Tableau. Ausgezeichnet. Aber niemals darf das Kind erfahren, daß ich der infernalische Dämon, der diabolische Verleumder war. Darauf muß der verwegene Held mir noch einen besonderen Schwur ablegen. Dann mag er immerhin mein Schwager werden!“

* * *

Der Drosselgrund ist eine wenig besuchte, „wildromantische“ Felsenklucht, eine gute Stunde landeinwärts vom Sonnensee, eine tiefe, finstere Thalmulde, von welcher manche unheimliche Sage geht.

Dort finden sich uralte, verlassene Steinbrüche mit überhängenden Felsen, deren phantastische Formen Anlaß zu wunderlichen Namen gegeben. Man unterscheidet unter den grauen moosüberwachsenen Steinkolossen den „Mönch“ und die „Nonne“, den „Attila“ und den „Wodan“, selbst das Profil des Kaisers Napoleon will man in den Linien einer thurm hohen Felsenwand erkennen.

Tannen und Gestrüpp, Steinblöcke und

Höhlungen — Alles ist braun und schwarz hier unten, als wäre die Schlucht bereits der Anfang einer unterirdischen Schattenwelt. Selbst die Wasser eines Wildbachs, die lautlos unter Stauden und Kieselsteinen vorüberströmen, sind schwarz wie die Dümpel und Lachen, die sich an tieferen Stellen gebildet haben und selbst am heißesten Sommertage nicht austrocknen.

Häufig sollen in früheren Tagen hier Schmuggler und Wildddiebe, Zigeuner und Räuber ihr Wesen getrieben und Unterschlupf gefunden haben. Aus der Schwedenzeit berichtet die Chronik von der Bande des rothen Caspar, der sich dem Teufel verschrieben und dessen Gestalt möglicherweise der Urkern zur Sage vom Freischütz geworden ist.

In dieser unheimlichen Schlucht sollten sich die Parteien treffen.

Erich Bollmar hatte seinen Hauswirth, den biedereren Revierförster Lüdecke, bei dem er wohnte und der längst einen gewissen Antheil an dem Gelehrten nahm, ins Vertrauen gezogen. Die Entdeckung, daß sie Beide aus demselben Landstrich, ja aus benachbarten Ortschaften gebürtig, hatte doch manche gemeinsame Familien-erinnerung aufgefrißt und — obschon Beide dem Lebensalter nach etwa zwanzig Jahre aus einander — eine Art von Freundschaft hergestellt.

Clemens Lüdecke zählte noch zu den Unversöhnlichen der Sturmjahre 1848 und 1849. Damals schon ein geschworener Feind des Adels und der bestehenden Ordnung, hatte er als thätiger Mitkämpfer in den Scharen süddeutscher Freischärler viel erdulden müssen, unter Anderem eine Reihe von Jahren strenger Haft. — Diese Entnüchterung aber war an dem alten rothhärtigen Freiheitskämpfer spurlos vorübergegangen. Er hatte nichts vergessen, wenn auch Manches gelernt, und trotzdem er später eine bescheidene Försterstelle erhalten, waren gewisse Ueberzeugungen im

Wesentlichen dieselben geblieben wie in seiner Jugend. Begreiflich, daß dieser Conflict des Professors mit dem Major eine Art Fest für ihn war; statt zu beschwichtigen, blies er erst recht in das Feuer, das ihn, streng genommen, nichts anging.

Aus seinem Waffenarsenal hatte er für Bollmar ein paar Pistolen hervorgehacht, nicht mehr neue, aber solide und massive Schießinstrumente, die einem Fra Diavolo alle Ehre gemacht haben würden.

Förster Lüddecke hatte dem unerfahrenen Gelehrten gerathen, die Zeit zu nützen und sich ein wenig einzuschließen, bevor er den gefährlichen Gang wagte.

„Wozu das, alter Freund?“ hatte der Professor erwidert. „Es genügt, wenn ich weiß, wie geladen wird.“ Indes schoß er doch draußen im Baumgarten am Bienenhaus eine Stunde lang nach einem aufgenagelten Brettchen und begleitete jeden Schuß mit Citaten aus alten Classikern.

Seine Stimmung seit gestern war durchaus nicht eine verzweifelte, aber die eines Mannes, der mit den irdischen Dingen abgeschlossen.

Ueberblickte er sein ganzes Leben, so waren es von Jugend auf immer die „Junker“ gewesen, die ihn drangsaliert und sein Leben verbittert hatten; schon auf der Schule im Convict, wo er, der bürgerliche arme Teufel, das bête noire der adeligen Alumnen gewesen, die ihn nicht nur als Zielscheibe ihres Uebermuths benutzte, sondern ihm unzähligemal auch die Folgen ihrer mehr oder minder unfeinen Streiche aufzubürden verstanden. Ebenso auf der Universität, wo er seine Dissertation über die Bauernkriege nicht bloß auf dem Katheder, sondern nachträglich auch auf der Mensur zu verteidigen hatte.

Obwohl er damals Sieger gegen drei oder vier Kämpen eines vornehmen

Corps gewesen, war er gerade deshalb ein Gegner des Duells geworden, weil er den hartköpfigen Junkern wohl blutige Quarten, aber nicht andere Ueberzeugungen hatte beibringen können.

Die demüthigendste Erfahrung aber sollte ihm als Erzieher in einem vornehmen Hause aufgespart sein, wo man ihn eines Tages Knall und Fall entließ, weil es schien, als ob die Tochter des Hauses seinen revolutionären Lehren, vielleicht noch mehr seiner Persönlichkeit allzu großes Interesse geschenkt. Kurz, überall hatte er eine Art Martyrium seiner „plebejischen“ Abstammung erleben müssen; und daß in den folgenden Jahren der Entbehrung, wo es hartes Holz zu bohren galt, um endlich eine selbständige Existenz zu erringen und seinen Ruf als Historiker zu begründen, keine versöhnlichere Stimmung über ihn gekommen, war nur die Folge der früheren Erfahrungen.

Endlich, als er Balesca in Rom kennen gelernt, schienen freundlichere Sterne über sein Leben heraufzuziehen; und nun mußte abermals einer seiner geborenen Feinde seinen Weg kreuzen und sein Glück zertrümmern.

War es nicht überhaupt ein großer Irrthum, eine unverzeihliche Verleugnung seiner Grundsätze, daß er sein Herz an diese gefährliche Schönheit verloren? In Wahrheit war seine Stimmung gegen Balesca weiter als je von aller Verzeihung. Wie! alle seine Verdienste galten nichts? Nur dann galt er in ihren Augen, wenn er nach dem frivolen Codex sogenannter Cavaliersehre handelte? Nur dann fand er Gnade als Ritter Delorges, wenn er sich herbeiließ, den Handschuh, den die leichtfertigste Verleumdung hingeworfen, aus dem Zwinger der Vorurtheile wiederzuholen? Er wußte jetzt, daß er die Schwester des verhassten gewissenlosen Gegners nie erringen

konnte. Deshalb war ihm der Kampf willkommen.

Die ganze Qual der letzten Tage hatte den Becher seines Leides zum Rande gefüllt, und wenn es ihm jetzt beschieden war, zu sterben — was lag daran! In seinem Testamente hatte er sein nicht unbedeutendes Vermögen, das er einer späten unerwarteten Erbschaft verdankte, den Wittwen und Waisen der Landwehrlente seiner Heimath, die im letzten Kriege gefallen waren, vermacht.

Schon warteten Beide, der Gelehrte und der Revierförster, über eine halbe Stunde im Drosselgrunde, und der Gegner war nicht erschienen.

„Bah! erst beleidigen und dann Satisfaction verweigern, natürlich weil Unserer nicht als satisfactionsfähig gilt, das ist die rechte Art!“ sagte der Förster Lüdecke. „Kommen Sie fort, Professor. Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan.“

„Es geht nicht,“ erwiderte Bollmar, der mittlerweile beide Pistolen geladen hatte, „wir müssen wenigstens eine volle Stunde warten.“ Dann nahm er wieder Platz auf einem moosbewachsenen Felsstück und las gleichmütig in einem Bande des Plutarch, den er zufällig noch in seinem Ueberrock gefunden. Es war das Leben des älteren Cato.

Endlich vernahm man das Heranrollen einer Kalesche. Der Major von Gschenloh kam mit dem Rittmeister von Landscron angefahren, einem der zahlreichen früheren Bewerber um Balesca; ein Herr von aristokratischer Tournaire, dem nichts vorzuwerfen, an dem aber auch nichts zu rühmen war, es sei denn seine cavaliere Sicherheit, die häufig der Anmaßung gleich, und seine gesellschaftliche Allwissenheit, die oft gleichbedeutend mit der Medisance war. Natürlich hatte der Major den verehrten „Kameraden“ nur sehr oberflächlich in den Thatbestand eingeweiht, den er im Voraus als eine Farce

hingestellt. Dies reichte jedoch hin, den braven Rittmeister glauben zu machen, daß seine Hoffnungen wieder steigen würden, sobald dieser ridicule Rathedermann beseitigt sein würde.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich warten ließ, meine Herren,“ sagte der Major in aufgeräumtester Laune, „aber es gelang mir nicht gleich, einen Zeugen zu finden. Beinahe hätte ich die ganze Komödie vergessen.“

„Komödie, Herr Major!“ rief der Professor und erhob sich.

„Nun, was sonst!“ war die Antwort. „Biel Lärm um nichts. Komödie der Irrungen, weiter ist es nichts. Aber es ist brav von Ihnen, daß Sie gekommen sind, Herr Professor.“

Das Benehmen des Majors war seltsam heiter, ja fast cordial und freundschaftlich, so daß der Rittmeister wie der Revierförster nicht recht wußten, was sie denken sollten.

„Würden die geehrten Herren einen Sühneversuch gestatten?“ sagte der Rittmeister nachlässig und offenbar nur, um der Form zu genügen.

„Dem wird unsererseits widersprochen,“ erwiderte der Förster Lüdecke.

„Auch meinerseits!“ rief der Major. „Dann käme ja unser Platoniker um sein Heldenthum. Türkenblut muß fließen!“

„Sparen Sie jede Ironie,“ erwiderte der Professor, den dieser ungeziemende Ton erbitterte.

„Seien Sie nicht aigriert, Herr Professor!“ rief der Major. „Wir werden uns später schon besser verstehen und diesen Tag zu unseren heitersten Erinnerungen zählen. Vorwärts, lieber Landscron! Sie haben doch unsere vortrefflichen Kuchenreuter nicht vergessen? Packen Sie aus.“

„Zu dienen, Herr Major,“ sagte der Rittmeister und nahm aus dem Sitzkasten der Kalesche ein fein gearbeitetes

Rästchen, welches er öffnete. Zwei Paar eleganter Pistolen kamen zum Vorschein.

„Diese Mühe hätten sich die Herren sparen können,“ bemerkte der Revierförster. „Wir sind bereits versehen. Wollen Sie sich überzeugen!“ und er präsentirte seine alten Reiterpistolen.

„Alle Hasen!“ rief der Major überrascht, indem er eine von den Sattelpuffern in die Hand nahm. „Und mit solchen Donnerbüchsen wollen Sie ins Feld rücken? Das geht nicht. Und nicht einmal Percussion, sondern altmodisches Steinschloß. Das ist nicht zu brauchen.“ Und er zog dabei den Hahn auf.

„Sehen Sie sich vor,“ sagte der Revierförster, „die Waffe ist bereits geladen.“

Der Major schien plötzlich seine heitere Stimmung zu verlieren. Die lustige Farce, auf die er sich gefreut hatte, drohte sich unversehens in eine ernste Affaire zu verwandeln.

„Ich denke, Sie nehmen unseren Vorschlag an,“ sagte der Major. „Wir haben Beide den Fehler gemacht, über diesen Punkt nichts bestimmt zu haben. Ihre ich nicht, so haben Sie, Herr Professor, ursprünglich blanke Waffen gemeint, aber es waren keine aufzutreiben. So blieb die Sache uns überlassen, und ich denke, wir nehmen unsere Küchenreuter. Ihre Wallbüchsen zerspringen ja Einem in der Hand.“

„Es ist außerdem Unus, daß die besten Waffen entscheiden,“ ließ sich der Rittmeister vernehmen.

„Bitte, mein Herr,“ wandte der Revierförster ein. „So viel ich weiß, bestimmt der Beleidigte, also der Forderer, die Waffen, in diesem Fall der Herr Professor.“

„Wozu überhaupt diese überflüssige Discussion,“ bemerkte jetzt Vollmar nicht ohne Ungeduld; „mir ist es höchst gleichgültig, welche Waffen gewählt werden.

Brauche Jeder die seinen, die er mitgebracht hat.“

„Unmöglich!“ rief der Rittmeister — „dann ist keine Gleichheit möglich.“

„Wozu eine solche Gleichheit,“ wandte Vollmar ein. „Der Zweikampf ist ein Bild des Krieges. Wenn Römer und Deutsche zusammentrafen, fand auch keine Gleichheit der Bewaffnung statt, und ebenso wenig in heutiger Zeit. Wehre sich Jeder seiner Haut, so gut er kann. Sie brauchen Ihre Waffen, ich die meinigen!“

Die Debatte drohte stürmisch zu werden, und der Major schien sogar nicht abgeneigt, irgend eine Form friedlicher Verständigung vorzuziehen. Er bedauerte, daß es infolge höchst unliebsamer Mißverständnisse zu so ernster Entscheidung gekommen, und gebe anheim, ob eine beiderseitige Zurücknahme leidenschaftlicher Worte nicht als genügend anzusehen sei.

Professor Vollmar schwieg auf dieses Anerbieten und überließ alles Weitere seinem Vertrauensmann, dem heißblütigen Revierförster.

„Gut,“ meinte endlich der Rittmeister. „Wenn wir so zu keinem Ende kommen, so muß es sein Bewenden haben. Aber diese Ungleichheit der Waffe bleibt ein horreur, eine monstrosité. Jedenfalls müssen wir dann losen, wem die Küchenreuter zufallen und wem die Donnerbüchsen.“

„Einverstanden,“ erwiderte der Förster. „Und ist der Gang resultatlos, so wird gewechselt. Das Los gilt nur für eine Waffe und nur für den ersten Schuß. Zieht also der Herr Major die Küchenreuter, so nimmt der Herr Professor seine eigene Waffe, und umgekehrt.“

Dieser Vorschlag entschied, und beide Vertrauensmänner traten bei Seite, um zu losen. Der Rittmeister von Landsron warf ein Geldstück in die Luft. Das Wappen sollte für die neue, die Schrift für die alte Waffe entscheiden.

Die Münze fiel, schnellte von dem Stein ab und blieb unter einem Pilze liegen; sie zeigte die Schrift. Dem Major fiel demnach die alte „Donnerbüchse“ zu, dem Professor dagegen die Ruchenreuter, die nach Erklärung der Gegner ebenfalls bereits geladen war.

Der Major schien wieder seine vorige Heiterkeit zu gewinnen. Jetzt hatte er es ja in der Hand, die gefährliche Waffe unschädlich zu machen.

Nachdem dieser Punkt geregelt worden, wurde zur Abmessung der Distanzen geschritten, die ohne weitere Debatten auf sechzehn Schritt Barriere festgesetzt wurde.

* *

Beide Gegner befanden sich endlich auf ihrem Posten.

„Sie haben den ersten Schuß!“ rief der Revierförster dem Major zu.

Der corpulente Herr schritt mit gekentter Waffe von seinem Standpunkt bis zur Barriere, die durch einen Baumzweig markirt war; dann hob er die schwere Waffe und that so, als ob er ziele. Seine Hand schien etwas zu zittern.

Plötzlich krachte der Schuß, und die Kugel schlug reichlich drei Fuß über dem Haupt des Gegners in einen Baumstamm, so daß die Splitter davonsflogen.

„Gratulire!“ rief der Rittmeister. „Die Tour ist an Ihnen, Herr Professor.“

„Gegen allen Comment,“ flüsterte der Revierförster dem Freunde zu. „Ich will mich hängen lassen, wenn der Major nicht absichtlich zu hoch geschossen.“

„Wollen Sie mich schonen?“ rief Bollmar in heller Entrüstung. „Dagegen muß ich protestiren. Sie werden sehen, daß ich nicht die gleiche Großmuth übe!“

Der Schuß der eleganten Waffe krachte, aber der Gegner stand aufrecht, und um seinen Schnurrbart zuckte ein momentanes Lächeln. Man hatte keine Kugel

gehört, wie der Revierförster offen und laut behauptete.

„Doch,“ sagte der Major in heiterster Laune, „sie pfiß mir dicht am Kopfe vorbei; einen halben Zoll weiter rechts, und der Tanz war zu Ende. Mein Compliment, Herr Professor. Sie sind ein vortrefflicher Schütz. Ich denke übrigens, wir bleiben jetzt bei diesen Waffen, es ist so bequemer.“

„Das ist gegen alle Abrede!“ rief der Revierförster und beeilte sich, sein Eigenthum, die alte Reiterpistole, wiederzuholen, dem Major dagegen die abgeschossene Ruchenreuter zurückzustellen.

„Ganz einverstanden,“ bemerkte Erich Bollmar. „Jeder kennt seine eigene Waffe am besten. Nehme also Jeder die seine. Wo ist sie?“ — Er wandte sich, um die nach seiner Meinung abgeschossene Reiterpistole wieder zu laden, welche mit der anderen auf einem Baumstamm lag. In seiner Zerstreung aber wählte er von den beiden die bereits geladene.

Es wurde dies nicht bemerkt, denn die beiden Secundanten waren in eifrigem Disput, nicht über einen etwaigen Sühneversuch, sondern über die Anzahl der eventuellen Gänge. Der Major sprach dabei in ärgerlicher und verächtlicher Weise von den „Feldschlangen“, mit denen man auch ein Scheunenthor fehlen müsse. Solche „Karthausen“ seien gut genug gegen Festungswälle, aber für die Mensur sei es unverantwortlich, mit Wallbüchsen zu schießen.

Darin stimmte ihm auch der Rittmeister von Landscron bei, aber Beide konnten nichts gegen den Eigensinn des Revierförsters ausrichten, den die Mißachtung seiner alten Waffen ernstlich verdroß. Außerdem schien ihm irgend etwas bei jenen Einwendungen verdächtig. Er bestand auf der Fortsetzung des Kampfes wie auf dem Wechsel der Waffe.

„Nun, so sei's denn, aber rasch!“ sagte

der Major, der wieder ernst geworden war. „Noch einen Gang, und dann mag die Post ein Ende haben!“

Nachlässig schritt er zur Barriere, hob seine feine Kuchenreuter und drückte ab. Der Schuß donnerte durch die Schlucht, und das Echo der zerklüfteten Felsenwände antwortete von allen Seiten. Abermals indeß wollte der Revierförster keine Kugel gehört haben.

„Sonderbar,“ sagte er, „sind Sie kugelfest, Professor, oder giebt es zweierlei Loth und Kraut? Ich habe wieder nichts gehört.“

„Nun geben Sie sich Mühe, edler Zell, daß Sie Ihr Ziel nicht fehlen!“ rief der Major und knöpfte seinen Rock auf. Seine Besorgniß vor der Brauchbarkeit und Gefährlichkeit der alten Schießprügel war völlig geschwunden.

Erich Bollmar schien einen Moment die verachtete Waffe zu prüfen, mit der er sich eingeschossen; dann schritt er zur Barriere. Aber im selben Moment, als er den Arm erhob, erscholl aus der Höhe ein lauter durchdringender Schrei.

„Nicht weiter, meine Herren, ich beschwöre Sie, nicht weiter!“

Balesca's Gestalt wurde in der Höhe zwischen Büschen und Bäumen auf dem Felspfade sichtbar, der in steilen Windungen über Brücken und Klippen in den Droffelgrund herabführte. Durch besondere Schlantheit des alten Habermann hatte sie schließlich doch noch herausbekommen, wohin der Wagen bestellt worden sei. Sofort wurde ein bewährter Führer genommen, der einen näheren Waldsteig kannte, welcher über den Rücken des Odinstains zum Droffelgrund führte.

Balesca's Absicht war eine doppelte: einmal den Kampf unmöglich zu machen, dann aber auch die Person des verhassten Verleumders kennen zu lernen. Ihr Plan war leichter gefaßt als ausgeführt. Die versteckten Schmugglerpfade des Droffel-

grundes mit seinen Wildwassern und Felsenwänden sind steil und nicht ungefährlich; ein Theil von Balesca's Schleier wie der Spigenbesatz ihres Kleides war bereits an den Dornbüschen hängen geblieben, und bei der Unbestimmtheit der Angabe schien der Führer selbst unschlüssig, welcher von den vielfach bergab führenden Felspfaden zu wählen sei. Endlich leitete das donnerähnliche Krachen der Schüsse auf die rechte Spur. Man befand sich ganz in der Nähe des Kampflplatzes, und Balesca stürmte ohne Rücksicht auf ihre zerzauste Toilette die steilen Windungen des Pfades hinunter.

„Großer Gott, es ist noch kein Unglück geschehen!“ rief sie, als sie die Anwesenden überblickte. „Halten Sie ein, meine Herren, ich bin gleich bei Ihnen! Also der Rittmeister von Landscron, wie ich gleich ahnte; aber er soll mir Rede stehen!“

Beide Gegner hatten die Waffe gesenkt, während die Comtesse auf den Serpentinien zwischen Gebüsch und Felsklippen herabkam.

„Verwünschte Weiberneugier!“ rief der Major, im höchsten Grade aufgebracht. „Also meine Schwester auch noch. Das hat uns noch gefehlt. Keinen Schritt weiter, Balesca, hier ist kein Ort für dich. Professor, thun Sie Ihre Pflicht, und rasch! Nachher trinken wir Champagner. Und eins zuvor: Meine Schwester braucht nicht zu wissen, wer Ihr Gegner war — verstanden? Nun vorwärts!“

Bollmar hob in der That seine Waffe, aber sein Gesicht war verändert.

„Meinen Sie mich wirklich zur gehoramen Marionette zu machen, die nach Ihrem Befehl zappelt und tanzt, wie Sie wollen, oder soll ich wirklich zum Mörder an Ihnen werden? — Ich habe Ihnen gestanden, aber Gnade oder sogenannte Großmuth kann auch ich üben!“

Sprach es, hob seine Waffe und schoß

sie senkrecht in die Luft ab; aber im selben Augenblick taumelte er mit jähem Aufschrei zurück. Das überladene Gewehr war zersprungen. Bollmar's Hand hielt den leeren Schaft, während ein heftiger Schmerz sich an seinem Kopfe fühlbar machte.

In diesem Moment stürmte Balesca herbei und warf sich zwischen die Parteien.

„Zurück, Herr Rittmeister! zurück, Herr Professor, und weg mit der Waffe! Gehorchen Sie so wenig meinen flehendlichsten Bitten! Aber was ist das — Sie bluten ja, Professor! Himmel und Erde!“

„Es scheint wirklich so,“ erwiderte Erich Bollmar, indem er sein Haupt betastete und jetzt erst des strömenden Blutes gewahr wurde. „Sonderbar, wie hat das geschehen können. Ihren Arm, lieber Lüdecke —“

Der kräftige Mann wankte in der That. Ein Eisensplitter des zersprungenen Laufs hatte seinen Kopf gestreift und keine ganz unbedeutende Wunde verursacht, wie sich bei sofortiger Untersuchung ergab.

Erich Bollmar hatte sich auf das Moos eines Felsenblocks niedergelassen und war, von halber Betäubung übermannt, in die Arme seines Freundes gesunken.

Wer beschreibt die Erregung Balesca's, die tieferschütterte jede Rücksicht auf die Anwesenden vergaß! Auf Weisung des Försters tauchte sie ihr Spitzentuch — dasselbe, das sie gestern wiedergefunden — in die schwarzen, aber klaren Wasser des Wildbachs und schlang es dann um den Kopf des Leidenden. Dann saß sie zu seinen Füßen, und die innigsten Worte, die zärtlichsten Aeußerungen ihrer Angst und Sorge quollen über ihre Lippen. Balesca kannte sich selbst nicht mehr. Alle Wolken, alle launischen Bedenken der letzten Tage waren verschwunden.

Erich Bollmar verharrte lange in seiner Betäubung, endlich erhob er das blasse Antlitz.

„Wozu die Beunruhigung, Comteß. Ich denke, Sie könnten befriedigt sein. Sie haben Kampf gewollt und Blut, und Ihr Wunsch ist erfüllt, so oder so. Schade, daß es leider nur schlechtes bürgerliches Blut ist, das der plumpe Zufall vergossen hat wie in einem Poffenspiel; aber ich bin um so glücklicher, daß sonst kein Unheil geschehen. Kommen Sie, Freund Lüdecke, wir wollen uns auf den Weg machen.“ Und er versuchte, sich zu erheben, sank aber kraftlos zurück.

„Wollen Sie sich nicht des Wagens bedienen, Herr Professor?“ fragte jetzt der Rittmeister von Landscron, indem er hervortrat und sich bei dieser Gelegenheit vor Balesca verbeugte.

„Sie wagen auch noch zu reden!“ rief die Comteß, indem sie sich erhob. „Wenn Sie der gerechten Züchtigung auch entgangen sind, meiner Verachtung seien Sie gewiß!“

„Comteß, ich begreife nicht —“ war die stammelnde Antwort des Verblüfften.

„Schweigen Sie, Landscron!“ rief jetzt der Major heftig. „Und auch du, Balesca, kein Wort mehr!“

„Ich wüßte nicht, weshalb!“ erwiderte die Comteß, und ihr anmuthiges reizendes Antlitz hatte einen drohenden Ausdruck, als sie sich wieder zu dem Rittmeister wandte.

„Ihrem Gegner haben Sie sich gestellt, mein Herr. Stellen Sie sich jetzt auch mir. Sehen Sie mir offen in die Augen, wenn Sie können!“

„Sie scheinen im Irrthum, Comteß,“ erwiderte der Rittmeister, der jetzt das Mißverständniß begriff. „Nicht ich hatte die Ehre, mich mit diesem Herrn zu messen, sondern —“ und seine Handbewegung deutete auf den Major.

„Charly, du —? Unmöglich!“ und Balesca stand hochaufgerichtet vor ihrem Bruder. „Du also warst Jener, den Bollmar auf mein Begehren forderte?“

„Nicht auf Ihren Wunsch, Comteß,“ warf jetzt der Professor ein. „Jener Grund war völlig beseitigt. Die Forderung geschah auf meine eigene Rechnung.“

„Wie hängt das zusammen? Ich will Wahrheit, Charly, und sofort!“

Der Major nahm den Arm seiner Schwester und führte sie eine Strecke weit nach dem Ausgang der Schlucht.

„Balesca, laß jetzt alles thörichte Fragen. Wisse denn, ich hab' ihn curiren wollen, aber die Dosis war zu stark; ich wollte ihn fortschaffen auf deinen Wunsch und um jeden Preis. Wer konnte ahnen, daß er dich wiedersehen würde! Meine Waffe war überladen und platzte mir in der Hand, gerade wie die seine; ich setze dir das ein andermal aus einander.“

„Ich verstehe noch immer nicht,“ erwiderte Balesca. „Also meinethalben müssen sich mein Bruder und mein Freund auf Tod und Leben fordern! Wie entsetzlich muß ich in den Augen des Edlen, des Theuren erscheinen!“

„Auf Tod und Leben — tolles Zeug!“ rief der Major. „Die Komödie war aufs beste arrangirt, denn meine Waffen waren nur blind geladen, und die alten Wallbüchsen zählten nicht. Da muß der „Edle“, der „Theure“ sie noch einmal laden, und der Teufel hat sein Spiel. Bah! jetzt komm, Balesca. Wir sind längst versöhnt, und jetzt keine Verstimmung weiter!“

Balesca aber wandte sich von ihm. „Dieser Tag hat über mich entschieden. Hier ist meine Stelle allein!“ und sie beugte sich zu dem Leidenden. „Wie geht es, liebster Bollmar? Wollen Sie wirklich von mir scheiden? Sage ein Wort zu mir, Erwin, daß du mir verzeihst. Ich will deine Dienerin sein, deine Pflegerin, deine gehorsame Magd!“ Und wieder floß ein Strom zärtlicher und inniger Worte über ihre Lippen.

Erich Bollmar reichte der Geliebten schweigend seine Hand, und ein warmer, inniger Strahl bligte aus seinem Auge. Er versuchte zu reden, aber die Gemüthsbewegung wirkte so stark, daß zugleich eine neue Ohnmacht den Verwundeten umfing. Er merkte es nicht, daß man ihn vorsichtig zu der Kalesche trug, die am Eingang des Steinbruchs hielt; er merkte es nicht, daß er langsam in den Wagen gehoben wurde und daß Balesca an seiner Seite Platz nahm und ihn mit ihren Armen umfing.

Als der Major Miene machte, seine Schwester zu begleiten, wies sie ihn mit ernstem, schmerzlichem Blicke zurück.

„Charly, ich bin heute irre an dir geworden. Wenn du den Bann hast lösen wollen, der mich an dich kettete, so hast du es erreicht. Ich will keine Vorwürfe machen, bis ich Alles weiß, aber ich fürchte, es wird einige Zeit vergehen, bis wir uns wieder verstehen lernen. Hier ist noch ein Brief an dich; er wurde bei uns abgegeben, weil man dich nicht fand.“

Dann grüßte sie noch einmal mit der Hand und lehnte sich zurück. Der Wagen setzte sich in Bewegung und fuhr langsam durch die feuchte dämmernde Felsenschlucht, bis er eine Biegung machte und im warmen Goldduft des sonnendurchglänzten grünen Waldgrundes verschwand.

* * *

Revierförster Lüdecke hatte als getreuer Begleiter und Mentor seinen Freund, den Professor, nicht allein gelassen, sondern war, zufrieden mit dem Platz auf dem Kutscherbock, mit ihm und der Comteß davongefahren.

Major Karl befand sich nun mit dem Rittmeister von Landscron allein, der selbstverständlich nunmehr auf nähere Erläuterung drang, denn die wegwerfende Behandlung von Seiten der Comteß hatte

sein reizbares Gemüth bis in die Tiefen alarmirt.

„Was soll ich Ihnen sagen, lieber Freund,“ erwiderte der Major; „Sie sehen, es ist so weit gekommen, daß ich meiner lieben Schwester einstweilen hinreichend widerwärtig geworden bin, und ich könnte sagen: Gott sei Dank. Ich bin kein Ideal mehr in ihren Augen, sondern ein höchst gewöhnlicher Sterblicher. Tant mieux! Nun ist das letzte Hinderniß ihrer Wahl beseitigt. Laßt die Glücklichen fahren. Zittern und beben mußte sie um ihn, nun ist auf einmal Alles in schönster Ordnung.“

„Aber was in aller Welt hat Comteß mich hineinzmischen?“

„Das erzähle ich Ihnen unterwegs. Suchen Sie das Schießzeug zusammen. Ah, da liegt ja die letzte vertheufelte Donnerbüchse auch noch! Heda, Führer!“ und er wandte sich zu dem Mann, der Balesca vorher begleitet hatte. „Nehmen Sie unsere Sachen und lootfen Sie auch die Handkanone heim. Schade, daß wir darumgekommen sind, ein Glas Sect zu trinken! Aber eine Cigarre, Rittmeister — ist's gefällig?“

Als er in die Tasche griff, fiel ihm auch jener Brief in die Hand, den Balesca mitgebracht. Der Major erkannte die Schrift seines Freundes, des Commerzienraths Schätzler.

„Erlauben Sie einen Moment, Herr von Landscron.“ Und er öffnete und las.

Sein Gesicht überslog dabei ein rasch wechselnder Ausdruck von Staunen, Ueber- raschung, Verdruß und Bestürzung. Schließlich aber schien eine ausgelassene Laune die Oberhand zu gewinnen, denn der Major brach in lautes Lachen aus.

„Alle Hasen, Rittmeister, das ist denn doch etwas Neues! Das ist noch nicht dagewesen! Ich würde Ihnen den Brief geben, wenn er nicht sehr discrete Dinge enthielte. Die Sache will reiflich erwogen

sein.“ Und abermals vertiefte er sich in das merkwürdige Schreiben.

Es lautete:

„Theuerster Freund! Schon neulich auf dem Bahnhof, als wir uns einige Minuten sprachen, werden Sie mir an- gemerkt haben, daß eine gewisse Sorge auf mir lastete.

„Wohl sehe ich ein, es wäre besser, wenn ich mich mündlich mit Ihnen aus- sprechen könnte, doch andererseits ist die Sache so delicateser Natur, daß ich vor- ziehe, zur Feder zu greifen, um Abschied für immer von Ihnen zu nehmen.

„Allerdings Abschied, verehrter Freund, so schwer es mir auch ankommt. Sie wissen: wir haben lange Jahre als die Unzertrennlichen gegolten beim Whist, beim Schach, auf der Regalbahn wie im Casino und auch am häuslichen Herde. Ich kann sagen, es waren meine glücklich- sten Stunden, die ich bei Ihnen verlebte; sie werden niemals wiederkehren, niemals!

„Leider ist jene schöne unvergeßliche Zeit meiner guten Richte nicht zum Glück ausgeschlagen. Sie waren so gütig, sich neulich nach ihr zu erkundigen, und ich theilte Ihnen damals mit, daß sich alle Bewerber nummehr definitiv zurückgezogen, trotzdem in keiner Weise ein äußeres oder inneres Hinderniß bestand oder vielmehr zu bestehen schien.

„Ich muß offen bekennen, daß jener unerwartete stillschweigende Refüs, der fast gleichzeitig von mehreren Seiten erfolgte, mich in weit höherem Grade alterirte als Cornelian. Und so nahm ich bei einer späteren Gelegenheit Anlaß, Herrn Lega- tionsrath von Saldern in vorsichtigster Weise über die Gründe des auffallenden Rückzuges zu sondiren. Es ging dies um so zwangloser, als Herr von Saldern mir in verschiedener Beziehung verpflichtet war.

„Stellen Sie sich vor, welche unerwar- tete, ja fast unglaubliche Eröffnung man mir machte.

„Man zog sich zurück — nicht bloß Herr von Saldern, auch Graf Bugslaff, wie Oberst von Lenz, lediglich aus Rücksicht für Sie, verehrter Freund. Alle Welt glaubte, daß unser intimer Verkehr noch einen anderen Grund habe und daß Ihre täglichen Besuche nicht eigentlich mir, sondern meiner guten Nichte gegolten, aber daß Sie wohl Gründe hätten, Ihre Entscheidung aufzuschieben. Dies war auch von anderer Seite die allgemeine Meinung, und nur aus dieser zarten Rücksicht standen jene Bewerber im letzten Augenblick zurück.“

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie mich jene Eröffnung geradezu bestürzt hat, denn ich hätte mir nicht im Traum dergleichen Annahmen und Vermuthungen einfallen lassen. Sie hatten ja auch in keiner Weise Ursache, Ihre Häuslichkeit jemals zu verändern, denn wer in der Welt konnte sich mit der lebenswürdigen, anmuthigen Valesca vergleichen.“

„Darüber sind nun Jahre hingegangen, und meine gute Cornelia ist schließlich doch um ihr Lebensglück gekommen; allerdings aus einem Irrthum, der in anderen Augen sogar komisch erscheinen könnte, wenn er nicht so verhängnißvoll in seinen Wirkungen gewesen.“

„Lassen Sie mich endlich noch gestehen, daß ich meine Nichte selbst in allem Ernst erforscht, ob sie jene irrige Voraussetzung etwa getheilt habe. Ich bin zu discret, ihre übrigens unklare und evasive Antwort mitzutheilen; aber weil es klar ist, daß sie unter solchen Verhältnissen leidet, wird es besser sein, unseren Aufenthalt zu verändern, so schwer ich mich in diese Nothwendigkeit füge.“

„Und somit, theurer Freund, leben Sie wohl für immer. Jene schönen Jahre werden uns unvergeßlich bleiben lebenslang. Empfehlen Sie uns Comteß Valesca, an deren Glück wir lebhaftesten Antheil nehmen, und bewahren Sie uns ein ebenso

treues Andenken, wie Ihnen ewig widmen wird Ihr zc. zc.“

Das war der „merkwürdige“ Brief, der den Major in größere Aufregung setzte als alle Erlebnisse der letzten Tage.

Mit vorsichtigen Worten unter dem Siegel der Verschwiegenheit deutete er dem Begleiter seine wunderliche Lage an, auch den wesentlichen Inhalt des Briefes.

„Ist je so etwas erhört!“ schloß der Major. „Wer mich nicht kennt, müßte mich danach für einen wahren Satansbraten halten. Meine Schwester wagte nicht zu wählen, weil sie zu sehr an mir hing, und mein bester Freund sagt mir die Freundschaft auf, weil sie zur Vogelscheuche geworden für das Glück seiner Nichte. Haben Sie niemals einen passiven Don Juan gesehen, Rittmeister, so sehen Sie mich an!“

„Es mögen solche verborgenen Complicationen häufiger in der Welt vorkommen, als man weiß,“ meinte Herr von Landscron; „aber was denken Sie zu thun?“

Der Major lachte grimmig vor sich hin. „Heirathen aus Pietät, heirathen aus Entschädigung, weil man die Werber verschreckt hat. Auch ein neues Motiv; aber wenn ich's unterlasse, verliere ich den Freund, und mein ganzes Behagen, meine ganze Lebensordnung ist zum Teufel! Auch eine Strafe für den Weiberfeind!“

„Also Sie werden wirklich —“

„Was in aller Welt bleibt denn übrig!“ rief der Major. „Von zwei Uebeln, heißt es, soll man das kleinste wählen, und mir wäre das größte die Einsamkeit, die Verlassenheit. Ich bitte Sie: an einem Tage die Schwester verlieren und den Freund dazu, das ist zu viel! Lieber schöffe ich mich tod!“

„Cornelia meine Frau?“ fuhr er nach einer Pause fort. „Darauf habe ich sie

mir noch nicht angesehen. Aber was wahr ist, darf man sagen: sie ist fein gebildet, schön gewachsen, sehr gut conservirt, allzeit bei frischem Humor und hat auch sonst das Herz auf dem rechten Fleck. Aber wer sieht solche Vorzüge neben einer Balesca! Ich glaube, ich bin ebenso verrannt gewesen wie meine Schwester — blinde Passagiere Amor's, Beide, wenn auch im wirklichen Sinne blind. Aha, da kommt der Omnibus von Heidenheim; ich wäre im Stande, gleich mitzufahren und per Bahn in die Stadt, um heute noch reinen Tisch zu machen!"

„Und Ihre versprochenen Erläuterungen, Herr Major?“ sagte der Rittmeister.

„Erläuterungen worüber? ah so, wegen der Unnade meiner Schwester, die Sie für den Gegner des Professors hielt — war ja nur eine Ehre für Sie als einen älteren Verehrer; aber das läßt sich applaudiren. Hier, bringen Sie Balesca den Brief des Commerzienraths und sagen Sie ihr, ich wäre sofort in die Stadt. Dann wird Alles vergeben und vergessen sein. Morgen wird man Weiteres hören. Arrangirt sich Alles, wie es nun wohl nicht anders kommen kann, so feiern wir eine Doppelhochzeit, und das bald — der bestrafte Weiberfeind und die Männerfeindin aus Bruderliebe!“

Mit diesen Worten nahm er Abschied vom Rittmeister von Landscron und stieg in den Postomnibus, der bald am einsamen sonnigen Seeufer hinrollte, während der Postillon sein Lieblingsstück auf seinem Posthorn blies. Es war die alte schwäbische Volksweise: Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen...

Darf man verbürgten Privatmittheilungen und weitverbreiteten offenen Couverts mit üblichen schön gestochenen Karten glauben, so ist noch im selben Jahre die bewußte Doppelhochzeit gefeiert worden. Professor Bollmar hat den Ruf nach Dorpat zu Gunsten einer Anstellung an der heimischen Universität ausgeschlagen, und beide Paare leben in ungetrübtem Glück und Behagen mit einander. Die einzige Wolke, welche zuweilen den sonnigen Kreis der Glücklichen beschattet, ist der Unmuth des Commerzienraths.

Worüber? — Nun, über nichts Anderes, als daß der Major gänzlich jedes Interesse an den Kupferstichmappen wie an der Münzsammlung verloren hat. Balesca aber, die strahlende und glückselige Frau Professorin, tröstet lachend den Hagestolz und giebt ihm den freundschaftlichen Rath, sich wenn möglich gleichfalls noch nach einer Lebensgefährtin umzusehen.





Die Macht der Vererbung.

Von

Ludwig Büchner.

II.

Ist noch mehr als in Trieben, Neigungen, Charakter u. s. w. offenbart sich die Macht der Vererbung in Anlagen und Talenten, deren Erblichkeit oder Vererbungs-fähigkeit ja eine Sache so alltäglicher Erfahrung ist, daß es kaum nöthig erscheinen dürfte, besondere Beispiele dafür anzuführen. Besonders interessant und belehrend erscheinen in dieser Hinsicht die sogenannten Familienanlagen, für welche die Culturgeschichte ein ebenso reiches wie interessantes Material liefert. Man kennt ganze Reihen von Familien, in denen sich gewisse Talente oder Anlagen trotz der die Erhaltung derselben verwirrenden Kreuzung Jahrzehnte und selbst Jahrhunderte hindurch fortpflanzten. Eines der bekanntesten und hervorragendsten Beispiele dieser Art ist dasjenige der Familie Bach, in welcher sich der musikalische Genius über mehr als dreihundert Angehörige verbreitete und aus welcher

während einer Zeitdauer von 250 Jahren (1550 bis 1800) nicht weniger als zwei- undzwanzig hervorragende Musikkünstler hervorgingen. Allerdings kam dieser merkwürdigen Erscheinung der Umstand zu Hülfe, daß die Bachs meist Verbindungen mit Musikerfamilien ihrer ehemaligen Lehrer oder Amtsvorgänger eingingen. In gleicher oder ähnlicher Weise erbte sich das Malertalent fort in den Familien der Holbein, Tischbein, Cranach u. s. w.; die Anlage zur Tanzkunst in der Familie der Vestriß; mathematische Begabung in der Familie der Bernouilli; philosophisch-dichterische in der Familie der Schlegel; religiöser oder religions-philosophischer Sinn in der Familie der Schleiermacher; Sinn für Naturforschung in den Familien Cuvier, Decandolle, Siebold, Herschel u. s. w.

Lewes (a. a. D.) erinnert in dieser Beziehung unter Anderem an den sprüch-wörtlich gewordenen „Pesprit des Mor-

temarts“, an den „Witz der Sheridans“, an den Sohn Tasso's, an die Familien Hirschel, Coleman, Kemble, Coleridge u. s. w. — Ribot (a. a. D.) hat sich die Mühe genommen, ganze Reihen von Tonkünstlern, Gelehrten, Schriftstellern, Politikern u. s. w. bezüglich der Erblichkeit der Familienanlage zusammenzustellen und zählt z. B. unter einundfünfzig Dichtern nicht weniger als einundzwanzig, unter vierzig Malern nicht weniger als zwanzig auf, bei denen eine Familienanlage mit Bestimmtheit nachzuweisen war. In gleicher Weise zeigt er die Erblichkeit des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, des Denkvermögens u. s. w. — Freilich kann sich eine solche Familienanlage nicht ins Unbegrenzte fortsetzen, da der verwirrende Einfluß der Kreuzung dem stetig entgegenwirkt; aber wir haben an dem Beispiel der Familie Bach gesehen, daß, wo dieser Einfluß fehlt oder in gewisse Grenzen gebannt ist, die Fortsetzung in der That existirt.

So wie bei Einzelnen oder in Familien, giebt es auch eine Vererbung gewisser Charaktereigenthümlichkeiten oder Anlagen bei ganzen Völkern oder bei einzelnen Gesellschaftsclassen. Hierher ist z. B. zu rechnen das berühmte Handelsgenie der Juden, welches bei diesem seit seiner Vertreibung aus Palästina fast nur auf Handel unter fremden Völkern angewiesenen Volke sich von Stufe zu Stufe entwickelt und durch Vererbung befestigt hat. Oder es kann hierher gerechnet werden der kriegerische Geist mancher Nationen, z. B. der Franzosen, von deren Vorfahren, den alten Galliern, schon der scharfblickende Cäsar eine Schilderung entwirft, welche noch vollständig auf ihre heutigen Nachkommen paßt, indem er als ihre hauptsächlichsten Charaktereigenschaften hervorhebt: Liebe zu den Waffen, zu Revolutionen, Eitelkeit und Rednergabe.

Die sociale Einrichtung des Adels ist ganz ebenso auf die Idee der Erblichkeit gegründet wie das indische Kastenwesen und auf die Voraussetzung, daß edler oder ritterlicher Sinn, vornehme Haltung, Tapferkeit und dergleichen sich von den Eltern auf die Kinder oder familienweise fortpflanzen. Mag man das Institut des Adels als solchen billigen oder

verwerfen, man kann nicht umhin, zuzugeben, daß er seine durchaus natürlichen Ursachen hat und daß er, mochte er nun ursprünglich entstanden sein, wie er wollte, doch stets an der Erblichkeit, an dem Vorrecht der Geburt, festhielt. Er ging dabei von der ganz richtigen Voraussetzung aus, daß man von seinen Vorfahren Muth, Ehrgefühl, Biederkeit u. s. w. ebenso ererbe wie Kraft, hohen Wuchs u. s. w. und daß, wie man annahm, Edle oder Tapfere nur wieder von Edeln und Tapferen abstammen könnten. Allerdings hat der in früheren Jahrhunderten wohlberechtigte Adel in unserer nach socialer Gleichberechtigung strebenden Zeit durch seine sociale Absperrung von den übrigen Gesellschaftsclassen in anderer Richtung wieder schwerwiegende Nachtheile auf sich geladen.

Diese Nachtheile zeigt das indische Kastenwesen in noch viel höherem Grade, obgleich auch hier, wie schon erwähnt, der Glaube an die Reinheit der Kaste ganz durch die an sich richtige Voraussetzung der Erblichkeit von Charakter, Anlagen u. s. w. bestimmt wird. Die heiligen Gesetze Manu's, des indischen Gesetzgebers, ruhen ganz auf der Idee der Erblichkeit oder der leiblichen wie seelischen Vererbung und besagen ausdrücklich: „Ein Weib gebiert immer einen solchen Sohn, der mit den Eigenschaften seines Erzeugers begabt ist“; und: „Ein Mann von verworfener Abkunft erbt die schlechte Eigenart seines Vaters oder seiner Mutter oder Beider zusammen. Niemals kann er seine Herkunft verleugnen“; endlich: „Man muß den einer niederen Kaste Angehörigen und von einer verachteten Mutter Geborenen an seinen Handlungen erkennen können.“ — In der That haben, wie Waitz (a. a. D.) mittheilt und wie auch gar nicht anders vorausgesetzt werden kann, die englischen Missionäre die Kinder der höheren Kasten oder der Brahmanen weit begabter und bildungsfähiger gefunden als die aus niederen Kasten, und nach Morton (*Crania americana*) lassen die Schädel der peruanischen Inkas oder der ehemaligen höchsten Kaste Peru's auf ein entschieden geistiges Uebergewicht des damaligen Adels über das niedrige oder eigentliche Volk schließen. Aber ganz das Nämlische lehrt ja auch ein Blick

auf unsere eigenen gesellschaftlichen Zustände und auf den sogenannten „Unterschied der Stände“, welcher ja gewiß nicht bloß Folge einer einfachen gesellschaftlichen Verschiebung an sich ganz gleicher Individuen, sondern ebenso und vielleicht noch mehr Folge eines schon durch erbliche Anlage bedingten Unterschiedes der einzelnen Gesellschaftsclassen ist. Freilich kommt es alle Tage vor, daß diese eigenthümliche Schranke von einzelnen Individuen durchbrochen wird, aber in der Regel nicht, ohne daß an dem Emporkömmling etwas aus der niedrigeren Sphäre, der er seinen Ursprung verdankt, kleben bleibt. „Geistige Bildung der Eltern,“ sagt schon der scharfblickende Burdach (a. a. O.), „gibt den Kindern eine größere Bildungsfähigkeit; der junge Wilde ist für die europäische Cultur mit seltenen Ausnahmen unempfänglich oder nimmt bloß den Schein derselben an und fühlt sich dabei nicht glücklich.“ — Auch die bekannte Erfahrung, daß die sogenannten Creoleneger in Amerika (d. h. die im Lande selbst geborenen) größere Fähigkeiten oder Anlagen zeigen als die frisch eingeführten, daher auch ehemals als Sklaven besser bezahlt wurden, erklärt sich leicht aus den Gesetzen der Vererbung. Ribot (a. a. O.) führt außer den Juden auch noch die Zigeuner und die sogenannten Gajots in Frankreich als auffallende Beispiele für die Vererbung von Volks- oder Raceneigenthümlichkeiten auf.

Nach diesen Nachweisen, die übrigens noch sehr leicht hätten vermehrt werden können, kann wohl nicht bezweifelt werden, daß — im allgemeinsten Sinne genommen — die Erbllichkeit als Gesetz, die Nichterbllichkeit als Ausnahme erscheint, und daß nicht das Dasein, sondern das Fehlen erblicher Eigenthümlichkeiten unser Erstaunen erregen muß. Jeder einzelne Mensch, wie jedes organische Wesen überhaupt, erscheint als ein mittleres Product seiner Eltern oder seiner Vorfahren überhaupt und als ein Ausdruck aller derjenigen Einflüsse, welche auf diese theils wegen ihres eigenen Lebens, theils durch Vermittelung von Seiten ihrer Voreltern eingewirkt haben.

Allerdings kommt hierbei ein sehr wichtiger Punkt in Betracht, der nicht über-

sehen werden darf, ohne Anlaß zu den größten und folgenschwersten Mißverständnissen zu geben — es ist der Einfluß der Erziehung sowie der Ausbildung und Unbildung.

Gewöhnlich stehen sich in dieser Hinsicht zwei Ansichten schroff und scheinbar unveröhnlich einander gegenüber. Die eine will Alles aus Erziehung, die andere Alles aus angeborener Anlage herleiten. Nach der ersteren kann durch Erziehung aus dem Menschen Alles, nach der zweiten Nichts gemacht werden, da die Geburt als das allein Bestimmende erscheint. Einer der extremsten Verfechter der ersten Meinung war im vorigen Jahrhundert der bekannte Philosoph Helvetius, der Verfasser des berühmten Buches „L'Esprit“, welcher behauptete, daß alle Menschen bei der Geburt vollkommen gleich seien und daß ihre spätere Verschiedenheit nur durch die Verschiedenheit der Erziehung und des Lebensganges erzeugt werde. Auch heutzutage hat diese Meinung trotz ihrer offenbaren Falschheit noch viele Anhänger unter der großen Menge sowohl wie unter Physiologen, Philosophen und Pädagogen. Wenn diese Ansicht richtig wäre, so müßte man durch Erziehung aus einem beliebigen Menschen, einerlei ob er ein Prinzen- oder Bauerssohn, ein Proletarier oder ein den besseren Ständen Angehöriger, ein Wilder oder ein Abkömmling von civilisirten Menschen, ein Europäer oder ein Orientale, ein schwarzer, weißer, gelber oder brauner Mensch, ob er Mann oder Frau sei — ja, man müßte, um es möglichst extrem auszudrücken, aus einem Thier alles Mögliche zu machen im Stande sein.

Die Anhänger der entgegengesetzten Ansicht wollen im Gegentheil nur die angeborene Anlage gelten lassen und halten ihr gegenüber alle übrigen Einflüsse für mehr oder weniger ohnmächtig. Wer keine Phantasie oder keine angeborene Anlage zum Maler, Dichter oder Künstler hat, sagen die Anhänger dieser Ansicht, wird niemals ein solcher werden, mag er thun, was er wolle. Wer nicht die Anlage zur Entwicklung eines mächtigen Verstandes mit auf die Welt bringt, wird niemals ein bedeutender Gelehrter, Schriftsteller oder sonst hervorragender Mensch werden, mag man auch an ihm herum-

schulen oder dressiren, so viel man will — es sei denn in einzelnen Dingen oder Richtungen, zu deren Verfolgung und Ausbeutung ein geringeres, mit Energie gepaartes Maß von Verstandeskraft ausreicht. Wer keinen angeborenen Trieb zum Gelderwerb, zur Sparsamkeit u. s. w. hat, wird niemals durch eigene Anstrengung ein reicher Mann werden; wer keinen angeborenen Muth hat, wird keine Rolle als Soldat, Reisender, Politiker u. s. w. spielen; wer keine Willenskraft oder angeborene Festigkeit des Charakters hat, wird sie durch keine Art von Vorjah oder Anleitung zu erlangen im Stande sein; wer von immoralischen oder verschwendungsüchtigen Eltern abstammt, wird stets mit der Neigung zu einem ähnlichen Verhalten zu kämpfen haben, während umgekehrt der in hohem Grade Geizige oder Gewissenhafte diese Neigungen in der Regel auch in seinen Kindern wiederkehren sieht.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß beide Ansichten, in dieser Einseitigkeit ausgedrückt, falsch sind und daß die Wahrheit auch hier wie in allen menschlichen Dingen in der Mitte liegt. Die Erziehung kann Vieles, aber nicht Alles. Sie kann eine vorhandene Anlage ausbilden oder unterdrücken, aber niemals eine nicht vorhandene erzeugen. Sie kann, consequent durchgeführt, selbst bei mittelmäßigen Anlagen oft große Resultate erzielen; aber sie ist und bleibt in der Regel ohnmächtig, wo diese Anlagen ganz fehlen oder wo bereits die Herkunft an sich ihr unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt. Es ist bekannt und wurde bereits darauf hingewiesen, welche wenig befriedigenden Resultate die europäischen Missionäre durch Erziehung junger Wilden zu erreichen pflegen. Sie lernen mitunter anfangs leicht, nehmen auch einen gewissen Anstrich europäischer Cultur an, fallen aber in der Regel mit Erreichung der Pubertät rasch in den Zustand der Wildheit zurück. Die Erziehung gut veranlagter, von Geburt aus geistig geweckter und namentlich mit Anlage zur Entwicklung moralischen Sinnes versehener Kinder ist für den Pädagogen eine Lust und eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe, während umgekehrt Stupidität, Mangel an Ver-

stand oder angeborene Charakterfehler durch keine Art der Erziehung zu bewältigen sind.

Umgekehrt bedeuten die besten angeborenen Anlagen in der Regel wenig oder nichts, wenn sie nicht ausgebildet werden oder wenn sie ohne Gelegenheit zu ihrer Entfaltung bleiben. Man macht allerdings gegen diese, wie es scheint, selbstverständliche Behauptung geltend, daß es nicht an Beispielen fehle, wo hervorragende Genies oder Menschen mit großen angeborenen Anlagen auch bei schlechter Erziehung oder unter widrigen Umständen ihr Ziel erreicht hätten, so z. B. Shakespeare, d'Alembert, Napoleon I., Schiller u. s. w., und knüpft daran die oft gehörte Behauptung, daß solche Genies immer und unter allen Umständen zum „Durchbruch“ kämen oder kommen müßten. Aber schon die bekannte, aus Erfahrung hergeleitete Redensart von den sogenannten „verdorbenen Genies“ zeigt, daß die Behauptung in solcher Allgemeinheit nicht richtig sein kann und daß gar manches Genie in Verborgenheit verkommen sein mag, von dem die Welt nie etwas erfahren hat. Ja, man darf mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die Zahl der nicht zum „Durchbruch“ gekommenen Genies bedeutend größer sein möge als die des Gegentheils.

Indessen kommt die Geniefrage hierbei weit weniger in Betracht als die große und die Genies weit überragende Menge der Durchschnittsnaturen oder Durchschnittsmenschen, welche, mit mittelmäßigen Naturanlagen versehen, der künstlichen Ausbildung dieser Anlagen oder der Erziehung nothwendig bedürfen, um ihr Ziel zu erreichen, während bei Genies wie bei Idioten der Einfluß der Erziehung der angeborenen Anlage gegenüber mehr in den Hintergrund tritt.

So kann man als allgemeines Resultat dieser Untersuchung aussprechen, daß der einzelne Mensch als ein mittleres Resultat aus Angeborenheit und aus Erziehung oder Anbildung erscheint, und daß man, wenn man das Richtige erkennen will, nicht willkürlich das einzelne Moment vor das andere stellen darf, sondern daß man stets beide Einflüsse gleichzeitig vor Augen haben muß, vorsichtig erwägend,

was dem einen, was dem anderen zuzuschreiben ist. Dieses zeigt sich auch sehr deutlich in der vielerörterten und von so zahlreichen Mißverständnissen umgebenen Frage von den sogenannten Instincten oder Kunsttrieben der Thiere, aus denen durch allmälige Entwicklung auch die Instincte oder unbewußten Antriebe der menschlichen Natur hervorgegangen sind und über deren Entstehungsurachen ein endloser Streit unter den Gelehrten geführt wurde und theilweise noch geführt wird. Der Streit ist unnöthig oder gegenstandslos geworden, seitdem durch die Erkenntniß von der Macht und den Gesetzen der Vererbung oder Erblichkeit das eigentliche und an sich sehr einfache Sachverhältniß vollkommen aufgeklärt ist.

Danach müssen alle sogenannten Instincte oder unbewußten Antriebe betrachtet werden als allmälige entstandene, durch Vererbung und Forterbung nach und nach bleibend gewordene geistige oder seelische Triebe, Neigungen, Anlagen oder Lebensgewohnheiten oder — wenn man es mehr anatomisch-physiologisch ausdrücken will — als in gleicher Art entstandene mechanische Dispositionen des Gehirns und Nervensystems zu dieser oder jener Art von Thätigkeit. Ehe man den Einfluß der Erblichkeit kannte, verstand man es nicht, die Instincte und Kunsttriebe auf andere Weise zu erklären als durch eine Art von unbewußtem und angeborenem Hellssehen, oder als von einem höheren Wesen oder einer höheren, von verständigen Absichten geleiteten Macht jedem Einzelwesen zu dessen Wohl und Erhaltung eingepflanzte Triebe und Anleitungen zu einem zweckmäßigen Handeln, und zwar, was die Hauptsache war, ohne Bewußtsein des Zwecks. Die Definition an sich war ganz richtig, nur die Erklärung ließ zu wünschen übrig und ließ die ganze Theorie nicht bloß als eine gewaltsame, sondern auch als eine mit zahllosen widersprechenden Thatfachen nicht oder schwer vereinbare erscheinen. So konnte es nicht fehlen, daß daraus ein ewiger Streit zwischen den Anhängern einer teleologischen und denjenigen einer nichtteleologischen Anschauung entstehen mußte, ohne daß man der Unzulänglichkeit der leitenden Gesichtspunkte wegen zu

einem entscheidenden Resultat gelangen konnte. Seitdem aber die Angeborenheit ihre ausreichende Erklärung in der Erblichkeit oder Vererbung allmäliger entstandener Gewohnheiten oder Antriebe gefunden hat, ist man auf einen vollkommen klaren Standpunkt gelangt. Nur darf man sich nicht der falschen Vorstellung hingeben, als ob die Angeborenheit in dieser Frage Alles erschöpfe und als ob mit ihr die vollständige Anleitung zu einem zweckmäßigen Handeln ohne jede Nebenrück-sicht gegeben sei. Denn es werden, wie es scheint, keine Ideen oder fertigen Vorstellungen vererbt, sondern nur die Antriebe, Neigungen, Anlagen oder Talente dazu, während das Uebrige, um daraus wirklich zweckmäßige Handlungen hervorgehen zu lassen, theils durch Erfahrung, theils durch Erziehung geschehen muß. Allerdings darf dabei nicht vergessen werden, daß der Einfluß der Angeborenheit oder des unbewußten Hellssehens in demselben Maße zunimmt, in welchem man tiefer in der Thierreihe hinabsteigt, während bei höheren und verständigeren Thieren Erziehung und Erfahrung eine oft größere, wenigstens ebenso große Rolle spielen wie die angeborene Anlage oder Neigung. Doch wollen wir unsere Meinung an einigen naheliegenden Beispielen zu begründen suchen.

Von dem Biber nimmt man an, daß demselben sein merkwürdiger Bau- oder Kunsttrieb der Art angeboren sei, daß auch ganz jung von der Mutter weggenommene Thiere, bevor sie irgend eine Anleitung erhalten hätten, einen regelrechten Biberbau aufzuführen im Stande wären. Dieses ist ganz unrichtig; im Gegentheil versichern uns die Biberjäger übereinstimmend, daß die jungen Thiere nicht weniger als drei Jahre hindurch bei den Eltern bleiben und während dieser Zeit von ihnen unterwiesen werden, ehe sie selbständig als Baukünstler agiren. Wohl machen jung eingefangene Biber, wenn man ihnen die nöthigen Materialien reicht, allerhand Bau- und Flechtversuche, indem der von den Eltern ererbte Bautrieb in ihnen lebendig wird; aber zu einem förmlichen Biberbau bringen sie es ohne Unterweisung oder Anleitung ebenso wenig wie die sogenannten

Höhlenbiber, welche da, wo sie vereinzelt zu leben gezwungen sind, statt ihrer berühmten Flußbauten sich damit begnügen, Höhlen in das Ufer zu graben und dieselben mit Aftwerk zu verammeln. Aus gleichem Grunde bauen junge Vögel schlechtere Nester als ältere, oder bauen junge Vögel, welche man einsam in Bayern aufzieht, entweder gar keine oder sehr unvollkommene Nester, indem ihnen Erfahrung, Uebung oder Anleitung fehlen; oder sind ältere Thiere, z. B. Füchse, schlauer als junge, weil die erzieherische Einwirkung des Lebens und der Erfahrung sich bei ihnen geltend zu machen Zeit hatte. Indessen hat schon G. Veroy die Bemerkung gemacht, daß in solchen Gegenden, in denen die Füchse viel gejagt werden, die jungen Thiere schon beim ersten Hervorkommen auffallende Verschlagenheit und Vorsicht an den Tag legen, offenbar weil sie die Anlage dazu von den durch Erfahrung ängstlich gewordenen Eltern ererbt haben. Ganz das nämliche gilt von der Furcht der Thiere vor den Menschen überhaupt, welche Furcht nach den übereinstimmenden Berichten der Reisenden in menschenleeren Gegenden oder auf unbewohnten Eilanden ursprünglich ganz fehlt und dem Thier erst durch Erfahrung und Vererbung der dadurch entstandenen Angstlichkeit eingepägt worden ist. — Das junge, der Eischale entschlüpfte Huhn ist durchaus nicht, wie Viele meinen, ein fertiges, mit allen Vorzügen seines Geschlechtes ausgerüstetes Geschöpf, sondern es muß das Laufen, Saufen, Aufspicken von Körnern u. s. w. erst unter Anleitung der Mutter nach und nach erlernen. Ebenso wenig ist es richtig, daß die der Eischale entschlüpfte junge Ente oder Gans von selbst das Wasser aufsuche, in welchem sie sofort sich als fertige Schwimmerin bewähre; die jungen Thierchen haben im Gegentheil anfangs Furcht vor dem Wasser und müssen, wie alle Schwimmvögel, das Schwimmen, Wasserlaufen, Aufsuchen der Nahrung u. s. w. erst von den Alten lernen, wobei ihnen freilich die von den Eltern ererbte Anlage zu diesen Lebensgewohnheiten auf das wesentlichste zu Statten kommt. Frau Ruge in Schwerin hat beobachtet, wie eine Taubenmutter drei eben flügge

gewordene Jungen am Rande eines Wasserzubers mit großer Mühe zum Trinken anleitete und erzog. (Man vergleiche des Verfassers Schrift „Aus dem Geistesleben der Thiere“, 3. Aufl., S. 30.)

Der berühmte Wandertrieb der Vögel ist gewiß einer der stärksten, wenn auch nur allmählig entstandenen Triebe der thierischen Natur und macht sich auch bei gefangen gehaltenen Zugvögeln zur Zugzeit in heftigster Weise und ohne Bewußtsein des Zweckes geltend. Dennoch ist kein einzelner Vogel, der einen Zug noch nicht mitgemacht hat, im Stande, bloß unter Anleitung seines Triebes eine wirkliche Wanderung anzutreten; er bedarf dazu der Hülfe, Unterweisung und Anleitung seiner erfahreneren Mitgeschöpfe. Sogar bei anscheinend auf der thierischen Stufenleiter so tief stehenden Geschöpfen wie Ameisen und Bienen, bei denen der ererbte Trieb zu einer bestimmten, unter einander im Zusammenhang stehenden Reihe von Handlungen ihr ganzes Dasein beherrscht und bestimmt, ist eine Erziehung der Jungen durch die älteren Individuen durch zuverlässige Beobachter mit aller Bestimmtheit nachgewiesen worden. Auch vertheilen sich bekanntlich die vielfachen Geschäfte der Gemeinschaft in verschiedener Weise an die älteren und jüngeren Individuen. (Näheres in des Verfassers soeben citirter Schrift.)

In besonders belehrender Weise zeigt sich das Verhältniß zwischen ererbter Anlage und Ausbildung derselben bei Thieren in solchen Fällen, wo das erzieherische Zutun des Menschen mit in das Spiel kommt und wo demnach eine angeborene, von den Eltern ererbte Neigung oder Anlage durch Erziehung, Dressur oder Erfahrung zu einer wirklichen Lebensgewohnheit oder Kunstfertigkeit wird. Hierher ist z. B. zu rechnen das bereits erwähnte Stehen der Jagdhunde, welches theils auf angeborener Gewohnheit, theils auf Erziehung beruht; die theils angeborene, theils anerzogene Neigung der Schäferhunde zum Umkreisen der Herde oder der Hofhunde zur Wachsamkeit; die gleicherweise entstandene Neigung der Bernhardiner oder Neufundländer Hunde zur Rettung von Menschenleben; die Neigung der Hühnerhunde, in das Wasser

zu gehen; die allmälige Gewöhnung der europäischen Jagdhunde an die Eigenthümlichkeiten der Peccarijagd in Amerika oder der Windhunde an die in großen Höhen über dem Meere auszuführende Hasenjagd in Mexico; die Gewöhnung des Pferdes des spanischen Amerika an den sogenannten Paßgang oder des englischen Schafes an den ihm anfangs verhaßten Genuß der Steckrübe; die Erziehung dressirter Pferde und der Haushiere überhaupt zu bestimmten Beschäftigungen oder Lebensgewohnheiten. Es ist eine bekannte Sache, daß alle abgerichteten oder längere Zeit der Zucht des Menschen unterworfenen Thiere Junge hervorbringen, welche ihrer von den Eltern ererbten Anlage halber leichter erzogen werden können als solche von unabgerichteten, und die Erzieher von Pferden wissen sehr wohl, daß die Jungen von gut dressirten Pferden eine viel größere Gelehrigkeit an den Tag legen als die Nachkömmlinge von weniger gut oder gar nicht dressirten. Bei den englischen Rennpferden entscheidet über deren Güte ebensowohl die Abstammung von solchen Thieren, welche sich bereits als tüchtige Renner ausgezeichnet haben, wie die Dressur oder Erziehung, und zwar so sehr, daß man es für der Mühe werth hält, vollständige Stammbäume dieser Thiere anzufertigen und weiterzuführen. Einzelne englische Rennpferde gaben Hunderten von Wettrennensiegern der nachfolgenden Generationen das Leben, wofür Darwin (a. a. D. II, S. 14) das Beispiel der „Eklipse“ und des „King Herod“ mit dreihundert bis vierhundert Siegernachkommen anführt.

Das Hofgeflügel war zur Zeit des Aristoteles noch so wild und zum Davonfliegen geneigt, daß es nicht anders als unter gespanntem Netzwerk gehalten werden konnte, während es heutzutage nur durch die mittelst Vererbung gewonnene Liebe zur Heimath festgehalten wird. Durch dieselbe Liebe getrieben, findet die Briestaube ihre entfernte Heimath wieder, nachdem die Einwirkung künstlicher Erziehung die von den Eltern ererbte Anlage zur möglichsten Ausbildung gebracht hat.

Solcher Beispiele, bei denen allen es sich nicht um eine striete Wahl zwischen

Angeborenheit und Anbildung oder Anpassung oder Erziehung, sondern nur um das Mehr oder Weniger des einen oder des anderen Momentes in jedem einzelnen Falle handelt, könnten noch gar viele namhaft gemacht werden.

Wir wissen noch nicht genau, wie weit die Macht der Angeborenheit oder Vererbung in jedem einzelnen Falle sich zu erstrecken oder auszudehnen im Stande ist; aber so viel glauben wir als allgemeines Resultat aus diesen Untersuchungen bezeichnen zu dürfen — ein Resultat von höchster Wichtigkeit sowohl für die Thier- wie Menschenpsychologie —, daß Alles, was in dem geistigen oder seelischen Leben der Thiere nicht erklärbar ist aus Erfahrung, Erziehung, Lehre, Beispiel oder sonst aus natürlichen oder naheliegenden Ursachen — wie z. B. aus dem bei den Thieren im höchsten Maße ausgebildeten Geruchssinn oder Geruchstrieb — auf von den Eltern ererbten geistigen Anlagen, Fähigkeiten oder Lebensgewohnheiten beruht oder beruhen muß. Dieses ist auch der einzige Sinn, in welchem das früher so viel gebrauchte und vieldeutige Wort „Instinct“ heutzutage noch genommen werden kann, als eine allmählig entstandene, durch Vererbung bleibend gewordene Naturanlage oder ein auf gleiche Weise entstandener, durch eine gewisse Disposition des Nervensystems vermittelter Antrieb zu zweckmäßigem oder wenigstens auf Erreichung eines gewissen Zieles gerichtetem Handeln. Jede andere Erklärung des Instincts führt zu heillosen Mißverständnissen und Unbegreiflichkeiten. Auch darf dabei nicht vergessen werden, daß es einen angeborenen Instinct nur insoweit giebt, als er von den Eltern erbt worden ist, daß aber diese selbst denselben zu irgend einer Zeit, wenn auch erst nach und nach, erworben haben müssen, so daß es eigentlich angeborene Triebe oder Instincte in einem allgemeineren Sinne überhaupt nicht giebt, sondern daß Alles, was hierher gehört, im Laufe unendlich langer Zeiträume von den Vorfahren allmählig erworben und dann weitergeerbt worden ist. Angeborenheit kann daher heutzutage, einerlei in welcher Richtung sie sich erstrecken mag, im nothwendigen Einklang mit der Entwicklungstheorie nur noch

im Sinne allmätiger, durch Vererbung bleibend gewordener Entstehung genommen werden.

Diese Grundsätze gelten auch in ganz gleicher Weise für die Instincte der Menschennatur oder für die unbewußten Antriebe der Menschenseele. Will man überhaupt von Instinct reden, so muß man denselben dem Menschen, wenn auch in einem beschränkteren Sinne, geradezu zugestehen wie dem Thier — was auch gegenwärtig von allen der Erfahrung huldigenden Forschern auf diesem Gebiete bereitwillig anerkannt wird. — „Wie hohl die düstelhafte Einbildung ist,“ sagt z. B. G. H. Schneider (Der thierische Wille, S. 61), „daß alle Handlungen des Menschen zweckbewußte und die der Thiere nur instinctive seien, das beweist die Thatfache von dem Instincte, der den menschlichen Willensäußerungen zu Grunde liegt.“ — „Bei allen Handlungen des Menschen zur Selbsteristenz wie zur Fortpflanzung ist mehr oder weniger sogenannter Instinct zu finden.“ — „Der Nahrungs- und Fortpflanzungstrieb, der Erwerbtrieb, der Liebestrieb, der Schutz- oder Erhaltungstrieb, die Schamhaftigkeit bei civilisirten Nationen, die Mutterliebe, der Spiel- und Nachahmungstrieb u. s. w. beruhen alle mehr oder weniger auf erbten Instincten oder Antrieben.“ — „Bei der Wahl der Mittel zur Erreichung der Selbsteristenz und Arterhaltung tritt die zweckbewußte Geistesthätigkeit in den Vordergrund; die Anregung aber zu irgend einer Wahl und Anwendung solcher Mittel ist im unbewußten und zum größten Theil angeborenen Triebe, im Instincte, gegeben.“

Einer der interessantesten und wichtigsten Instincte der Menschennatur ist der moralische Instinct oder die angeborene Neigung des Culturmenschen zu moralischem Verhalten. Bekanntlich leiten die Moralisten diese Neigung aus einem allen Menschen an- und eingeborenen sogenannten Sittengesetz oder Gewissen ab — eine Theorie, welche in der Philosophie unter dem Namen des „kategorischen Imperativs“ von Kant berühmt geworden ist. — An dieser Theorie ist etwas Wahres, aber dennoch schließt sie einen doppelten Irrthum ein. Denn erstens ist das Moralgesetz nicht, wie jene Theore-

tiker meinen, allen Menschen in gleicher Weise und auch nicht apriorisch oder vor aller Erfahrung eingepflanzt, und zweitens enthält es keine bestimmten Regeln oder Vorschriften darüber, wie zu handeln ist, sondern es besteht nur in einer moralischen Veranlagung, die, um zur wirklichen Moral zu werden, der vorherigen Erziehung und Ausbildung bedarf. Wir sind gewissermaßen moralisch organisirt, das heißt: es sind dieses nicht alle Menschen, sondern nur solche, deren Eltern und Voreltern während langer Zeiträume in sittlich und politisch geordneten Gesellschaftszuständen gelebt haben. Aber diese Organisation oder Anlage erhebt sich zur eigentlichen Moral erst durch Lehre, Beispiel, Erziehung und weitere Ausbildung des sittlichen Gefühls. Angeborene Moralvorschriften oder Moralgesetze bestimmten Inhalts giebt es ebenso wenig, wie es angeborene Ideen überhaupt giebt.

Daß es keine angeborenen Moralvorschriften, kein apriorisch an- und eingeborenes Sittengesetz giebt, zeigt ein einfacher Blick auf wilde Völker wie auf unsere eigenen Kinder. Urvölker ermangeln bekanntlich fast aller jener Formen des sittlichen Gefühls, welche bei civilisirten Nationen nach und nach eine so große Macht und Bedeutung erlangt haben; und gerade die zartesten Gefühle, wie Barmherzigkeit, Mitleid, allgemeine Menschenliebe u. s. w., zeigen sich erst ziemlich spät in der Geschichte, genau so wie sich auch der Sinn für Musik, für die Schönheiten der Natur und Aehnliches erst nach und nach unter dem Einfluß der Vererbung zu seiner jetzigen Höhe und Bedeutung entwickelt hat. Im Gegensatz dazu mußten die wilden und rohen Instincte der menschlichen Natur aus der Zeit der Thierheit oder des Urmenschen, wie Grausamkeit, Streitsucht, Neigung zu Blutvergießen u. s. w., mehr und mehr zurücktreten, haben aber doch immerhin durch den tiefgreifenden Einfluß des Atavismus noch Gewalt genug übrig behalten, um von Zeit zu Zeit unter der Culturdecke hervor bei Einzelnen wie bei Völkern in einzelnen erschreckenden Beispielen, z. B. in Kriegszeiten, wieder zum Durchbruch zu kommen. Namentlich hat man Gelegenheit, diese atavistische Roh-

heit bei Angehörigen unserer niederen Stände zu beobachten, bei denen der Einfluß fortschreitender Besitzung sich nicht in demselben Maße geltend zu machen im Stande ist wie in den höheren Schichten der Gesellschaft. Nur die stete, von Generation zu Generation fortgesetzte Vererbung sittlicher Lebensgewohnheiten kann nach und nach jenen Bestand und jenes Gleichmaß sittlichen Gefühls hervorbringen, von welchem die Existenz der heutigen Gesellschaft abhängt. So ist das Moralgesetz nach und nach zu einem Naturgesetz geworden, weil es eine notwendige Folge der Natur der Dinge selbst ist und weil eine menschliche Gesellschaft auf die Dauer ohne dasselbe gar nicht bestehen könnte; es ist übrigens wechselnd je nach Lage der Umstände, der Zeiten, der Natur der einzelnen Völker, gerade so wie auch menschliche Satzungen über dieselben Grundregeln da oder dort sehr verschiedene Formen annehmen können.

Das ehemals angenommene angeborene Sittengesetz oder Gewissen ist selbst von den meisten Philosophen heutzutage in das Gebiet der Märchen verwiesen. Schopenhauer nennt es eine „Kinder-schulmoral“. Ein höchst bezeichnendes Licht auf seine allmälige Entstehung wirft die bei wilden Menschenstämmen gemachte Beobachtung, daß die bei ihnen geltenden Moralvorschriften sich immer nur auf den eigenen Stamm beziehen und innerhalb desselben nur um deswillen gehalten werden, weil eine Nichtbeobachtung derselben die Existenz des eigenen Stammes gefährden oder unmöglich machen würde, während fremden Stämmen gegenüber jede moralische oder Rechtsrückicht gänzlich wegfällt und jede Art von Gräueln oder Schandthat nicht bloß erlaubt ist, sondern sogar für verdienstlich gehalten wird. Der Begriff einer allgemeinen „Menschlichkeit“, eines für Alle geltenden Menschenrechtes ist erst eine Erwerbung der culturhistorischen Entwicklung der Neuzeit, obgleich auch heutzutage noch die letzten Ueberreste jener Uranschauung in dem bei internationalen Kriegen civilisirter Völker hervortretenden Nationalhaß und Chauvinismus deutlich genug wahrzunehmen sind.

Somit kann das Moralgesetz nicht auf

einem Vertrag beruhen, wie die Rechtslehrer, oder auf einer angeborenen Idee, wie die Moralisten wollen, sondern es erscheint als ein echtes, durch den Zwang der Umstände selbst herbeigeführtes Naturgesetz, ohne welches, wie gesagt, die menschliche Gesellschaft einfach eine Unmöglichkeit sein würde.

Wendet man dieses auf die wichtige Frage von der Freiheit des menschlichen Willens an, so begreift man sofort, daß der menschliche Wille nicht im Sinne der alten Moralssysteme als unbedingt frei, sondern als durch eine Menge von Einflüssen gebunden erscheint — unter welchen Einflüssen als einer der wichtigsten der angeborene Charakter oder die von den Eltern und Voreltern ererbte seelische Neigung, in dieser oder jener Weise thätig zu sein oder zu fühlen, zu denken und zu handeln, erscheint. Es bedarf dies kaum einer weiteren Auseinandersetzung, da es gewiß jeder einzelne Mensch bereits hundert- und tausendmal an sich selbst empfunden oder erfahren hat, welchen beherrschenden Einfluß diese ererbten Neigungen auf sein ganzes Sein und Wesen ausüben, und wie es in den meisten Fällen trotz aller Ueberlegung geradezu unmöglich erscheint, mit Erfolg gegen diesen inneren Zwang anzukämpfen. Eine angeborene Neigung zu Trägheit oder Melancholie, oder Leichtsinne, oder Eitelkeit, oder Hochmuth, oder Geiz, oder Wollust, oder Trunksucht, oder Gewaltthat ist in der Regel durch keine Art von Wille oder Vorstellung zu bändigen oder zurückzuhalten, während andererseits Wohlwollen, Mitleid, Kinderliebe, Gutmüthigkeit, Gewissenhaftigkeit, Gerechtigkeitsinn einen Menschen, der vielleicht niemals von Moralgesetzen etwas vernommen hat, als echten Moralisten erscheinen lassen. Jeder Einzelne pflegt in den meisten Fällen so zu handeln, wie es seiner angeborenen Natur und Neigung am meisten entspricht, und diese angeborenen Triebe und Neigungen unserer Natur üben in der Regel einen Einfluß auf unsere Entschlüsse und Handlungen aus, im Vergleich mit welchem alle anderen Beweggründe, namentlich diejenigen der Reflexion, mehr oder weniger in den Hintergrund treten. Der Jüngling opfert Alles dem Liebestrieb, der ältere Mann oder der Geizige

dem Erwerbtrieb, der Faule dem Ruhebedürfniß oder der Arbeitscheu, der Ehrgeizige dem Streben nach Auszeichnung, die Mutter der Liebe zu ihren Kindern u. s. w.

Wichtiger noch als die moralische Vererbung und selbstverständlich am wichtigsten unter allen Arten der Vererbung erscheint die intellectuelle Vererbung oder die Vererbung von Denkvermögen und Verstand im Zusammenhang mit Gedächtniß, Phantasie, Urtheilskraft u. s. w. Die Möglichkeit der intellectuellen Vererbung ist von vornherein bewiesen durch die bereits öfter besprochene leichte Vererblichkeit der Geisteskrankheiten. Wären wir aber auch nicht im Besitze dieses Beweismittels, so würde schon die tägliche Erfahrung darüber, daß der Intellect von Eltern auf Kinder übergeht, keinen Zweifel bestehen lassen. Fast bei allen großen Geistern der Geschichte oder sonst geistig hervorragenden Männern oder Frauen ist man im Stande gewesen, nachzuweisen, daß sie geistig bedeutende Eltern hatten oder daß mindestens einer von den beiden Erzeugern geistig bedeutend war, wenn auch der Ruf oder Namen, den sie geschichtlich erlangten, nicht im Verhältniß zu ihren Fähigkeiten stand. Ist schon Fähigkeit und Leistung etwas an und für sich sehr Verschiedenes, so steht der Name, den sich der Einzelne durch irgend eine Art der Leistung erwirbt, durchaus nicht im geraden Verhältniß zu seiner Leistungsfähigkeit, und die meisten Eltern bedeutender Menschen, deren intellectuelle Bedeutung man erst nachträglich erforscht hat, würden wohl ewig unbekannt geblieben sein, wenn nicht ihre Kinder oder eines derselben die Stufe der Berühmtheit erstiegen hätte. Wir können übrigens diese Uebertragung des Intellects von Eltern auf Kinder nicht berühren, ohne einer Frage zu gedenken, welche bereits auf das vielfachste erörtert und in sehr verschiedenem Sinne beantwortet worden ist — der Frage nämlich: ob die intellectuelle Erbschaft mehr von dem Vater oder mehr von der Mutter herrühre? Entgegen der, wie es scheint, natürlichsten Annahme hat bekanntlich der Philosoph Schopenhauer die bestimmte Behauptung ausgesprochen, daß man den Intellect von der Mutter, den Willen dagegen mit Ein-

schluß von Charakter, Leidenschaft, Neigung, Gefühl u. s. w. vom Vater ererbe. Wahrscheinlich hat ihm dabei das berühmte Beispiel Goethe's vorgehwebt, dessen Mutter, die „Frau Rath“, eine Frau von eminenten geistiger Begabung war. Vielleicht dachte er auch an seine eigene Mutter, die bekannte Schriftstellerin Johanna Schopenhauer. In der That läßt sich nicht leugnen, daß von einer Anzahl genialer Männer bekannt geworden ist, daß sie von geistig bedeutenden Müttern geboren wurden, während der Vater einen gleichen oder ähnlichen Anspruch nicht erheben konnte. So soll die Mutter Napoleon's I., die bekannte Madame Lätitia, eine Frau von großer Klugheit und zugleich seltener Charakterstärke, aber auch von tyrannischem Sinn gewesen sein. Sie pflegte ihren Gemahl auf den Kriegszügen der Corsicaner gegen Genuesen und Franzosen zu Pferde zu begleiten. Auch die Mutter Newton's wird als eine Frau von eminentem Talent geschildert, während der Vater geistig gar nicht hervorragend gewesen sein soll.

Indessen würde man einen großen Fehler begehen, wenn man aus diesen vereinzelt Beispielen einen allgemein gültigen Schluß ziehen wollte, da auch eine nicht geringe Menge von Beispielen namhaft gemacht werden kann, in welchen das Gegentheil stattfand und der Intellect bedeutender Männer nachweisbar von dem Vater geerbt wurde. So haben die fünf Söhne Anselm's v. Feuerbach, des berühmten und philosophisch begabten Criminalisten, ihre große Begabung offenbar alle vom Vater geerbt. Der Sohn Anselm erwarb sich Ruhm in der bildenden Kunst, K. Wilhelm desgleichen als Mathematiker, Ed. August als Jurist, Fr. Heinrich als Sprachgelehrter, Ludwig endlich als Philosoph. — Der große französische Staatsmann Mirabeau hatte in männlicher Linie bis zu Großvater und Oheim geistig bedeutende Vorfahren. Sein eigener Sohn dagegen kam mehr auf seine Mutter heraus und taugte nichts. Der Vater des Dichters Tasso war ebenfalls ein Dichter, und die Vererbung dieser Anlage auf den Sohn wurde durch den Einfluß der Mutter noch gesteigert. Auch Schiller's Vater war nach neuerdings darüber bekannt gewordenen Nachrichten

ein geistig bedeutender und hoch veranlagter Mensch, wurde aber durch niedere Stellung und widrige Lebensschicksale an der vollen Entfaltung seiner geistigen Kräfte gehindert.

Im Allgemeinen wird man — auch ohne sich nach weiteren Beispielen dieser Art umzusehen — das Richtige treffen, wenn man annimmt, daß die Kinder in der Regel ein Gemisch aus den geistigen und Charaktereigenschaften der beiden Eltern darstellen und daß die Söhne im großen Ganzen, wie man zu sagen pflegt und wie dieses ja auch die tägliche Erfahrung lehrt, mehr auf die Väter, die Töchter mehr auf die Mütter herankommen. Doch hängt dieses von einer solchen Menge zufälliger Nebenumstände ab, daß sich allgemeine Regeln hierüber kaum aufstellen lassen. Daraus erklärt sich auch ohne Schwierigkeit, warum dieselben Eltern einer Reihe von Kindern das Leben geben können, welche unter einander nach körperlicher wie geistiger Anlage mitunter so große Verschiedenheiten zeigen, obgleich ein sie gemeinsam verbindendes Band der allgemeinen Familienähnlichkeit selten zu verkennen ist. Je mehr übrigens unter zwei Eltern der eine Theil durch Kraft, Gesundheit und Lebensenergie, ausgeprägte Charakter- oder Geistes-eigenthümlichkeiten den anderen überragt und beherrscht, um so mehr ist anzunehmen, daß, caeteris paribus, die Kinder in ihrer körperlichen und geistigen Organisation diesem Theile folgen werden. Die hiermit zusammenhängende Frage, warum gewisse Eigenthümlichkeiten oder Anlagen der Eltern auf einzelne Kinder übergehen, auf andere nicht, ist nicht schwerer zu beantworten als die Frage, warum gewisse Krankheitsanlagen der Eltern in einzelnen Kindern wiederkehren, in anderen nicht. Aus gleichen Zufälligkeiten oder aus dem verwechselnden Einfluß der Kreuzung beantwortet sich die oft aufgeworfene Frage, warum geistig bedeutende Eltern nicht immer geistig bedeutende Kinder haben. Umgekehrt kann das plötzliche Auftreten von Genies in vorher unbekanntem Familien zum Theil wenigstens aus Atavismus erklärt werden.

Sedenfalls erstreckt sich die Macht der intellectuellen oder geistigen Vererbung nicht bloß auf sogenannte große oder her-

vorragende Geister, sondern gleicherweise auf alle Menschen und hat zur nothwendigen Folge, daß bei civilisirten oder im Fortschritt begriffenen Völkern eine stete, langsame Steigerung des geistigen Vermögens oder der geistigen Kräfte stattfinden muß, indem jede einzelne Generation von der ihr vorangegangenen eine durch Uebung, Erfahrung, Erziehung und zufällige Erwerbung etwas gesteigerte geistige Anlage überkommt und dabei gewissermaßen Zins auf Capital, Zins auf Zins geschlagen wird, so daß die Erziehung selbst eben in Folge der gesteigerten Anlage auf der einen Seite ein immer leichteres Spiel bekommt, auf der anderen Seite freilich bei gesteigerten Ansprüchen auch mehr zu leisten hat als früher. Die Ursache für diese Steigerung des geistigen Vermögens kann auch hier wieder allein in dem Organ des Geistes oder in dem Gehirn gesucht werden, von welchem wir wissen, daß es durch anhaltenden Gebrauch und Uebung ebenso wächst, erstarrt und leistungsfähiger wird wie jedes andere Organ unseres Körpers, und daß es die Kraft hat, die auf solche Weise erlangte größere Anlage oder Leistungsfähigkeit weiterzuerben. Es könnte eine Menge von Beweisen für diesen Satz angeführt werden; wir wollen uns aber hier mit einem kurzen Hinweis begnügen auf die bekannten Resultate der interessanten Untersuchungen von Professor Broca in Paris, welcher sich die Mühe genommen hat, nicht weniger als dreihundertvierundachtzig Schädel aus Gräbern der alten Pariser Kirchhöfe auf ihren Rauminhalt zu untersuchen und denselben mit dem durchschnittlichen Rauminhalt der heutigen Pariser Schädel zu vergleichen. Er fand dabei, daß der mittlere Rauminhalt der Pariser Schädel im Laufe von ungefähr sechs bis sieben Jahrhunderten um nicht weniger als 35 ccm zugenommen hat, und ferner, daß die aus Privatgräbern des neunzehnten Jahrhunderts entnommenen Schädel (welche also Personen höherer Stände angehört haben) durchschnittlich einen um mehr als 80 ccm größeren Rauminhalt besitzen als die Schädel aus den gemeinschaftlichen Gruben, in denen nur Angehörige niederer Stände beerdigt werden. Dasselbe Resultat ergibt auch

eine generelle Vergleichung des Schädelraumes bei den gebildeten und ungebildeten Classen der Gesellschaft selbst, sowie des durchschnittlichen Schädelraumes wilder und civilisirter Völker, so daß daraus mit Bestimmtheit gefolgert werden kann, daß die Größe des Gehirns unter dem Einfluß der Cultur generationen-, oder classen-, oder völkerweise zunimmt. Aber diese Gehirnverbesserung bezieht sich nicht bloß auf die Größe oder Masse des Organs, welche, wie allgemein hier bemerkt werden mag, im Großen und Ganzen nur einen sehr unvollkommenen oder unzuverlässigen Maßstab für geistiges Vermögen abgiebt, sondern ebenso und wahrscheinlich noch weit mehr auf dessen innere Organisation, namentlich auf die Bildung und Entwicklung der den eigentlichen Geistesthätigkeiten vorstehenden sogenannten grauen Substanz, sowie auf die Steigerung der Anlage oder Kraft des Organs zur Aufnahme neuer Erfahrungen oder der Functionsfähigkeit überhaupt. Der berühmte englische Philosoph Herbert Spencer, welcher ja zuerst den kühnen und fruchtbaren Gedanken aussprach, daß unser gesamtes geistiges Vermögen nur aus einer allmäligen Steigerung und Summirung zahlloser psychischer, durch Wirkung und Gegenwirkung hervorgebrachter Proceßse, von der untersten Stufe der Empfindungsfähigkeit anfangend, hervorgegangen und sich bis zur jetzigen Höhe entwickelt haben mag, nennt das menschliche Gehirn ein organisirtes Register von unendlich zahlreichen Erfahrungen, die während der Entwicklung des Lebens oder vielmehr während der Entwicklung jener Reihe von Organismen aufgenommen wurden, durch welche der menschliche Organismus nach und nach erreicht worden ist. Die Wirkungen der gleichmäßigsten und häufigsten dieser Erscheinungen sind nach ihm allmälig vererbt worden und sind, Capital und Zinsen, langsam bis zu der hohen Intelligenz gestiegen, welche jezo in dem Gehirn des menschlichen Kindes „latent“ ist, d. h. im verborgenen oder unentwickelten Zustande der Eindrücke harret, welche dasselbe zu seiner vollen Ausbildung zu bringen bestimmt sind. Es ist derselbe großartige Gedanke stufenweiser Erwerbung und Vererbung, wel-

cher die ganze Descendenzlehre beherrscht und welcher hier auf das geistige Leben angewendet wird. Wie die Lehre der Entwicklung, von der Urzelle anfangend, das gesammte Wesen des Menschen von der Wechselwirkung des Organismus und seiner Umgebung während unermesslicher Zeiträume ableitet, so läßt diese geistvolle Theorie auch den menschlichen Verstand selber als ein Resultat der Wechselwirkung des Organismus und seiner Umgebung während kosmischer Zeitstufen erscheinen. „So kommt es,“ wie Tyndall in seiner ausgezeichneten Rede über Religion und Wissenschaft (1874) in Uebereinstimmung mit Spencer das Facit dieser Theorie zieht, „daß der Europäer zwischen dreißig und vierzig Cubitzoll Gehirn mehr erbt als der Papua; daher kommt es, daß Fähigkeiten, wie die der Musik, die bei manchen niederen Racen kaum existirt, bei den höheren mit der Geburt vererbt werden — kurz, daß aus Wilden, die nicht im Stande sind, bis zur Zahl ihrer Finger zu zählen, und die nur eine Haupt- und Zeitwörter enthaltende Sprache reden, schließlich unsere Newtons und Shakespeares entstehen.“

Auch jene angeborenen Ideen oder Denkformen, von denen unsere Philosophen behaupten, daß sie unserem Geiste apriorisch, d. h. vor aller Erfahrung und unabhängig von derselben eingepflanzt seien, wie z. B. die Formen von Zeit, Raum und Causalität — müssen als Resultat der geistigen Vererbung und jener unaufhörlichen Wechselwirkung angesehen werden, welche der menschliche Verstand seit undenklicher Zeit mit der Außenwelt unterhalten hat. Durch die millionen- und milliardenfache Wiederholung derselben Eindrücke, welche von jedem lebenden Wesen in jedem Augenblicke seines wachen Lebens empfunden werden und welche durch absolut beständige und allgemeine Beziehungen zwischen Subject und Object hervorgerufen sind, muß nothwendig nach und nach eine Art geistiger Gewöhnung oder Disposition des Gehirns, in bestimmter Art thätig zu sein, erzeugt werden — eine Disposition oder Thätigkeit, welche zuletzt so automatisch wird, daß sie den Anschein einer von aller Erfahrung unabhängigen Angeborenheit erweckt. Oder — mit anderen Wor-

ten — es muß zuletzt ein bestimmter Zustand des Gehirns und seiner Funktionsweise erzeugt werden, der als das letzte Resultat fortgesetzter Entwicklung, Vererbung und Erfahrung des ganzen Menschengeschlechts erscheint. So kann allerdings der einzelne Mensch von diesen ihm überkommenen Formen des Denkens oder der Anschauung unmöglich sich frei machen, da er sie mit der Organisation seines Gehirns selbst übernommen hat; aber dennoch sind diese Formen nicht apriorisch im Sinne der theoretischen Philosophie, d. h. nicht vor aller Erfahrung, sondern nur apriorisch insoweit, als sie der Erfahrung des Einzelnen vorangehen. Mit anderen Worten: die angenommene Apriorität der Denkformen ist wahr für den einzelnen Menschen, aber unwahr für das Geschlecht! Kant und seine Nachfolger haben den menschlichen Geist nur in seiner vollendeten Entwicklung und nicht in seiner Entwicklung selbst betrachtet; sie nahmen die Gesetze des Denkens als fertige Thatfachen hin, statt ihre Entstehung zu ergründen und namentlich die Rolle der Erblichkeit bei Entstehung der Denkformen in Betracht zu ziehen. Die von ihnen angenommene Apriorität oder Voraussetzungslosigkeit gewisser Grundbegriffe des Denkens kann sehr gut mit der ehemaligen und jetzt gänzlich verlassenen Präformationstheorie der sogenannten Evolutionisten in den organischen Naturwissenschaften verglichen werden. Denn hier wie dort wird ein ursprünglich Fertiges und Feststehendes als vorhanden angenommen, während in Wirklichkeit nur eine jedesmalige, durch die Vorgänge der Vergangenheit bestimmte Entwicklung oder Neubildung aus den Urelementen stattfindet; daher die Theorie der sogenannten Epigenese oder Nachbildung (Nachzeugung) diejenige der Präformation und der damit verbundenen Evolution (Auswicklung) nunmehr vollständig abgelöst hat. Da nun aber Mechanismus und Logik das Nämliche sind, und da die Vernunft in der Natur auch die Vernunft des Denkens ist, so ist leicht zu begreifen, daß ganz dasselbe Verhältniß auch für die Entstehung der Denkformen und des Denkens selbst maßgebend sein muß.

Uebrigens dürften, wie es uns scheint,

die Denkformen von Raum und Zeit auch schon in der räumlichen Ausdehnung des Denkforgans und in dem zeitlichen Geschehen der Gehirnproceffe begründet sein, so daß es schon darum unserem Geiste unmöglich ist, sich in der Vorstellung von diesen Schranken frei zu machen, während selbstverständlich das Gesamtdasein als solches diese Schranken nicht kennt.

Nach allem Diesem halten wir uns für berechtigt, das Denkgesetz, gerade so wie das Moralgesetz, für ein Naturgesetz und als Folge naturgesetzlicher Entwicklung zu erklären. Die menschliche Vernunft oder Geistesthätigkeit ist nur der Spiegel, der das All zurückwirft, und das letzte Resultat jener bereits geschilderten Wechselwirkung zwischen dem Organismus und seiner Umgebung während kosmischer Zeiträume, in ununterbrochenem Zusammenhang gehalten durch das große Gesetz der geistigen Vererbung.

Es braucht nach allem Gesagten wohl kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß hiermit oder mit dem Gesetz der intellectuellen Vererbung zugleich Anlaß und Gelegenheit für einen endlosen geistigen Fortschritt der Menschheit gegeben ist, indem jede einzelne Generation die von ihr gemachten geistigen Erfahrungen, Erwerbungen oder die von ihr gewonnenen jeelischen Fertigkeiten, Fähigkeiten u. s. w. gewissermaßen in der Organisation ihres Gehirns festlegt und durch Vererbung dieses so modificirten oder in seiner Leistungsfähigkeit gesteigerten Organs ein mehr und mehr befähigtes, zu stets höherer geistiger und moralischer Entwicklung neigendes Geschlecht hervorbringt. Es vermehrt auf diese Weise die Vererbung die Intelligenz in jedem einzelnen Geschlecht und befähigt dieselbe zu neuen Entwicklungen auf dem Wege der allmähigen Ansammlung von Denkfertigkeiten und Denkfähigkeiten.

So gehen Erblichkeit und Entwicklung Hand in Hand, um nach stets höheren Zielen zu streben. Entwicklung oder Veränderung ohne Erblichkeit würde Alles dem Zufall überlassen und ein heillofes Chaos zur Folge haben; Erblichkeit ohne Entwicklung würde eine endlose Einförmigkeit erzeugen. In der Entwicklung mit Erblichkeit dagegen begegnen wir

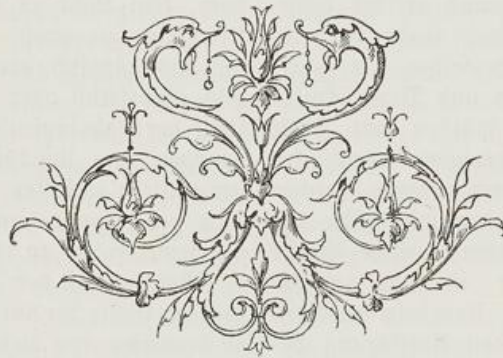
einem Gesetz, welches Leben, Bewegung, Abwechslung und Fortschritt zur nothwendigen Folge hat — also gerade dasjenige, was wir in Wirklichkeit innerhalb des Culturfortschritts vor uns sehen. Wehe jedem Volke, welches diesen natürlichen Entwicklungs- und Fortschrittsproceß gewaltjam unterbricht! Man denke an das unglückliche Spanien, welches seine geistige und politische Entartung größtentheils dem Umstande verdankt, daß durch die langdauernden Verfolgungen der Inquisition gerade die besten Geister und Denker fortwährend gewaltjam eliminiert wurden und daß damit die natürliche Entwicklung und Weiterbildung geistigen Lebens durch Erwerbung und Vererbung unmöglich gemacht wurde. Aber man wache sich auch Denjenigen gegenüber, welche nicht einsehen oder nicht einsehen wollen, daß und welche schöpferische Kraft in diesem natürlichen, von der Vererbung erworbener Fähigkeiten gestützten Entwicklungsproceß liegt, und welche zwar nicht durch Gewaltmaßregeln, aber doch durch ihr wissenschaftliches Ansehen demselben und damit dem ewigen geistigen Fortschritt der Menschheit einen Damm entgegenzusetzen wollen! Niemand — und sei er in der Wissenschaft noch so hoch gestiegen — kann zum Voraus sagen, was wir in der Zukunft wissen können und was wir nicht wissen oder können werden. Wenn im Anfange dieses Jahrhunderts irgend Jemand erklärt hätte, wir würden gegen das Ende oder in der zweiten Hälfte desselben die ganze Erde mit Eisenbahnen und Dampfschiffen befahren; oder wir würden mit Hülfe des Telegraphen in wenigen Augenblicken einen Welttheil mit dem anderen sprechen lassen; oder wir würden mit Hülfe der Spectralanalyse erfahren, welche Stoffe in der Sonne oder in den entferntesten Fixsternen und Urnebeln verbrennen; oder wir würden Aufklärung darüber gewinnen, wie und auf welche Weise die Organismenwelt der Erde und schließlich der weltbeherrschende Mensch selbst mit allen seinen enormen Kräften und Fähigkeiten nach und nach in sehr langen Zeiträumen entstanden sei; oder wir würden in den Stand gesetzt werden, die Geschwindigkeit des Gedankens zu messen oder mit Hülfe des Phonographen

längst gesprochene Worte von Neuem ertönen zu lassen; oder wir würden mit Hülfe des Sonnenlichtes getreue Abbilder von Personen und Gegenständen in wenigen Augenblicken herstellen; oder wir würden auf große Entfernungen durch eine Schmur mit einander reden oder mit Hülfe zusammengedrückter Luft die höchsten Gebirgsketten durchbohren, so würde man ihn wohl für einen Narren erklärt und bei Fortdauer seiner Narrheit in ein Irrenhaus gesteckt haben. Ebenso wenig aber, wie dieses damals möglich oder denkbar war, ebenso wenig kann heutzutage Jemand dem menschlichen Wissen und Können bestimmte Grenzen anweisen und sich unterfangen, zu sagen: Bis hierher und nicht weiter! Im Gegentheil kann kein Mensch, auf theoretische Gründe gestützt, voraus wissen, welche Stufe wir noch an der Hand des Gesetzes der Erwerbung und Vererbung auf der Leiter des geistigen, moralischen und materiellen Fortschritts zu erreichen bestimmt sind. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß durch jenes Gesetz eine geradezu endlose oder doch in keiner Weise zum Voraus berechenbare Gelegenheit zum geistigen und materiellen Fortschritt gegeben ist. Also lasse sich der moderne Cultur-mensch durch solche Rufe voreiliger Grenz-wächter der Wissenschaft nicht entmuthigen, sondern strebe muthig und unbeirrt der Sonne der Wahrheit, dem Siege des Lichtes entgegen. Kein Ziel sei ihm zu hoch, kein Licht zu blendend, keine Anstrengung zu groß. Ein einziger Blick auf das gänzlich veränderte Wesen, das aus ihm selbst oder seinem Geschlecht im Lauf der Jahrtausende geworden ist, muß genügen, um ihn bei keiner Anstrengung verzweifeln zu lassen, und ihn veranlassen, statt des „Ignorabimus“ das „Sciemus“ auf seine Fahne zu schreiben.

Allerdings ist der Fortschritt als solcher und im Lichte der Geschichte nicht so leicht zu begreifen, wie dieses dem bloßen Wort-laute nach scheinen mag. Fortschritte wechseln in der Geschichte bekanntlich mit so großen Rückschritten, daß viele Gelehrte sich nicht scheuten haben, die Existenz des Fortschritts überhaupt zu leugnen. Diese Leugnung beruht auf demselben Mißverständnis, welchem die Descendenztheorie oder die Entwicklungslehre der Organismen so oft anheimgefallen ist — dem

Mißverständniß nämlich, daß Entwicklung und Fortschritt eine gerade und einfache, von jedem einzelnen Punkte aus leicht übersehbare Reihe oder Stufenfolge darstellen müßten. Dieses ist aber so wenig der Fall, daß vielmehr eine ganze Anzahl neben einander herlaufender Reihen existirt, von denen sich eine über die andere erhebt, ähnlich, wie die neben und über einander emporstrebenden Aeste oder Zweige eines Baumes. Man hat, um jenes Verhältniß von Rückschritt und Fortschritt auszudrücken, den letzteren unter dem Bild einer allmählig oder langsam sich erhebenden Spirallinie oder einer in geneigter Ebene aufwärts steigenden Zickzacklinie darzustellen versucht; aber vielleicht besser dürfte das Bild eines Baumes, wobei die aufstrebenden Seitenäste zwar an einer viel tieferen Stelle des Stammes ansetzen, als bis wohin die Spitzen tiefer gelegener Aeste reichen, aber schließlich mit ihren höchsten Spitzen sich weit über jene erheben, geeignet sein, um die mannigfachen Sonderbarkeiten und Unregelmäßigkeiten im allgemeinen Gang des Fortschritts zu versinnbildlichen. Freilich ist nicht zu verkennen, daß auf diese Weise der Fortschritt im Großen und Ganzen

nur sehr langsam vor sich geht; namentlich wenn wir uns begeben lassen, den Fortschritt der Geschichte und des Geschlechts an der kurzen Spanne unseres eigenen armeligen Daseins zu messen. Aber was ist Zeit im ewigen Lauf der Natur und Geschichte? Der Einzelne ist diesem Laufe gegenüber nichts, das Geschlecht Alles; und Geschichte wie Natur bezeichnen jeden ihrer Schritte nach vorwärts, auch den kleinsten, mit unzähligen Leichenhügeln. Der einzelne Mensch geizt mit der Minute, weil er sein Ende stündlich und täglich vor sich sieht, aber im Gang der Weltentwicklung sind Millionen Jahre nicht mehr als für uns ein Tag. Wir kommen und gehen wie Eintagsfliegen; der Weltgeist aber rauscht von Ewigkeiten zu Ewigkeiten und kennt weder Ende noch Anfang. Wir aber, die wir Anfang und Ende kennen, sollen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, das kleine Theilchen der Ewigkeit, das wir mit unseren Sinnen und unserem Denken zu umfassen im Stande sind, nach Kräften kennen zu lernen. Darum diese Untersuchung über eine der wichtigsten Erscheinungen in der biologischen Wissenschaft!





Ein Ausflug in den Sipylos.

Von

Karl Humann.

Der Gebirgszug, der, in der nordöstlichen Ecke des Golfes von Smyrna sich erhebend, den Beschauer zwingt, mit den Augen seinem immer höher ansteigenden Grat tief ins Land hinein nach Osten zu folgen, wo schließlich seine über viertausend Fuß hohen Steinmassen, oft von Wolken umhüllt, im Winter in Schnee glänzend, den Horizont begrenzen, hat in der Landkarte die Form einer Ellipse von 44 km (9 Stdn.) Länge und 17 km (3½ Stdn.) Breite, die sich in der Längsrichtung genau von West nach Ost lagert. In der Mitte der südlichen Langseite hängt das Gebirge durch einen eine halbe Stunde breiten und nur etwas über 100 m hohen Sattel mit dem Mif-dagh (vielleicht dem alten Olympos) zusammen; sonst ist sein Fuß ringsum scharf begrenzt. — Westlich vom genannten Sattel liegt die paradiesische Burnabatebene, dann neigt das Gebirge bis Cordelio seinen Fuß im Meere; nach Westen war es seit Jahrtausenden Zeuge, wie der Hermus seinen Sand ablagerte und das Meer verdrängte, und heute dehnt sich dort meilenweit, eben wie eine Wasserfläche, das Alluvialland von Menemen; im Nordwesten rollen die Felsblöcke des Gebirges in den Hermus, der sich hier durch eine enge Schlucht einen Weg gesucht, jedoch nicht eng genug, als daß unser Landsmann G. Wöllhausen der Eisenbahn nicht noch ihren Pfad erobert hätte; nach Norden und Nordosten dehnt sich die

hyrkaniische Ebene aus, durchströmt vom Hyllus oder Phrygius der Alten, heute türkisch Kum-tschai (d. i. Sandfluß), und in der Nähe seiner Vereinigung mit dem Hermus hat sich Magnesia unter des Gebirges höchstem Gipfel, wie Schutz suchend, dicht an seinen Fuß gelagert. Nach Osten sehen wir die Hermusebene hinauf und erkennen noch die Königsgräber bei Sardes. Im Südosten endlich, sich an den Sattel, von dem wir ausgegangen, wieder anschließend, schauen die öden Gebirgsabhänge in die weinreiche Nymphioebene.

Sage und Geschichte begleiten unseren Rundgang in einer Fülle, wie sie sonst wohl kaum ein anderer Erdstreck bietet.

Das älteste Götterbild Kleinasien, Nybele, schaut ernst von der Felswand; des Tantalus und Pelops Namen sind an das Gebirge geknüpft und mit ihnen die ganze Tragödie der Atriden; Crösus fällt und das Reich der Lydier; von weiter Ferne kommend, herrschen hier lange die Perjer, in stetem Kampf mit dem Griechenthum der Küste; wie ein Gewitter stürmt Alexander hindurch; die Diadochen zerreiben sich; kurz ist die Herrschaft der Attaliden; da kommen die Römer — ihrer größten Männer Fußstapfen stehen hier; das Christenthum baut hier seine besten Fundamente, vier bis fünf der sieben Kirchen können wir fast sehen, dann folgt Byzanz, dann die Türken, und jetzt verdrängen auf friedlichem Wege die Griechen die Türken. Ungreifbar wie

ein Meteor am Nachthimmel ist Sesostris aufgeblitzt und fast dreitausend Jahre nach ihm Timur.

Die Fülle der Erscheinungen, die sich an dies Land drängt, müßte längst, wie man meinen sollte, zur genauesten Durchforschung und Beschreibung jeder übriggebliebenen Spur menschlicher Thätigkeit geführt haben, und dennoch haben sich bis jetzt fast alle Forschungen nur um den Rand des Gebirges bewegt. Das Kybele- (vulgo Niobe-)Bild bei Magnesia liegt, vom Bergesfuße sichtbar, nur 300 bis 400 Fuß hoch; am Südfuße am Meere fand Texier Alt-Smyrna, Naulochos und die Nekropolis, an welche Funde er so berühmte Namen knüpfte, daß das größte Grab der Nekropolis wohl noch lange Tombeau de Tantale heißen wird. Um seine durchaus fehlerhaften Pläne zu ersetzen, nahm Herr Oberst Kegely im Jahre 1871 einen richtigen Plan dieses Theiles auf, den Prof. Dr. G. Hirschfeld in E. Curtius' „Beiträgen zur Topographie Kleinasiens“ archäologisch behandelte. Die Küstenkarte der englischen Admiralität enthält zwar den ganzen westlichen Theil des Gebirges, benennt auch einen kleinen See hoch oben: „See des Tantalus“, befaßte sich aber wenig mit Aufnahme antiker Reste, denn die von Herrn G. Weber in Smyrna in dem Jahresbericht 1879, 80 der evangelischen Schule in Bergamon gemachten Mittheilungen: „Das Heiligthum der Kybele und der Thron des Pelops“, haben, obgleich in dem Terrain dieser Karte liegend, doch keine Erwähnung gefunden. Die von Burnabat nach Magnesia über das Gebirge führende Straße ist mehrfach beritten worden, ohne archäologische Ausbeute zu ergeben. Westlich dieser Straße im Hochgebirge sollen nach der Mittheilung von Hirten und Jägern sich einige alte Felsenschlöffer und ein See (der dritte auf dem Gebirge) finden. In Details wird immer noch Vieles zu erforschen sein.

Dem Geographen ist es bequem, und in Ermangelung alter Einzelnamen hat er auch eine gewisse Berechtigung, das ganze Gebirge „Sipylos“ zu benennen. Die heutigen Umwohner haben für die drei Gruppen, aus denen der Gebirgszug sich zusammensetzt und die jede einen ganz verschiedenen Charakter tragen, drei verschiedene Namen.

Der westliche Theil, Zamanlar-dagh (offenes, leeres Gebirge oder auch Gepsensterberg) genannt, ist in seiner Grundform mit einem aufgeschlagenen Fächer verglichen worden. In der That laufen von einer über 3000 Fuß hohen Spitze nach Norden, nach Westen und ans Meer nach Süden strahlenförmige, allmählig sich senkende Ausläufer hernieder, mit rundlichem Rücken, von fern wie ein in seiner Gesamtheit sich hebendes Hüggelland erscheinend. An den obersten Berglehnen sieht man von Smyrna aus dunkle Fichtenwälder, sonst sind die Rücken kahl; in den Thälern aber liegen mehrere Dörfer und ihre Thalsohle ist häufig angebaut. Der Gesamttton ist ein braungelber. An dem Südfuße herrscht ein braungrauer Trachyt vor und ein etwas hellerer Trachyt-Tuff; in höheren Lagen bricht der rothe Granit durch, durchsetzt von Sandlagern, und giebt somit der in Smyrna herrschenden Sage, daß der Sand dieses Gebirges Goldkörner führe, eine geologische Begründung. Im Westen decken jüngere Schichten die Ausläufer, und Eisenstein und Kreide geben Farbenabstufungen von Weiß bis Dunkelroth. Nach Norden gegen den Hermus zu hat das Gebirge mehr ein felsiges Gepräge und der Trachyt macht sich wieder geltend. — In diesem Theile liegt Alt-Smyrna, liegen in dem hinter Gordelio mündenden Thale, oberhalb des Dorfes Sakoi, die vorhin erwähnten, von G. Weber beschriebenen Alterthümer. Unmittelbar beim Dorfe Emir-alem fand ich vor Jahren Felsengräber; es sind 1 bis 2 Fuß tiefe viereckige Tröge von Mannslänge in den platten Fels gearbeitet, ohne Deckel. In der Hermusschlucht findet sich eine alte Felsenburg, wie mir wiederholt mitgetheilt wurde, doch ist sie noch von Niemandem besucht, der sie hätte beschreiben können. Von anderen Werken der Menschenhand ist in diesem Theile bis jetzt nichts bekannt.

In der Mitte des Gebirgszuges erhebt sich knotenartig ein anderer Rücken, Sabandja-beli genannt. Einsenkungen trennen ihn vom Zamanlar-dagh und vom dritten Theile, dem Manissa-dagh (Magnefiagebirge). Durch die letztere führt der Weg von Burnabat nach Magnesia. Hier herrscht der blaue Schiefer vor, vielfach durchsetzt mit Marmoradern;

reichliche Quellen befördern die Vegetation in den Thalschluchten, gewaltige Platanen, Cypressen und viele Obstbäume beschatten den Weg. Fellows giebt eine prächtige Beschreibung dieses Theils.

Ganz anders und anders als die meisten Gebirge zeigt sich uns der dritte östliche Theil, der schon genannte Manissadagh, von dem wir bestimmt wissen, daß die Alten ihn Sipylos nannten. In senkrechten Wänden erheben sich die dunkelblaugrauen Kalksteinmassen, jeder Besteigung von Norden her spottend. In der

umliegenden Städte und Dörfer; selten versteigt sich ein Jäger so hoch; wer kein Geschäft dort hat, meidet die unwirthlichen Höhen. Und doch giebt es Leute, die sogar an den steilen Abhängen und in den Felsenspalten Arbeit finden — es sind arme Kalkbrenner, die die unzugänglichsten Stellen nach Unterholz und Wurzeln absuchen, daraus Bündel binden und diese die Wände hinunter bis an den Fuß der Felsen krollern, bis sie endlich das Quantum für einen Kalkofen zusammen haben.

Außer diesen Hirten, Schneeschaufern

Fig. 1.



Nähe Magnesia's beginnen sie und ziehen in gleichem Charakter sich hin bis zum Ostende des Gebirges. Fast unmittelbar über Magnesia gehen ihre Zacken an 4000 Fuß hoch; wie eine Riesenmauer erscheinen sie, wenn man die hyrcanische Ebene hinauf reitet; noch weit in der Ebene meint man die zurückströmenden Sonnengluthen zu fühlen, und Abends und Morgens sind die öden dunklen Felsen mit einem wunderbaren rothen Lichte übergossen, intensiver als irgend ein Alpenglühn. Der höchste Rücken des Gebirges ist nicht so todt; dort weiden die Turken ihre Heerden trotz Panthern, Wölfen und Schakalen; dort schaufeln Menschen im Winter den Schnee in Felspalten, decken ihn mit trockenem Laub und Reisig und holen ihn im Sommer mit Eseln herunter in die

und Kalkbrennern lernt fast Niemand den Sipylos näher kennen; die große Menge schaut von Magnesia und überhaupt von der Ebene an den himmelhohen Felswänden empor und ahnt oft kaum, daß es oben lebende Wesen giebt, so schroff, so abwehrend erscheint das Ganze. Wer einmal den Sipylos gesehen, vergißt ihn nicht nur nie wieder, sondern es bleibt auch der nur ihm anhaftende Charakter als etwas ganz Besonderes bestehen, und man ist nie versucht, den diesem Felsenlabyrinth anhaftenden Namen auf runde Erdhügel anzuwenden, die auf fünf bis acht Stunden Entfernung geographisch damit zusammenhängen. Wenn man heute in Smyrna vom Sipylos redet, wird Niemand nach den Hügeln hinter Cordelio schauen, sondern man denkt nur an die

Felsen Magnesia's, den Manissa=dagh. So mögen es auch die Alten gehalten haben. Es heißt stets: Magnesia am Sipylos, nie: Smyrna am Sipylos. Strabo, von Thyatira nach Sardes gehend, sieht und erwähnt den Sipylos, was er nicht thut, als er später von Süden an der Küste heraufkommend Smyrna erreicht. Pausanias, der die meisten der im Gebirge zu constatirenden Vertlichkeiten nennt, giebt leider niemals eine genaue Ortsbestimmung an, höchstens da, wo er sagt, das älteste Bild der Göttermutter befände sich im Gebiete der Magnesier ἐνι Κοδδίνου πέτρας (am Koddinosstein) III, 22, 4. Man muß also füglich glauben, daß ihm sonst die Bezeichnung „ἐν Σιπύλω“ (am Sipylos) genau genug erschienen ist, was nicht der Fall sein konnte, wenn der Sipylos neun Stunden lang sich hinzog, sondern nur für den Fall, daß der Sipylos eben nur das Felsengebirge von Magnesia ist. Wenn nun auch spätere Schriftsteller, wie Plinius, Aristides und Stephanos von Byzanz, mit geographischem Ueberblick den ganzen Gebirgszug, wie wir auch heute thun, nach seinem hervorragendsten Theilnamen „Sipylos“ nennen, so ist das dennoch kein Gegenbeweis gegen die in der Natur der Sache begründete Annahme, daß der Sipylos der Alten nur jener bestimmte felsige Theil des Gebirges sei. Plinius ist übrigens hierfür ein Gewährsmann, indem er sagt (nat. hist. II, 205): Terra devoravit Cibotum altissimum montem cum oppido Curite (?), Sipyllum in Magnesia et prius in eodem loco clarissimam urbem, quae Tantalus vocabatur. — Kommt nun noch dazu, daß die von Pausanias und Anderen erwähnten Vertlichkeiten sich im wirklichen unbestreitbaren Sipylos finden, so haben wir noch einen gewichtigen Grund mehr zu den angeführten, unter Sipylos nur das Felsengebirge bei Magnesia zu verstehen. Ich habe darauf gehalten, dies zu constatiren, denn Untersuchungen dieser Art können nur aus dem Großen ins Kleine gehen, und so lange nicht festgestellt ist, wo der Sipylos im Engeren zu suchen ist, bleiben den Conjecturen Thür und Thor offen. Dexier hat die Tantalus und den von Pausanias so benannten Thron des Pelops nach Alt-Smyrna, Herr Weber den Thron des Pelops in das obere Thal, zwei Stunden

hinter Cordelio, verlegen können, und Beide haben den Sipylos mit dorthin genommen.

Schwer habe ich mich entschließen können, den im Folgenden beschriebenen neu entdeckten Vertlichkeiten hochklingende Namen beizulegen, indeß drücken sie eben weiter nichts als meine unmaßgebliche Vermuthung aus. Was ich bringe, ist eben nur ein Beitrag zur Topographie des Sipylos, Rohmaterial, auf dessen Benutzung die wissenschaftliche Welt ein Recht hat.

Schon lange hatte ich die Vermuthung ausgesprochen (dieser Sommer noch in der Pergamon-Publication), daß sich in dem Felsengebirge hinter Magnesia die Tantalus finden müsse, wenigstens ihre Akropolis; doch wer mag ohne näheren Fingerzeig bloß auf der Suche diese Felsen durchklettern? Erst im August — ich war eben aus Deutschland zurückgekehrt — hörte ich, daß Kalkbrenner in Magnesia von Ruinen gesprochen hätten, die sie hoch oben gefunden. Ich machte mich sofort auf und war auch so glücklich, in Magnesia einen der Kalkbrenner zu finden, der mich zu führen versprach.

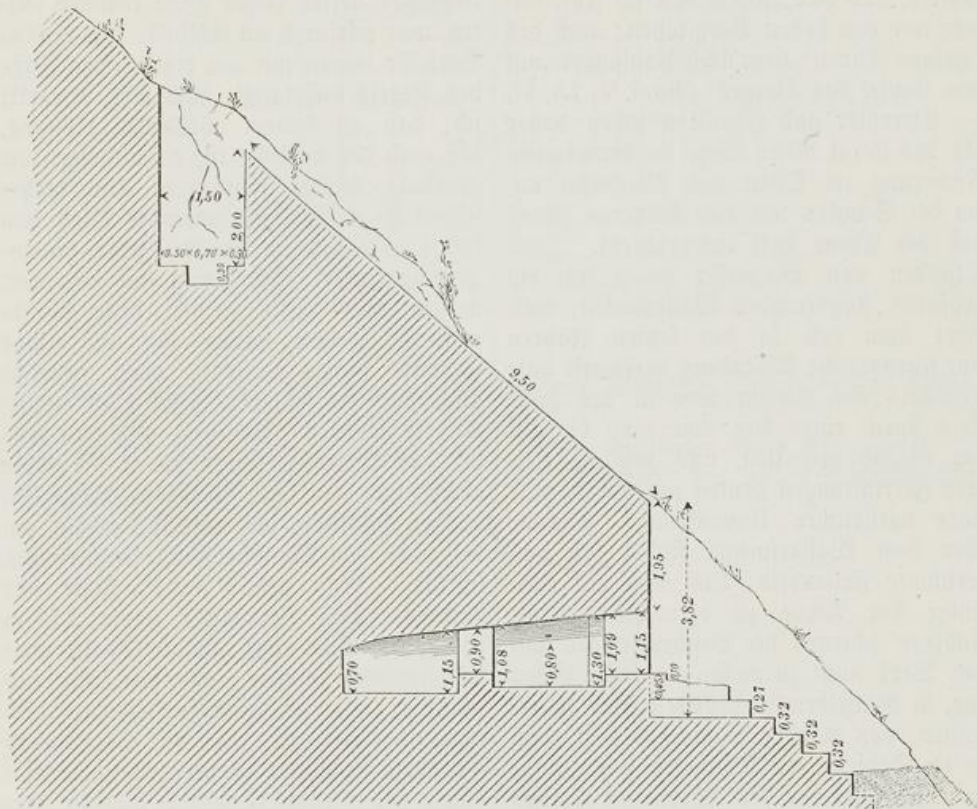
Am 16. August früh brachen wir auf, bei Sonnenaufgang waren wir schon an dem kleinen See unterhalb des bekanten Kybelebildes, sechs Kilometer von Magnesia. Dies Bild, etwa 300 bis 400 Fuß über der Ebene, über 20 Fuß hoch, stellt bekantlich in rohen verwitterten Umrissen eine in einer Nische auf einem Block sitzende Frauengestalt vor. Kleine viereckige Löcher in der Felswand daneben bezeugen das Darbringen von Weihgeschenken und daß wir es mit einem Heiligthum zu thun haben. Einen halben Kilometer weiter nach Osten finden wir einen ungeheuren Spalt, der, mit an 500 Fuß hohen steilen Wänden, den Sipylos von oben bis unten durchreißt. Von einem Erdbeben kann dieser Spalt schwerlich herrühren, denn da er stellenweise oben über 100 Meter breit ist, müßte doch die eine Hälfte des Gebirges um so viel von der anderen abgerückt sein. Sein schauriges Gepräge mag allerdings an unheimliche Naturkräfte gemahnt haben, und auch die Türken nennen ihn heute Jarik-kaja (den zerrissenen Fels). Ueber die antike Benennung des Jarik-kaja dürfte sich Fol-

gendes vermuthen lassen. Wenn man bedenkt, daß die meisten alten Namen kleinerer Flüsse sich nur da erhalten haben, wo sie durch die Nähe bedeutender Ortschaften eine gewisse Wichtigkeit erlangten, oder daß vielleicht andere Bergwässer eines Namens entbehrten, und wenn man damit noch den Umstand verbindet, daß aus dem eigentlichen Sipylos keine andere

Näheres giebt Pausanias über den Ort dieses Bildes, das unmöglich mit dem Nybelebild, 400 Fuß über der Ebene liegend, identisch sein kann, nicht an. Im Homer aber heißt es, daß Niobe oben im Sipylos weint, am Achelous, wo die Nymphen hausen, wahrscheinlich hoch oben an den Quellen des Achelous.

Für einen rüstigen Bergsteiger liegt

Fig. 2.



wasserführende Schlucht, die dem Jarik-kaja gleichkäme, herausführt (ausgenommen an der Süd-, also Rückseite), so geht man schwerlich irre, wenn man dieser Schlucht den einzigen bekannten Flußnamen aus dem Sipylos beilegt, nämlich Achelous.

Nun sagt aber Pausanias I, 21, 3: „Diese Niobe habe ich selbst gesehen, als ich den Sipylos bestieg; in der Nähe ist sie ein Fels und steile Wand, die dem Beschauer keinerlei Figur einer Frau darstellt, weder überhaupt, noch einer trauernden; sobald man sich aber entfernt, glaubt man eine weinende und trauernde Frau zu sehen.“

also die Möglichkeit, wenn nicht gar die Wahrscheinlichkeit vor, daß er das Niobebild finde, wenn er die Jarik-kaja-Schlucht bis zu den obersten Sipylos-Regionen verfolgt. Dann wäre manche archäologische und topographische Streitfrage erledigt. — Prof. Gustav Hirschfeld in G. Curtius' „Beiträgen zur Topographie Kleinasiens“ S. 79 u. 80 drückt sich über diese Vertlichkeit anlässlich ihres Vergleiches mit Alt-Smyrna folgendermaßen aus:

„Das Uebereinstimmende der alten Nachrichten über die Sipylosstadt besteht aber darin, daß diese einem durchgreifenden Gottesgericht unterlegen sei: der Berg

zerreißt, Wasserströme stürzen hervor und der Sumpffee Salos verschlingt die Stadt. Immer findet also die gründlichste Zerstörung statt; es meldet nur der Mythos davon, dessen Richtigkeit Strabo aus geschichtlich überlieferten Erdbeben nachzuweisen sich bemüht. Dies alles paßt nicht auf unsere (Alt-Smyrna's) Trümmer. Ueberdies dachte man sich, wie es scheint, die sagenhafte Stadt auf der Höhe des Berges, denn sie ist ein Ruheplatz der Götter, und dies gilt, so viel ich sehe, immer nur von hohen Bergspitzen; auch des ‚Pelops Thron‘ liegt nach Pausanias ‚auf dem Gipfel des Berges‘ (Paus. V, 15, 7). — Chandler und Hamilton sahen daher als das Local dieser Sage die sumpfreiche Niederung im Osten von Magnesia an, wo der Sipylos wie eine steinerne Wand aus der Ebene steil emporsteigt. Zwei Stunden von Magnesia findet sich ein größeres stagnirendes Wasserbecken, welchem man erst in den letzten Jahren eine segensreiche Ablenkung verschafft hat; seitwärts von diesem See ist der hohe Fels durch einen Riß von oben bis auf den Grund gespalten, und zahllose kleinere Zerklüftungen deuten auf die Gewalt einer natürlichen Umwälzung. Gerade über dem Wasserpiegel findet sich das berühmte Felsenbild, das man als dasjenige der Niobe zu betrachten pflegt. Anderen schienen die Beschreibungen auf das Werk nicht zu passen, und sie ziehen vor, in demselben die Göttermutter zu erkennen, von welcher Pausanias jagt, daß sie im Gebiete der Magneten sich befinde und daß über ihr der Thron des Pelops sei. Jedenfalls bleibt auch dieses Bild eine Stütze für die Annahme, daß die Alten hierher das Local der Sipylosstadt verlegten, und überdies hat man schließlich das Recht, die Worte des Plinius (II, 205) und des Strabo als ein ausdrückliches Zeugniß hierfür in Anspruch zu nehmen.“

So weit Prof. Dr. Hirschfeld, dessen Vermuthungen durch das Folgende in Allem bestätigt werden.

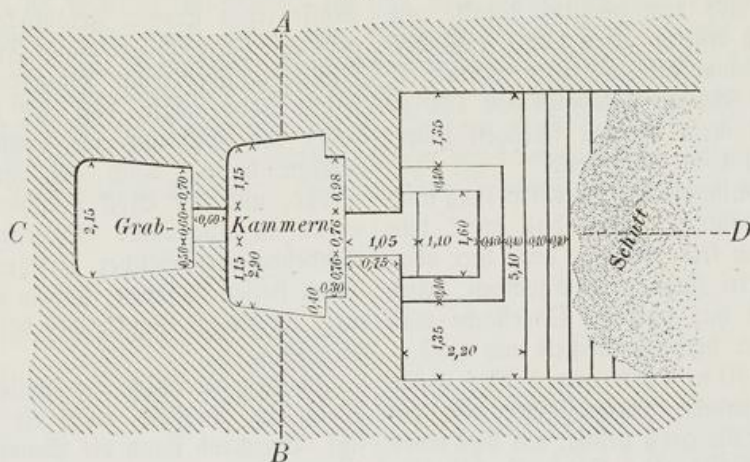
Vom westlichen Seeufer stiegen wir in direct östlicher Richtung den Berg hinan, was, da sein Fuß aus Schutt, herabgerolltem kleinen und großen Gestein, mit Humus durchmischt, besteht, keine Schwierigkeiten bietet. Die Ebene liegt 80 m

über dem Meere; nachdem wir 105 m gestiegen, kamen wir an die Felswände, die sich treppen- oder besser terrassenartig über einander emporstieben, oft nur 5, oft 20 bis 30 Fuß hoch. Der Führer wußte stets Rath, an jeder Wand kannte er einen Spalt, einige Löcher, in denen Hände und Füße hasteten, und nur einmal mußten wir, um eine Terrasse höher zu kommen, weit nach Westen zurückgehen. Wie wir auf den vor uns liegenden steilen hohen Grat kommen sollten, war mir noch ein Räthsel. In 230 m Seehöhe waren wir am eigentlichen Fuße des Kegels angelangt, und hier bemerkte ich, daß an seinem nördlichen Abhang, der noch der mildeste ist, ein ansteigender, oberhalb wieder sichtbarer, also wahrscheinlich im Zickzack laufender Pfad von fast 1 m Breite in die Felswand hineingemeißelt war. Ich drang auf ihn vor, mußte aber bald zurück, denn herabgestürzte Felsen hatten ihn auf einige Schritte Länge zerstört, oder vielleicht auch war das fehlende Stück einst ausgemauert gewesen. Es ging also nun wieder die Terrassen hinan bis in die Nähe einer schon von fern sichtbaren hellgelben großen Höhlung, die, nebenbei gesagt, indeß nicht von Menschenhand herzurühren scheint. „Nun geht's los!“ sagte der Führer. Das Barometer zeigte 275 m Seehöhe. Eine enge schmale Spalte ging fast senkrecht empor; ehe wir uns anschickten, in ihr hinaufzuklettern, verschauelten wir erst, und mit Beruhigung gewahrte ich dichtes Vorbergebüsch, Steineichen und anderes Unterholz aus ihr hervorwuchern. Es ging besser, als ich gedacht; die Wurzeln und Sträucher boten vielfachen Anhalt, ebenso das von ihnen festgehaltene Erdreich, und hin und wieder waren rechts und links in den Felswänden kleine Löcher eingehauen, die Händen und Füßen Anhalt boten. Es war dieser Spalt also auch im Alterthum benutzt, vielleicht ehe der gemeißelte Pfad fertig gestellt war. 30 m war die Schlucht hoch, und wir traten aus ihr heraus auf ein kleines Plateau in 305 m Seehöhe. Zur Linken nach Norden, etwa 10 Fuß tiefer, lag ein in den Felsen gemeißeltes Doppelhaus, zur Rechten, aufwärts, ein anderes. Bei der starken Steigung des Felsens hatte die ganze Rückwand des

Hauseß, etwa 8 bis 10 Fuß hoch, in den Fels gearbeitet werden können. Die Seitenwände und die mittlere Scheidewand, etwas über $\frac{1}{2}$ m dick, waren theilweise und die Nordwand mit der Thür

schwindelnden Rande der Schlucht; also nur ein schmaler 25 m breiter Grat war es, der sich nach Süden schroff emporhob und auf dem diese Wohnungen errichtet waren, eine auch ohne

Fig. 3.

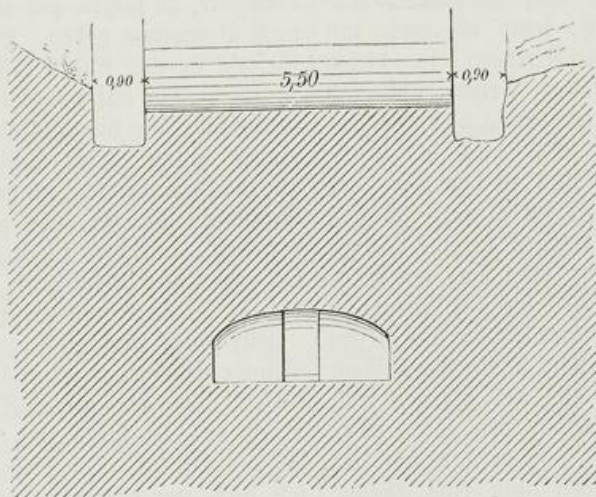


ganz gemauert gewesen, jetzt aber natürlich eingestürzt. Der Schutt bedeckte den Fußboden der Wohnungen, aus ihm hervor ragten vielfach grobe große Dach-

Mauern wahrlich uneinnehmbare Felsenburg.

Mein Begleiter warf einen Stein in den Abgrund, der unter hundertfachem

Fig. 4.



ziegel. In der in den Felsen gehauenen Rückwand erkannte man noch die Löcher für die Dachbalken — den Berggrücken hinan lag so eine Wohnung über der anderen von 4 bis 10 m Länge und 4 bis 6 m Tiefe.

Ich ging querüber nach Osten und befand mich nach dreißig Schritten am

Echo an der Felswand zerhüllte, bis er in grauer, mindestens 500 Fuß steiler Tiefe verschwand. Rauschend schoß ein Duzend Adler und Geier aus den Felsenspalten hervor; es mochte wohl unerhört sein, daß ein Mensch sie hier störte.

Wir kletterten höher nach Süden aufwärts; ich zählte an zwanzig Wohnungen

und dazwischen sechs oder sieben flaschenförmige Cisternen. Der Grat hatte eine Länge von 150 m, und endlich oben angelangt, konnte ich auch nach Süden gegen das Muttergebirge hin an einer über 100 Fuß hohen glatten steilen Wand hinabschauen. Ähnlich war es nach Westen. Auf dem höchsten Punkte constatirte ich 350 m oder 1120 Fuß Seehöhe. Es war also, um zu recapituliren, eine lange schmale Akropolis von 150 zu 25 m, in ihrer eigenen schrägen Oberfläche noch 45 m ansteigend.

Der höchste südliche Felsblock trug auch eine Aushöhlung, aber das war kein Haus, auch keine Warte, denn hier oben war keinerlei Zugang zu bewachen. Aus dem Block mit schräger Oberfläche war ein Prisma herausgemeißelt von 1,55 m Länge, 1,30 m Tiefe und 1,20 m Höhe mit horizontaler Grundfläche, also ein Raum, gerade groß genug, um hier eines Mannes Sessel oder Sitz aufzuschlagen.

Wie hätte ich hier nicht an den Thron des Pelops denken können? Stand ich doch „auf der Spitze des Berges oberhalb des Heiligthums der Göttermutter“, wie Pausanias sagt, von der mich in Luftlinie kaum 500 m trennten!

Die Sonne war hoch gekommen; tiefend von Schweiß, setzte ich mich mit meinen zerrissenen Kleidern in diesen höchsten ausgeklüfteten Felsen und sah hinab über die treppenförmig niedersteigenden Wohnungen. War dies die Burg des Tantalus? Dann ist der See, der unten zu meinen Füßen glitzert, Saloë. Jetzt dünnt nach Norden zu eine Mauer ihn ein; durchbräche man sie, würde er sich zehn Minuten weit bis zur Eisenbahn ausdehnen, denn stetiger Sumpf auf diesem Terrain beweist dessen starke Depression. Hundert Quellen, aus des Berges Fuß hervorstömend, nähren den See. Der Kalkbrenner erzählt, daß er nahe am See Kalköfen ausgegraben und eine Menge Ziegel gefunden habe. Da wäre ja dort die clarissima urbs, quae Tantalus vocabatur, theils im See verloren, theils vom Gerölle des Berges verdeckt. Ist das der Ort, den Strabo, Pausanias, Plinius erwähnen? Am 29. Juli 1880 hatten Smyrna und Magnesia das heftigste Erdbeben dieses Jahrhunderts. Mein Begleiter erzählt, daß damals eine gewaltige

Felsmasse mit darauffstehenden Bäumen, halbwegs Magnesia zu, sich losgelöst und unter schrecklichem Getöse die Wände hinuntergekollert sei. Auf unserem Wege war ich wiederholt den frischen Spuren heruntergerollter Felsblöcke begegnet. Die Seitenwand eines Hauses, aus der Masse eines großen Felsblockes herausgehauen, hatte ich um einige Fuß von der Rückwand abgetrennt gefunden, und die frische Spur zeigte, daß das letzte Erdbeben ihn noch um eine Spanne vorgeschoben hatte. Noch ein paar solcher Stöße, und der Block verschwindet donnernd im Abgrunde. Nirgend kann ein Erdbeben verderblicher zerstören als an diesen steilen Wänden, und so erklärt sich auch an diesem Punkte der böse Ruf der Gegend.

Ich ließ die Blicke ins Weite schweifen. Welch eine Aussicht, Welch ein Herrscher-sitz! Brennend stand die Sonne über der Hermusebene, die ich östlich weit über Sardes, nördlich bis Thyatira hinaus überblickte. Dort mitten in ihr schlug Scipio den Antiochos; der Römer Mitkämpfer war Attalus, König von Pergamon. Siegesdenkmale, die Attalus zum Andenken an diesen und andere Siege errichtete, zu suchen, soll ich nächste Woche nach Pergamon gehen. Wird ein gütiges Geschick sie uns finden lassen?

Ich springe auf wie aus einem Traume, ich schaue über die Rücklehne meines Sitzplatzes hinab in die Schluchten und hinauf an den starren blauen Wänden des Siphlos. Einsam, öde und düster ragt der Fels, auf dem ich stehe, in die Wolken, wie das Geschlecht der Tantaliden dasteht in Sage und Geschichte!

Für mich persönlich war ich in dieser Stunde überzeugt, auf der Stelle zu stehen, die die alten Schriftsteller die Burg des Tantalus und den Thron des Pelops nennen. Ob diese beiden Gestalten auch nur dem Mythos und nicht der Geschichte angehören, hat damit nichts zu schaffen. Die Wissenschaft, welche nicht nur geschichtlichen Thatfachen, sondern auch den Phantasiegebilden der Sage, mit denen sich das Alterthum trug, ihre Aufmerksamkeit schenkt, wird ja wohl diesen kleinen Beitrag der Kritik würdigen; G. Weber's (schon erwähnte) sehr verdienstvolle Arbeit fordert obendrein

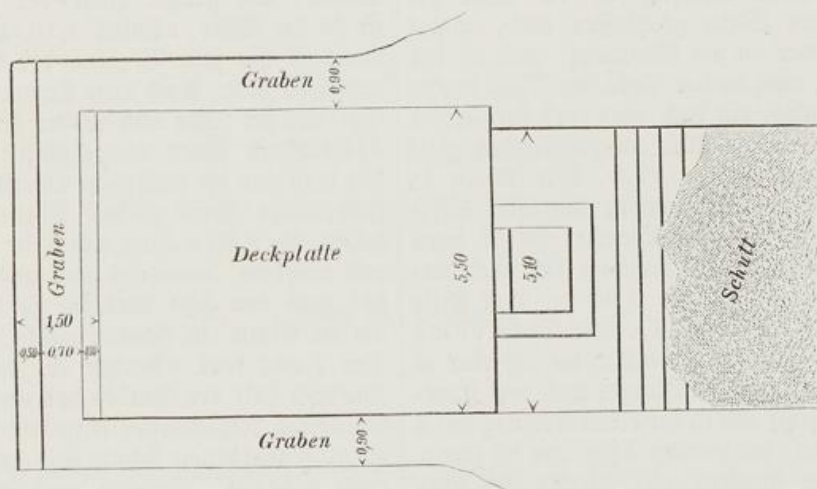
zum Vergleiche heraus. Meiner Ansicht nach stützt sich Herr Weber zu sehr auf den vermeintlichen Unterschied, den Pausanias zwischen dem Bilde der Kybele und dem Heiligthum der Kybele macht. Indessen steht nichts der Annahme entgegen, daß Pausanias beide Male dasselbe meint, da doch ein Götterbild an einem öffentlichen Orte auch zugleich ein Heiligthum ist; dann stimmt das Gefundene genau mit seinem Text (V, 13, 7): „Von Pelops liegt ein Thron auf der Spitze des Berges oberhalb des Heiligthums der plataniischen Mutter.“ Daß

so sollte sich doch lieber Niemand allein in die Felsen wagen.*

Da es erst Mittag war und mein Wagen am Bergesfuße wartete, beschloß ich, noch ein Grab zu besuchen, das ich, nur 2 km östlicher am Bergesfuße liegend, von der Eisenbahn aus oft gesehen hatte und das meines Wissens noch Niemand beschrieben hat. (Fig. 1.) Es heißt bei den Griechen einfach *i spilia*, die Höhle. In einer Viertelstunde gelangten wir hin.

In den Fuß der unter 45° in die Ebene fallenden Kalkfelsen ist zunächst ein 5,10 m breiter Weg gehauen mit schön

Fig. 5.



dieser Königssitz zugleich auf der Akropolis lag, ist auch wahrscheinlich, und so fügt sich Eins ergänzend zum Andern. Mich soll es freuen, wenn Andere eine bessere Lösung finden, denn die Hauptsache ist doch, daß schließlich Klarheit werde.

Das Herabsteigen von der Höhe ging rascher als das Hinaufsteigen, obgleich es etwas gefährlicher ist. Als ich wieder an die Stelle kam, wo der Burgweg in den Felsen gemeißelt ist, konnte ich noch constatiren, daß derselbe sich nach Westen an der Berglehne fortsetzt und die Richtung zum Bilde der Kybele zu nehmen scheint.

Wer mir nachgehen und die Burg besteigen will, muß sich auf seine Beine verlassen können und schwindelfrei sein. Ist es auch vielleicht möglich, nach dem Mitgetheilten selbst ohne Führer zu gehen,

geglätteten senkrechten Wänden. Stufen von 0,32 Höhe und 0,40 Tiefe sind in der ganzen Breite aus dem natürlichen Felsen stehen gelassen; ihre Anzahl ist ungewiß, da die untersten unter angeschwemmtem Schutte liegen. Nur die vier obersten sind sichtbar. Die oberste Stufe entwickelt sich zu einer Plattform von 2,20 Tiefe bei der vollen Breite von 5,10, und dann tritt uns eine glatte Fläche von 3,82 Höhe entgegen. Auf der Plattform, die Mitte einnehmend und an die Hinterwand anstoßend, erhebt sich zunächst ein Podest von 0,27 Höhe, 2,40 Breite und 1,80 Tiefe, so daß sein Abstand von der Kante der obersten Stufe wiederum 0,40, also Stufentiefe ist. (Fig. 2.) Auf diesem

* Herr Dr. Humann hatte die bisherige Beschreibung durch eine Kartenskizze sowie durch Ansichten und Grundrisse erläutert. Leider sind diese vor der Uebersetzung an uns verloren gegangen.

Podest, ringsum um 0,40 zurücktretend, erhebt sich ein zweites von 0,35 Höhe, und auf ihm in seiner ganzen Breite erhebt sich unmittelbar vor der Rückwand eine nur 0,10 hohe Stufe von 0,30 Tiefe, die in die Thürsohle übergeht. Die Thür dringt durch eine 0,75 dicke Wand ins Innere einer ersten Kammer; die Breite der Thür, die genau in der Mitte der äußeren Wand steht, ist 0,76, ihre Höhe an der Außenwand 1,15, im Inneren 1,09, so daß sie einen konischen Charakter gewinnt. Hieraus und in Verbindung damit, daß die letzte Stufe mit der Thürsohle in einem Niveau ist, läßt sich vielleicht der Schluß ziehen, daß das Grab durch einen keilartig in die Thür getriebenen Stein geschlossen war, zumal sich weder an der Wandung, noch an der Sohle, noch an der Decke der Thür irgend ein Einfaß, ein Loch oder sonst dergleichen findet, sondern Alles ununterbrochen glatt gemeißelte Fläche zeigt. Wir treten in eine erste Grabkammer, die 0,21 tiefer liegt als die Thürschwelle; sie ist vorn 3,30 m breit und verjüngt sich nach dem Hintergrunde zu bis 2,90 m; ihre Tiefe ist 2,05. (Fig. 3 u. 4.) Die Decke ist als leichte Wölbung gemeißelt, die sich aber in der Flucht des Thürsturzes nach dem Inneren zu senkt und in derselben Neigung durch den Sturz der zweiten Thür und die zweite Kammer hindurchgeht. Rechts wie links vom Eintretenden beginnt die Wölbung 0,80 über dem Fußboden; die größte Höhe erreicht die Kammer somit vor der Mitte der Eingangsthür mit 1,30; im Hintergrunde ist sie in der Mitte nur 1,08 hoch. Die Achse der Kammer liegt nicht genau in der Thürachse, sondern der ganze Raum ist um 0,11 nach rechts, also nach Westen verschoben. Zu bemerken ist noch, daß in den beiden vorderen Ecken zwei pfeilerartige Vorsprünge von 0,40 Breite und 0,30 Tiefe ausgepart sind.

Genau in der Mitte der Hinterwand,

die in einer Dicke von 0,60 die zweite von der ersten Kammer trennt, liegt die andere Thüröffnung, nur 0,60 breit. Ihre Sohle liegt 0,15 höher als der Boden der ersten Kammer und 0,28 höher als der der zweiten Kammer. Auch bei ihr liegt der Sturz in der Flucht der beiden Kammerdecken, mithin senkt er sich nach dem Inneren zu. Die zweite Kammer hat genau die Tiefe der ersten: 2,05 m, doch ist ihre Grundform umgekehrt, da sie am Eingang schmaler ist als im Hintergrunde: 1,80 zu 2,15 m. Die hinteren Ecken sind ausgerundet, wie auch in der ersten Kammer; die rundliche Ausmeißelung der Decke erstreckt sich auch ein wenig auf die hintere Wand. Die größte Höhe der Kammer ist an der Thür, nämlich 1,15, die Rückwand ist bis zum Beginne der Wölbung nur 0,70 hoch. Auch diese Kammer ist um 0,10 aus der Achse nach Westen verschoben.

Oberhalb dieser ausgehöhlten Räume hat man nun die natürliche Oberfläche des Felsens zu einer großen Platte ausgehauen, die 9,50 m lang und 5,60 breit ist, und ringsum, besonders aber nach hinten, hat man den Fels vertieft, so daß sich um die Platte ein Graben zieht. (Fig. 5.) Der Zweck war offenbar ein doppelter. Zunächst hält der Graben das vom Berge kommende Regenwasser seitwärts ab, und die glatt gearbeitete Platte läßt den Regen rasch ablaufen. Sodann wird durch die große Platte, die durch den Graben noch scharfer hervortritt, durch ein einfaches Mittel eine echt monumentale Wirkung erzielt. Wie die Kammern sich nach Westen aus der Achse schieben, so ist auch die Platte nach Westen um 0,40 verbreitert. — Am ganzen Werke ist kein Buchstabe, kein Zeichen, keinerlei bildnerischer Schmuck; das Innere ist rauher, das Äußere sehr fein geglättet, so daß man nicht mehr den Strich des Meißels sieht. Der Stein ist nicht im geringsten verwittert.





Das Porträt

in seiner kunst- und culturgeschichtlichen Bedeutung.

Von

Josef C. Wessely.

II.

Während uns durch Ungunst der Zeiten verhältnißmäßig nur wenige beglaubigte Bildnisse hellenischer Kunst auf Münzen oder Bildwerken erhalten sind, ist dagegen die römische Ausbeute eine sehr reichhaltige, und die Ausgrabungen in Rom, Pompeji und auf anderen classischen Stätten fördern noch immer neue Schätze dieser Art ans Tageslicht. Nicht allein von den Cäsaren und ihren Gemahlinnen, von Feldherren, Philosophen und Dichtern sind uns auf diese Weise echte Bildnisse als Büsten oder ganze Statuen übermittlelt worden, auch Consuln und selbst Privatpersonen, die sich irgendwie verdient gemacht haben, finden wir so verewigt, wie auch die Büsten auf den Grabmonumenten uns die Züge Jener verewigen, denen ihre Angehörigen damit den letzten Tribut der Liebe oder Verehrung zollten. Wenn wir die vaticanischen oder capitolinischen Sammlungen in Rom oder die Abtheilung der pompejanischen Ausgrabungen im Museo

Borbonico zu Neapel durchwandern, so erscheint die altrömische Gesellschaft vor unseren Augen, als wäre sie plötzlich zu Stein oder Erz geworden. Es ist ein aufmerksamer Besuch genannter Museen nicht allein für den Alterthums- und Kunstforscher von Wichtigkeit, es ist auch sehr anziehend für den Laien, den Büsten und Statuen etwas tiefer ins Gesicht zu sehen und Physiognomien zu studiren. Manche darunter sind anonym; keine Inschrift nennt uns den Namen oder Charakter der Dargestellten. Aber auch manche mit Unterschriften bringen uns dieselben nicht näher, und wenn wir Namen wie Valbus, Pupienus oder Celius Calvus lesen, so wird uns damit der Dargestellte nicht bekamter. Die Büste des letztgenannten Calvus hat die interessante Eigenschaft, daß man sie mit gleichem Rechte: Napoleon I. bezeichnen könnte, so auffallend ist die Aehnlichkeit.

Wer sich in diesen Museen weiter umsieht, der wird uns beistimmen, wenn wir auch in den Statuen, welche Gladiatoren,

sterbende Fechter, Discuswerfer darstellen, Porträts sehen, denn die alten Künstler haben sich sehr wohl die Natur angesehen und sie sehr getreu nachgebildet. Wenn solche Gestalten uns vielleicht mehr wie der Typus einer Menschengattung erscheinen, so erklärt es sich daraus, daß aus dem gleichen Beruf, z. B. beim Gladiator, nothwendig eine Gleichförmigkeit der Musculatur, der Körperform, der Bewegung resultiren mußte.

Eine Perle der alten statuarischen Porträtkunst dürfte wohl die Reiterstatue des Marc Aurel in Bronze sein, einst auf dem Forum, dann vor dem Lateran, bis sie Michel Angelo 1538 auf ihren jetzigen Platz auf dem Capitol aufstellte. Als sie auf ihrem Postamente stand, rief der Künstler begeistert aus: „Man glaubt, der Kaiser lebe und bewege sich!“

Als Rom mit seiner Macht und Herrlichkeit, mit seiner Wissenschaft und Kunst vom Schauplatz der Weltgeschichte zurücktrat, um neuen lebenskräftigen Elementen Platz zu machen, da stieg auch das Kunstideal ins Grab, das ihm die verheerenden Horden des Krieges unter Schutt und Trümmern bereitet hatten. Dieses Grab war sein Wächter zugleich; aus demselben sollte es verjüngt zu einem neuen freudigen Leben aufwachen — freilich erst dann, als die Menschheit wieder Verständniß für dasselbe gewonnen hatte.

Das Christenthum hatte in der Zeit, da es um seine Existenz kämpfte, keine Zeit und in seiner ästhetischen Strenge auch kein Bedürfniß, in der Sprache der Kunst zu predigen. Was in den ersten christlichen Jahrhunderten allenfalls Kunst genannt werden könnte, war, wie wir in den Kataomben uns überzeugen können, nur eine Hieroglyphenschrift für die Eingeweihten und gehörte der Arkandisciplin an, der es genügte, die Person Christi durch das Zeichen eines Fisches anzudeuten. In dieser Zeit des Kampfes, wo die Menschenseele nur an das Entzagen, an das Verleugnen alles Irdischen gewiesen war, trat die einzelne Persönlichkeit ganz in den Hintergrund. Es war darum an eine Entfaltung der Porträtdarstellung gar nicht zu denken. Erst als der Sieg über das Heidenthum erkämpft, der Friede errungen war, trat nach und nach auch das Individuum in seine Vorrechte ein.

Kaiser Constantin wird wohl der Erste gewesen sein, dessen Bild man in Verehrung und Dankbarkeit zu fixiren versuchte.

Die älteste christliche Porträtgalerie war jene, welche Papst Leo I. in der alten Basilica S. Paolo vor den Thoren in Mosaik im Jahre 440 ausführen ließ. In Rundungen sah man hier die Bildnisse aller Päpste von Petrus bis auf seine Zeit. Die der vorleoninischen Zeit sind jedenfalls meist Phantasieköpfe gewesen. Die nachfolgenden Päpste setzten die Sammlung fort, aber im Brande der Kirche am 16. Juli 1823 ging sie mit so vielen Kostbarkeiten der Vergangenheit zu Grunde.

Zu einer künstlerischen Auffassung des Porträts kam es aber noch lange nicht. Die erwachte Kunst opferte ihre besten Blüthen am Altar. Zwei Gedankenreihen, die sich mit diesem Opfer in Einklang bringen ließen, zogen dann allmählig das Porträt in die Kunst hinein, zuerst auf dem Gebiete der Plastik (im zwölften Jahrhundert), dann auch auf jenem der Malerei (im vierzehnten Jahrhundert). Die Plastik, in erster Linie thätig, die kirchlichen Bauwerke mit Statuen von Heiligen zu zieren, diente auch der Pietät, die reiche Familien ihren verstorbenen Angehörigen erwiesen. Wie der gläubige Christ es vorzog, immerhalb der Einfriedung einer Kirche seine letzte Ruhestätte zu finden, für die er vielleicht im Leben ein großer Wohlthäter gewesen, so sollte der Ort seiner Ruhe gekennzeichnet bleiben zu seinem Ruhme, zum Andenken oder zur Aneiferung für kommende Geschlechter. Pietätvoll setzten die Familien über die Grabstelle ein Monument, welches die Büste oder Statue des hier Bestatteten zierte.

Ein anderer, wenn auch ideell verwandter Beweggrund führte das Porträt in die Malerei ein. Fromme Christen stifteten Altarbilder für Kirchen, und damit ihre Frömmigkeit — wohl als gutes Beispiel — verewigt werde, traten sie im gestifteten Bilde selbst als Zeugen und Wächter der Stiftung auf. Sie werden — als Donatoren — auf solchen Gemälden meist andächtig zu den Heiligen betend abgebildet, zu deren Ehre diese gestiftet wurden. Oft auch verbergen sie sich auf

solchen Andachtsbildern, indem sie sich durch heilige Patrone ihres Taufnamens beim Throne der Madonna vertreten lassen, denen dann der Künstler sinnig das Porträt der Donatoren anzupassen versteht.

vorheben und einige Streiflichter auf ihre Werke richten. Eine Anregung zu weiteren Studien dürfte sich dann von selbst ergeben.

Wenn wir die Hauptwerke italienischer Porträtkunst in ihrer Totalität auffassen,



Olivarez Guzman. Von Velasquez.

In der Renaissanceperiode stand das Porträt bereits als Selbstzweck auf eigenen Füßen. Es ist nicht unsere Absicht, hier eine eingehende Geschichte der Porträtkunst zu bieten, für welche auch der Raum eines Artikels zu beschränkt wäre. Wir hoffen genug gethan zu haben, wenn wir die besten Künstler in diesem Fach her-

so werden wir an denselben eine gewisse vornehme Ruhe und Würde gewahr; bei Damenbildnissen vereint sich damit zuweilen eine frohe Grazie, das freudige Bewußtsein eines poetisch empfindenden und genießenden Lebens. Einem Rafael war es gegeben, scheinbar ohne Suche und ohne Mühe dies in klassischen Formen

auszudrücken. Bei allem Festhalten am Individuellen bleibt die Auffassung ideal, die Ausdrucksleichtigkeit staunenswerth. Keine Unebenheit des Originals setzt seinem Genius Schranken, und er versteht es, bei aller Wahrung der Wahrheit eine Idee durchleuchten zu lassen, wie wir bereits von seinen Papstbildnissen bemerkt haben. In welche Anmuth er Damenbildnisse zu kleiden wußte, zeigt uns sein Meisterwerk, „Johanna von Aragon“. War auch das Original bereits schön, durch den Künstler gewinnt es im Bilde eine classische Weihe. Wir vergessen im Anschauen solcher Bildnisse, daß der schöne Kopf längst schon von der Verwesung verzehrt ist, weil wir die innere, unvergängliche Schönheit so meisterhaft verkörpert finden. So hat der große Urbinate Allem, das seine Kunst berührte, den Stempel der Unvergänglichkeit aufgedrückt.

Daß wir auf unserem Gebiete nicht auch seinem großen Zeitgenossen Michel Angelo begegnen, erscheint im ersten Augenblick befremdend, ist aber zu erklären. Seinem hünenhaften Geiste, der Himmel und Hölle durchdringt, erscheint die einzelne Erscheinung zu klein. Ein Moses, im Bewußtsein seiner hohen Mission der Welt einen Götterblick zeigend, der wie Blitz zünden kann, das ist ein Element für sein Kunstschaffen; wo er gezwungen ist, die einzelne Persönlichkeit porträtartig darzustellen, da verliert das Porträt unwillkürlich seinen Selbstzweck. Dies beweisen die Statuen des Giuliano und Lorenzo Medici auf ihren Grabmonumenten in S. Lorenzo zu Florenz. Offenbar galten die allegorischen Gestalten an den Monumenten dem Künstler mehr, und die Porträtbildsäulen sollten nur die Pyramide zu einem würdigen Abschluß bringen.

So groß auch ein Künstler sein mag, stets ist er in seinem Schaffen von der Außenwelt beeinflusst, die demselben die Wege vorzeichnet. Es ist und bleibt wohl ewig ein schöner Traum der Künstler, schaffen zu können, nicht was oder wie die Welt es ihnen vorschreibt, sondern wie ihr Genius, eine Stunde der Begeisterung es ihnen eingiebt. Die größten Heroen der Kunstwelt waren an die Welt angewiesen, und es bleibt nicht ihr kleinster Ruhm, daß sie diese Ketten mit

den herrlichsten Blumengewinden ihrer Kunst zu decken verstanden. Da ist Lionardo da Vinci (1452 bis 1519), der Maler des Abendmahls, an den Hof des Lodovico Sforza in Mailand gebunden. Der sinnliche Fürst, der eine Maitresse nach der anderen besaß, verfiel auf den Gedanken, sich eine Schönheitsgalerie von ihm malen zu lassen, zu welcher natürlich dieselben sitzen mußten. Mehrere dieser Bildnisse haben sich erhalten, aber sie sind fast ohne Ausnahme namenlos. Hierher wird wohl auch „La belle Ferroniere“ im Louvre gehören, die man später fälschlich als eine Geliebte von Franz I. bezeichnete. Eine derselben, die Cecilia Gallerani, hat der Künstler sogar als Madonna mit dem Kinde gemalt! — Leider ist des Meisters Hauptwerk der Bildnißkunst, eine Arbeit vieler Jahre, nicht zu Stande gekommen: das Reiterstandbild des Francesco Sforza. Es wäre ein würdiges Seitenstück des Bildes geworden, das Colleoni in Venedig von seinem Lehrer Verrocchio gemalt. Lionardo war bekanntlich, wie Michel Angelo, ein Tausendkünstler und wußte in seinem Geiste Malerei, Architektur, Bildhauerei und Ingenieurkunst zu vereinen. Das Modell war bereits fertig, aber die tausend Centner Bronze waren dazu nicht zu beschaffen, auch ging indessen Sforza's Herrschaft und damit Lionardo's Werk in die Brüche. Eine Zeichnung (in München) ist als letzte Erinnerung daran geblieben. Lionardo hielt sich nach dem Sturze Sforza's in Florenz auf, wo sein anmuthiges Bildniß der Mona Lisa, Gemahlin des F. del Giocondo (im Louvre), entstand. Leider ist das Bild heutzutage eine Ruine, aber es läßt noch immer die Schönheit ahnen, über welche tausend Herzen, denen es im primitiven Glanze leuchtete, in Prosa und Versen aufjauchzten.

Seine herrlichsten Blüthen entfaltete das Porträt jener gesegneten goldenen Zeit der Kunst in der venetianischen Schule. Wenn es wahr ist (und vom akademischen Standpunkte ist nichts dagegen einzuwenden), daß Freiheit und politisch geordnetes Staatswesen auf Wissenschaft und Kunst einen wohlthunenden Eindruck ausüben — in Venedig war diese Vorbedingung nicht zu treffen. Obgleich eine Republik, war Venedig despotischer regiert wie nur je

eine absolute Monarchie. Es gehörte eben zur Politik der Lagunenstadt, daß sie ihren Bürgern, ihren mächtigen Patriciergeschlechtern es frei gab, die großen durch den Handel und die mächtige Flotte herbeigeführten Reichthümer zu genießen, mit diesen in feenhaft arrangirten Festen zu glänzen, ein freudenvolles Dasein zu

zeit wegen, mußten nothwendig die Kunst herausfordern, die goldenen Tage der Meerjungfrau zu verewigen, wie auch die Republik selbst ihre politischen Triumphe nicht allein in die Stadtannalen eintragen, sondern auch durch die Künstler verherrlichen ließ. Daß dabei das Porträt in erster Reihe bevorzugt wurde, ist aus dem



Der Goldschmied Morett. Von Holbein.

leben — um damit eine Wehr gegen politische Umtriebe zu errichten. Wenn Mazarin eine neue Steuer einführen wollte, fragte er vorher: Was machen die Pariser? — Sie singen. — Nun, wenn sie singen, so werden sie auch zahlen. Und wenn sich die stolzen Patricier und die Jeunesse dorée Venedigs recht amüsirt, so werden sie an keine Conspirationen denken.

Diese venetianischen Feste, einzig in ihrer Art schon der eigenartigen Dertlich-

Gesagten leicht zu ersehen. Zwar hat die Kirche dabei noch manchen Kunstgewinn zu verzeichnen, da die Frömmigkeit der reichen Adelsgeschlechter sich darin gefiel, von besten Künstlern Altarbilder malen zu lassen; aber wie diesem Opfer sich weltlicher Sinn vermischt, so waren die Kunstwerke selbst in gleichem Geiste aufgefaßt. Nicht allein als Donatoren drängen sich die Stifter in die Gemeinschaft der Heiligen, diese selbst werden gleichsam

gezwungen, an den Herrlichkeiten und Festen theilzunehmen. Wir denken hier an das berühmte Bild von P. Veronese (Cagliari), „Die Hochzeit zu Cana“. Sicher sind die Personen des Bildes durchweg Porträts von Zeitgenossen des Künstlers, sogar im Costüm der Zeit, und man ist versucht, im Bilde eher das Hochzeitsfest eines venetianischen Nobile als das des armen Ehepaars von Cana zu sehen.

In dieser Zeit feierte die Schönheit Triumphe; wie leicht entstand der Wunsch, dieselbe gegen die zerstörende Zeit auf dem Wege der Kunst zu retten. Die prächtigen Venetianerinnen mit ihrem goldigen Haar, mußten sie nicht in ihrer malerischen Tracht die besten Künstler begeistern? Aber auch die Männerwelt war durch prachtvolle Gestalten vertreten und wohl werth, in ihrer stattlichen Erscheinung vom Künstler festgehalten zu werden.

Um das Porträt, wie es die venetianische Schule schuf, in seiner höchsten Vollendung kennen zu lernen, genügt es, einen Tizian zu nennen. Was er überhaupt als Maler in seinem rastlosen, langen Leben (1477 bis 1576) geleistet, ist hier nicht zu erörtern; als Porträtmaler steht er mit den besten aller Schulen in erster Reihe. Aretin sagt von ihm in Bezug auf seine Bildnisse: „Er hob den Anspruch auf, den der Tod an die Persönlichkeit macht. Dieser nahm das Sterbliche an ihr, aber die äußere Erscheinung mit dem ganzen Ausdruck inneren Lebens und Strebens ist durch die Meisterhand Tizian's gerettet, dem Vergehen entrisen worden.“ Auch der Dichter selbst, der diesen Ausdruck gethan, ist von Tizian in einem charaktervollen Bilde verewigt worden (Stich von C. v. Dalen). Man sagte dem Künstler nach — um die ideale Wahrheit seiner Werke zu erklären —, daß er seinem Modell tief ins Herz, in dessen geheimste Gedanken dringen und dem Seelenleben den entsprechenden Ausdruck geben könne. Seine Kirchenfürsten, wie Papst Paul III. oder Cardinal Appolito de Medici, sind Muster des Ausdrucks und der künstlerischen Ausführung.

Außere Anerkennung fand Tizian, als ihn Karl V. für seinen Dienst zu gewinnen verstand. Wie Alexander d. Gr. nur von Apelles sich abbilden ließ, so erhielt Tizian dasselbe Privilegium vom Kaiser.

Im Jahre 1532 saß der Kaiser, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, zum ersten Male dem Meister, dessen Künstler-sonne in seinem ganzen Leben auch nicht durch ein Wölkchen getrübt wurde. An diese Sitzung dürfte sich die Legende knüpfen, nach welcher der Kaiser einen dem Maler entfallenen Pinsel selbst aufhob und der erstaunten Umgebung die Erklärung gab: Kaiser gab und giebt es viele, aber in der ganzen Geschichte nur Einen Tizian!

Dieses Verhältniß zum Kaiser war Ursache, daß der Künstler viele Reisen unternehmen mußte, so namentlich nach Spanien, nach Augsburg 1548, wo er viele Bildnisse ausführte, darunter ein Reiterbild des Kaisers auf dem Schlachtfelde von Mühlberg und ein anderes Bildniß, auf welchem derselbe, die Dreieinigkeit Gottes anbetend und um Barmherzigkeit anflehend, abgebildet ist. Auf dieses Gemälde, welches „Karl in der Erwartung des letzten Gerichtes“ genannt wird (in Madrid), waren des Kaisers letzte Blicke im Sterben gerichtet.

Eines seiner anmüthigsten Frauenbildnisse bleibt das seiner sehr geliebten Tochter Lavinia. Eine fröhliche vornehme Gesellschaft — so wird erzählt — war zu Gast in Tizian's Garten versammelt; da brachte seine Tochter das Obst zum Desert in der anmüthigen Bewegung, wie wir sie am Bilde bewundern. Alles war entzückt über die Erscheinung — der glückliche Vater verewigte sie für die Nachwelt, damit diese jenes Entzücken verstehe und theile. (S. Abbildung im Juniheft, S. 333.)*

Es giebt von Tizian und verschiedenen anderen Malern Italiens dieser Zeit viele Gemälde, die weibliche Brustbilder darstellen und die man gewöhnlich, weil der Busen mehr oder weniger enthüllt ist, Courtesanen nennt. Sind es Idealköpfe oder Porträts? Geschichte und Mode zwingen uns, wirkliche Bildnisse hier anzunehmen. Geschichtlich beglaubigt ist das Porträt der Eleonora, Tochter der Markgräfin Isabella von Mantua, die sich von Tizian mit offenem Busen (Belvedere in Wien), ja sogar als Venus in ganzer

* Die Abbildung ist gegenwärtig zum Original, das sich im Berliner Museum befindet.

IMAGO MARTINI LUTHERI EO HABITV EX
PRESSA, QVO REVERSVS EST EX PATHMO VIIITE.
BERGAM ANNO DOMINI 1522.



Quasitus toties, toties tibi Roma pettus,
En ego per Christum uiuo Lutherus adhuc,
Vna mihi spes est, quo non fraudabor, Iesus,
Hunc mihi dum teneam, perfida Roma uale.

ANNVS CONFESSIONIS VVOR-
MACIÆ 1521.

ANNVS PATHMI
1521.

ANNVS REDITVS EX
PATHMO 1522.

Cesaris ante pedes, proCeres stetit ante potentes
ACCole qvð Rebeli Vngio LITVI 6DIT.

A Rheno properans Capite vt, bene Conscia PathMI
TeCis, PAPA svglens rella strVCia, petta.

CarLstadii ob svclat ad SaXonia teCia recVrrit,
FavCibvs ex seVnt rVrVt oVagVe rapit.

Martin Luther als Junter Jörg. Von L. Cranach.

Figur (Offizien in Florenz) malen ließ. Der Begriff von Anständigkeit und Sitte hatte eben damals andere Grenzen als heutzutage. Wenn damals in der vornehmsten Gesellschaft, welcher Damen bewohnten, Boccaccio's Decameron, ja noch freiere Sonette ohne Vergerniß vorgelesen werden durften, so fanden schöne Damen in der Verewigung ihrer enthüllten Reize durch den Künstler nur eine Huldigung, die ihrer Schönheit dargebracht wird. Uebrigens ist hervorzuheben, daß sich Tizian bei solchen keineswegs unverfänglichen Aufgaben stets als Meister erwies, der jede Spur gemeiner Sinnlichkeit umgeht und nur auf die ideale Schönheit der Erscheinung Nachdruck legt. Noch bei Canova spielt sich etwas Aehnliches ab; ihm ward die Aufgabe, die Fürstin Borghese als liegende Venus in Marmor zu meißeln (Palazzo Borghese in Rom). Als eine Hofdame der Fürstin ihr Bedenken äußerte, so hüllenlos vor dem Künstler zu erscheinen, wurde ihr die naive Antwort: Es wird ja eingeheizt werden!

Mit dieser kurzen Rundschau hinsichtlich der italienischen Porträtkunst wolle sich der freundliche Leser begnügen. Wenn er dann auch, angeregt durch das Gesagte, sich weiter umsieht, allenfalls Werke von Giorgione (namentlich das Concert im Pal. Pitti), von Palma vecchio (Violante im Belvedere), Aug. Carracci (Tizian's Porträt), G. Reni (Beatrice Cenci, Pal. Barberini in Rom) bis auf P. Battoni herab durchmustert, er wird überall unsere Notizen verwerthen können. Cristofano Allori, für die Mediceer sehr beschäftigt, steht ganz originell da. Um sich an seiner Geliebten Mazzafirra, die ihn arm machte, zu rächen, malt er sie — und mit welchen feuersprühenden Farben — als Judith und giebt dem abgeschlagenen Kopfe des Holofernes seine Züge (im Pal. Pitti). Da haben wir ein Porträtbild, eine biblische und auch sittenbildliche Darstellung vereint. Die Moral ergiebt sich von selbst.

An die italienischen Meister kann man füglich die spanischen anreihen, die zu Hause wie in Italien von den ersteren beeinflusst erscheinen. Neben Murillo und Ribera ist als Porträtmaler insbesondere Don Diego Velasquez hervorzuheben.

Er war am Hofe Philipp's IV. viel beschäftigt, Goya hat viele dieser Bildnisse radirt, darunter auch die beiden Zwerge des Königs. Sein Hauptwerk ist das Porträt des Papstes Innocenz X. im Palast Doria zu Rom. Wenn man vor diesem Bildnisse steht — es ist in einem besonderen Cabinet aufgestellt —, so erstaunt man über die Macht der Kunst, die so viel Leben und Wahrheit der Zeichnung und Farbe geben kann. Man begreift dann die Möglichkeit, was uns als Anekdote von diesem Porträt erzählt wird. Als es fertig im Zimmer des Papstes stand, trat ein Diener ein, kehrte aber sogleich um, da er das Bild für die Wirklichkeit nahm, und ermahnte die Leute im Vorzimmer zur Ruhe, da Seine Heiligkeit im Gemache sei. So athmen alle seine Werke Leben und Kraft, wie z. B. der prächtige Kopf des Grafen Olivarez Guzman (s. Abbildung S. 469).

In derselben Zeit, da Italien seine größten Künstler sah, erhob sich auch in Deutschland die Kunst zu classischer Höhe. Wenn wir das Bildniß ins Auge fassen, so finden wir, daß es, wie in Italien, aus den PorträtDarstellungen auf Grabmonumenten und Totenbildern hervorgegangen ist. Zur eigentlichen Kunstblüthe gedieh es erst mit den großen Künstlern, die ihm ihr Genie zuwandten, wozu sie freilich durch die Zeitverhältnisse gedrängt wurden. Hier ist zuerst Albrecht Dürer zu nennen, der schon als Knabe in kindlicher Pietät seine Eltern, dann auch sich selbst abconterseite. In seinen beiden Hauptwerken, dem Rosenkranzfest und dem Heller'schen Altarbild (erstere sehr beschädigt, letztere zu Grunde gegangen), hat er sich ebenfalls verewigt und unter die Gruppen gleichsam als geistigen Zeugen des geschilderten Vorganges hingestellt. Wie er die Natur überhaupt gut ansah und fleißig studirte, so mußte das menschliche Antlitz in der Mannigfaltigkeit seines Ausdrucks seine Aufmerksamkeit insbesondere anziehen. In seinen Skizzenbüchern (jetzt freilich zerstreut) kommen viele Porträtstudien vor; so einfach und mit sparsamen Mitteln ausgeführt sie erscheinen, so lebensvoll ist jedesmal die Persönlichkeit des Dargestellten betont. Bei den gestochenen Bildnissen erschöpft er dagegen alle Mittel seiner Kunst und

den ängstlichsten Fleiß. So naturalistisch die Dargestellten auch aufgefaßt und Linie für Linie, Punkt für Punkt nach der Natur copirt sind, es blickt doch überall der geistige Charakter durch. Beim Bildniß Melanchthon's entschuldigt sich der

die Jovialität, die Gelehrsamkeit und den Wit, der seine Briefe würzt, wird man dann auch in seinem Antlitz nicht vergebens suchen. Einen Gelehrten jener Zeit in seiner Studirstube kann man nicht treffender schildern, als es Dürer in seinem



„Chapeau de paille“. Von Rubens.

Künstler, daß er zwar das Antlitz, aber nicht den Geist habe treffen können. Und doch, trotz der Hagerkeit der eingefallenen Wangen, wie leuchtet der feste Blick des geöffneten feurigen Auges. Im Antlitz Friedrich's von Sachsen paart sich wunderbar fürstliche Weisheit und Macht. Vor Wilibald Pirheimer's Bildniß mag man dessen Correspondenz mit Dürer lesen:

Porträt des Erasmus gethan (s. Abbildg. im Juniheft, S. 339). Bei aller Treue in der Wiedergabe der markirten Züge, der Haltung des Körpers kann das Vertieftsein eines Gelehrten in sein Studium, der begeisterte Fleiß des Schaffens nicht einfacher und nicht vollendeter dargestellt werden.

In ähnlicher Auffassung malte Holbein denselben Gelehrten, seinen Freund (im

Louvre). Beide Künstler müssen das kleine kluge Männchen von Rotterdam während des Schreibens gut studirt haben.

Auch die Künstler, die Dürer's Schule angehören oder in dessen Fußtapfen traten, haben im Stich treffliche Porträts hinterlassen. Wir notiren nur kurz Karl V. und Ferdinand von Bartel Beham, die beiden Wiedertäuferhäuptlinge von Aldegrevier, König Christian von Dänemark von J. Bink u. s. f.

Dürer war in Italien gewesen und hat die Kunst und die Bildnisse der venetianischen Schule gewiß ganz aufmerksam betrachtet; dennoch bleibt er in seinem künstlerischen Schaffen rein deutsch. Sein Zeitgenosse Hans Holbein dagegen sah nicht das Land der Hesperiden, und doch ist seine Kunst von der italienischen Renaissance durchgeistigt. Im Porträt nicht minder. Obgleich die Familie des Bürgermeisters Meyer auf dem Bilde eine echt bürgerliche und deutsche bleibt, ist der ganzen Erscheinung doch eine gewisse Noblesse nicht abzuspochen, wie wir sie in ähnlichen italienischen Compositionen zu finden gewohnt sind. Als Holbein am Hofe Heinrich's VIII. in England thätig war, verrathen zwar seine zahlreichen gezeichneten und gemalten Bildnisse den deutschen Fleiß in der Ausführung, aber auch die genialste Auffassung des Charakters. Wir können nicht die lange Reihe von Bildnissen seiner Hand einzeln anführen, sie bildeten eine eigene Galerie, wenn man sie zusammenbringen könnte; und selbst der Hauptwerke giebt es viele, wie die Bildnisse von Meyer, Amerbach, Morus (wozu dann auch dessen Familienbildniß zu rechnen ist), König Heinrich VIII. und dessen Gemahlinnen, die Porträts im Stahlhause, daraus J. Ghyze nach Berlin kam, vom Goldschmied Morett (in Dresden, s. Abbildung S. 471), dessen stattliche Erscheinung uns das volle Selbstbewußtsein des durch die Kunst geadelten Handwerks offenbart, u. a. m.

Wir können uns nicht versagen, auf eine Medaillobüste des Erasmus im kleinsten Maßstab hinzuweisen, das der Künstler in Holz schnitt; ein Meisterstück der Individualisirung; es kann nichts Zarteres geben als diesen mit einer Linie so sicher profilirten Kopf. Die Stenographie kann einen großen Inhalt in

wenige Zeichen bannen. Man könnte den kleinen Holzschnitt mit Recht ein stenographisches Porträt des Erasmus nennen. Ex ungue leonem — hier ist eine solche Löwenklaue.

Ein dritter deutscher Meister derselben Zeit, Lucas Cranach, war im Porträtsache nicht minder in Anspruch genommen. In seiner ganzen Kunst verleugnet er die alte deutsche Kraft und Ehrlichkeit nicht, also auch nicht im Bildnisse. Der Meister Lucas, wie er allgemein genannt wurde, ist wohl eben darum der Reformation näher wie jeder andere deutsche Künstler getreten; er kann der Lucas, der malende Evangelist derselben genannt werden. Er malte Luther und die Katharina Bora und mußte dieselben oft wiederholen, so oft, daß er schließlich der starken Nachfrage nicht genügen konnte, sondern seine Originale durch die Schüler copiren ließ. So erklärt sich die Menge der Luther-Bildnisse, welche die Nachwelt alle dem Meister zuschreiben wollte. Der Holzschnitt war gerade in jener Zeit der geistigen Gährung das leichteste und populärste Verbreitungsmittel für Ideen wie für Bildnisse. Meister Lucas hat auf diesem Wege ein köstliches, historisch interessantes Bildniß verbreitet, den Meister Luther als Junker mit martialischem Bart, aus der Zeit seines Aufenthaltes in der Wartburg (s. Abbildung S. 473). Aber trotz dem Bart sieht der Junker gar nicht so martialisch aus, und man kann sich ihn vorstellen, wie er auf seiner Reise nach dem Ayl in einer Herberge mit Heißhunger über ein dajelbst zufällig befindliches Buch herfällt, so daß sein ängstlicher Begleiter ihn mahnt, es zu lassen und sich nicht zu verrathen; mit einem Buche befaße sich kein Ritter.

Auch für den sächsischen Hof war der Meister viel beschäftigt, und er hat eine ganze Sammlung von Bildnissen desselben in Gemälden und Holzschnitten hinterlassen. Während Dürer's Bildnisse zu meist Denkmale der Verehrung oder persönlicher Freundschaft sind, Holbein's Porträts eine kosmopolitische Richtung nehmen, könnten wir mit Recht Meister Cranach's Bildnißwerk einen Ahnenjaal der Reformation nennen.

Von Amberger's, Burgkmair's Werken zu reden, erlaubt uns der Raum nicht.

Culturgehichtlich ist erwähnenswerth, daß zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts das Porträt in Deutschland quantitativ zwar alle Kunstformen überwuchert,

das soll jetzt in symbolischen Einrahmungen und Attributen seinen hinkenden Boten mit der Posaune finden. Man sollte meinen, es gebe nichts Traurigeres und Langweil-



Der Arzt Ephraim Bonus. Von Rembrandt.

aber qualitativ zurückgeht, um im folgenden Säculum (in welchem es gerade in den Niederlanden seine Triumphe feiert) alle ideale Kunstweise zu verlieren. Was der echte Künstler ins Gesicht zaubert,

geres, als in Sälen der Rathhäuser die Reihe der Bildnisse von Bürgermeistern und Magistratspersonen, die in dieser Zeit entstanden sind, durchzumustern. Aber es gehört noch ein größerer Muth dazu,

eine stattliche Reihe von Portefeullen mit deutschen Porträtstichen derselben Periode durchzusehen. Das Beste an diesen Bildnissen von Rätthen, Duumviren, Pastoren etc. mit ihren steifen Mühlsteinkrügen, posfirlich ernstern Mienen und geblühten Kleidern sind oft die naiv-schwülstigen Unterschriften und Verse, wobei man zugleich die Titulaturwuth der Zeit studiren kann. Aus dieser wahrhaftigen Sündfluth von Bildnissen, die uns allenfalls lehren, wie ein Porträt nicht beschaffen sein soll, ragt selten ein Meister hervor, der die Linie des Mittelmäßigen überschreitet. Der beste unter allen — eine Dase in der Wüste — ist Jeremias Falck, dessen Porträtstiche echte Kunstwerke sind. Aber nicht in Deutschland, sondern in Holland fand er sein Vorbild, so erklärt sich seine exceptionelle Stellung. Erst mit N. Mengs beginnt, wie für die Kunst überhaupt, so auch für das Bildniß eine bessere Zeit.

* * *

In den Niederlanden hat sich die Kunst frühzeitig mit dem Porträt beschäftigt. Bereits Jan van Eyck (1370 bis 1441) hat brillante Proben dieser Kunstgattung auf dem berühmten Genter Altarbild hinterlassen, wie die beiden Bildnisse der Donatoren sowie die Porträts der beiden Brüder van Eyck beweisen. Auch als selbständige Kunstwerke sind mehrere Bildnisse aus seiner Werkstätte hervorgegangen. Seine Schule unterließ es nicht, auf demselben Wege weiter zu schreiten. In Holland fand dann das Bildniß besonders in den politischen Verhältnissen des Landes einen fruchtbaren Boden. Lucas von Leyden (1494 bis 1533) wetteifert mit Dürer, seinem Zeitgenossen, auf diesem Gebiete mit vollem Ruhme, wie sein kostbarer, aber seltener Kupferstich mit dem Bildniß Maximilian's beweist. Weiter kommt H. Goltzius (1558 bis 1616), sein Nachahmer. Er entwirft Bildnisse naturalistisch, aber sehr frei. Man kann ihn den Michel Angelo des Kupferstichs nennen; er bewegt sich mit dem Grabstichel so frei auf der glatten Kupferplatte wie der routinirteste Zeichner mit der Kreide auf dem Papier. Seine Bravour in energischer Linienführung ist erstaunlich. In seinen histo-

rischen Stichen verfällt er der Manier, aber im Porträt, wo er gezwungen ist, der Natur zu folgen, ist er bewunderungswürdig. Er sticht Bildnisse in Lebensgröße (Guernsheert, sein Lehrer, dann sein Eigenbildniß) und auch im kleinsten Medaillonformat mit gleicher Virtuosität. Der Sohn des Frisius mit dem Hunde ist ein Meisterstück des Kupferstichs, das sich kühn neben das Höchste dieser Kunstgattung stellen kann.

Seine Nachfolger, die Brüder Wierix, haben Treffliches gerade im Bildniß geleistet, erreichen aber doch ihr Vorbild keineswegs.

In dem Ländergebiete, das einst Brabant hieß, blühte im sechzehnten Jahrhundert ein ausgebreiteter Handel, wodurch ein mächtiger Wohlstand von Einzelnen und Städtegemeinden gefördert wurde. Dies wirkte wohlthätig auf Kunst und Kunstgewerbe (Stickerie, Tapetenwirkerei, Goldschmiedekunst u. s. w.). Der Reichthum aber sonnt sich gern in seiner Herrlichkeit, also kein Wunder, daß die Träger der Wohlhabenheit auch trachteten, ihre Persönlichkeit im Porträt zu verewigen.

Rubens und van Dyck gehören ihrer Abstammung nach diesen Kreisen an. Beide waren von Natur aus edle Männer, beide Künstler von Gottes Gnaden und darum wie geschaffen, in ihrer Kunst die glückliche, von Gesundheit und irdischem Glück strotzende Umgebung in der vollen Kraft ihrer Genialität festzuhalten.

Rubens (1577 bis 1640) hatte in Italien seinen Geistesverwandten, Tizian, kennen gelernt. Die vornehme Auffassung der Welt wie der concreten Persönlichkeit, das lebhafteste Colorit muthete ihn verwandtschaftlich an; er wurde ein flämischer Tizian. Was ihm originell innewohnt, das ist der Zug ins Gigantische, Volle. Das Runde, Fettleibige, Ausladende ist flämisches Schönheitsideal; bei Rubens zeigt es sich nicht allein im Porträt, besonders dem weiblichen, sondern es schmuggelt sich auch in heilige und profane Historienbilder hinein. Seine Madonnen wie seine Venusbilder sind in diesem flämischen (oder türkischen) Geschmack concipirt. Auch seine beiden Frauen, Isabella Brant und Helene Furment (letztere Schwestertochter der ersteren) wären nicht geeignet,

die mageren Jahre Aegyptens vorzustellen. Das nackte Porträt der Furment in ganzer Figur, mit einem Pelz sich deckend (Belvedere in Wien), stellt keine mediceische Venus dar; was ist aber der ausdrucksvolle Kopf allein werth! Und doch war seinem Pinsel auch das Zarte, Naive nicht fremd, wie das herrliche Bildniß des Mädchens aus der Familie Lunders in Antwerpen, gewöhnlich obwohl unrichtig *Chapeau de paille* (es ist kein Stroh-, sondern ein Filzhut) genannt (s. Abbildung S. 475). Man kann sich nichts Reizenderes denken als dieses feine Gesichtchen an der Schwelle zwischen Kind und Jungfrau, vom Hut beschattet, aber von der lichtvollen Umgebung so viel Sonne absorbirend, daß sich ein künstlicher Kampf zwischen Licht und Schatten im Gesicht entspinnt; es ist ein Meisterstück des *Clair-obscur*, ein Spiegelbild naivster Natürlichkeit, reinsten Freude und Unschuld. Betrachten wir dagegen den Meister selbst, mit Frau und Kind im Garten promenirend, so finden wir hier nicht allein die noble Erscheinung der Dargestellten, sondern den vollen Charakter eines behaglichen, frohvergnügten flämischen Lebens meistervoll geschildert. Ohne die Eigenart der Persönlichkeit zu verwechseln, ist dabei der Charakter der Zeit und des Landes prägnant ausgedrückt. Und so haben alle seine Bildnisse, männliche wie weibliche, dieses culturgeschichtliche Merkmal an sich.

Sein bester Schüler, A. van Dyck, war auch in Italien gewesen, wo ihm seine Ideale der Kunst verkörpert entgegen traten. Sein späterer Lebensweg entzog ihn aber dem Lande üppiger Körperformen, und sein guter Genius führte die Künstlerhand innerhalb der Grenze classischer Schönheit. In Antwerpen noch faßte er den Plan, einen Plutarch seiner Zeit herauszugeben, welcher die Bildnisse der berühmten Künstler, Gelehrten und Helden jener Zeit vereinen sollte. Die treffliche Kupferstecherschule, die Rubens herangebildet hatte, war sehr geeignet, die genial hingeworfenen Porträts auf die Kupferplatte kunstvoll zu übertragen. So entstand die sogenannte *Ikonographie*, zu welcher van Dyck mehrere Bildnisse

eigenhändig radirte.

Seine glänzendste Thätigkeit entfaltete

sich am Hofe Karl's I. von England, der den Künstler zum Ritter ernannte. Die ganze vornehme Gesellschaft Londons suchte den Künstler auf, Jeder wollte von ihm gemalt sein, der Preis war Nebensache. Ungeheure Summen flossen ihm zu, aber er wußte sie ebenso anzubringen, denn er lebte wie ein König und hielt offenes Haus. Den König malte er oft; das Meisterwerk darunter ist wohl jenes, wo der König in ganzer Figur in der Landschaft steht, während sein Stallmeister das Reitpferd bereit hält. (S. Abbildung im Juniheft, S. 341.) Sein Atelier hatte ein eigenes Gesetz, dem sich auch der Vornehmste fügen mußte; für jede Sitzung war die Stunde genau bestimmt, van Dyck malte nur den Kopf und entwarf die Stellung, seine Schüler setzten die Arbeit fort, der Meister legte dann noch die letzte Hand an. Für schöne Männer- und Frauenhände hielt er eigene Modelle. Man zählt etwa zweihundertundachtzig von ihm ausgeführte Bildnisse, kein Wunder, daß man ihn vorzugsweise den Porträtmaler nannte.

Auch Holland, das wir nach achtzigjährigem Kampfe um seine Unabhängigkeit (seit 1568) als freie Republik finden, kann auf seine Porträtkünstler stolz sein. Eben die politischen Verhältnisse erklären uns diese Erscheinung. Je schwerer und opferreicher die Kämpfe um die Freiheit waren, desto mehr schätzte man sie und verherrlichte dabei auch Jene, die zu diesem endlichen Siege beigetragen haben. Dieser hohe Werth, den man auf die Persönlichkeit legte, fand seinen beredtesten Ausdruck im Porträt. Das ganze Volkgefühl nationalen Stolzes zeigt sich in den vielen, wahrhaft historischen Bildnissen, die von den besten Künstlern der Zeit ausgeführt wurden. Da begegnen wir den Bildnissen der Statthalter; der kühnen Seefahrer de Bries, Schouten, Ruyt, die der holländischen Flagge in allen Meeren Achtung verschafften; der Seehelden Tromp, Ruyter, Evertsen, van Galen, welche die junge Freiheit siegreich selbst gegen das mächtige England vertheidigten; der Gelehrten, Dichter und Künstler, die das ursprünglich an den Handel hingewiesene Volk nun auch zu einem berühmten Culturvolke stempelten. In allen diesen Bildnissen, die überdies von den besten Stechern des

Landes vervielfältigt wurden, werden wir nicht anstehen, ein herrliches Monument nationaler Ehre, gerechten Stolzes anzuerkennen.

Wir müssen uns leider auch hier verjagen, bei allen Künstlern, selbst den geschätztesten, Umschau zu halten und sind genöthigt, nur im Fluge die höchsten Spitzen holländischer Porträtkunst zu berühren. Ueber die glänzende Thätigkeit eines Ravesteyn, Th. de Keyser, Terburgh, Mirevelt u. A. m. könnten leicht selbständige Artikel geschrieben werden.

Rembrandt darf man natürlich nicht so kurz abthun. Wie über seiner Kunst überhaupt, so liegt auch über seinen Bildnissen ein geheimnißvoller, stets fesselnder Zauber. Oft erscheinen seine Gemälde dem Laienauge wie flüchtig entworfene, unbeendigte Studien, wie z. B. das berühmte Familienbild im Braunschweiger Museum. Wir müssen uns an das Wort des Künstlers halten: „Ein Bild ist vollendet, wenn die Absicht des Künstlers dabei erreicht ist.“ Und dies ist bei dem genannten Bilde der Fall, nur müssen wir es in der rechten Entfernung ansehen. Das nahe Betrachten seiner Bilder konnte Rembrandt ohnehin nicht leiden und meinte, er male seine Bilder für das Auge zum Sehen und nicht für die Nase zum Beriechen. In gehöriger Entfernung gesehen, gewinnt das Bild plastisches Leben, es bleibt ein Meisterstück des Hellbunkels wie der feinsten Charakteristik. Je mehr man sich in dasselbe vertieft, desto fesselnder, naturgetreuer, bezaubernder erscheint es. Daß es Rembrandt selbst für vollendet hielt, dürfte daraus zu schließen sein, daß es mit vollem Namen bezeichnet ist.

Mit der Radirnadel versteht er ebenso meisterhaft zu porträtiren wie mit dem Pinsel. Ueberall ungezwungene Leichtigkeit, kein Pinselstrich, keine Linie zu viel oder zu wenig. Er radirt mit der Farbe und malt mit der Radirnadel. In das verworrenste Gemisch von Pinsel- oder Nadelstrichen kommt in richtiger Entfernung Wahrheit und Leben. Er charakterisirt mit einigen Strichen, so mit dem Silberstift seine geliebte Saskia am Tage der Hochzeit (Berlin). Uebersprudelnder Humor des glücklichen Ehegatten herrscht auf seinem Eigenporträt in Dresden: sein

Weib sitzt auf seinen Knien, und er hebt seelenvergnügt den Weinpocal empor. Sicher ist hier auch an den Gesang zu denken, damit Luther's Trio zur Geltung komme. Sein eigenes Gesicht benutzte er zu physiognomischen Studien, im Gemälde (zu Berlin) zeigt er sich als Edelmann, in verschiedenen Radirungen als Lachender, Zorniger, ja sogar mit Säbel und Krone. Mit aller Anmuth der Bornehmheit stattet er seinen Freund, den Bürgermeister Sig, aus; wie wahr und charaktervoll sind seine übrigen radirten Bildnisse, wie der Goldschmied Lutma, der Bürgermeister Haaring, der Schreibmeister Coppenol. Ein Meisterstück feinsten Charakteristik ist wohl Ephraim Bonus, ein jüdischer Arzt (s. Abbildung S. 477). Wir sehen ihn bedächtig und zögernd die Treppe herabkommen. Er hat wohl einen schwer Kranken, der ihm sehr am Herzen liegt, besucht, der gefährlichen Krankheit sein ganzes Wissen entgegengestellt, die Arznei verschrieben. Doch glaubt er sich mit der gewissenhaften Pflichterfüllung nicht zufrieden geben zu können, er denkt offenbar dem Fall nach, und so spiegeln sich die wissenschaftliche und die humanitäre Seite seines schweren Standes treffend in seinem Gesicht ab. Jeder praktische Arzt sollte dieses Porträt über seinem Schreibtische haben!

In dieser Zeit entstanden in Holland die sogenannten Doelen- (Schützengilden) Stücke, d. h. Bildnisse mehrerer durch eine Idee zu einer Gesellschaft vereinter Personen. Die Gilden, die sich besonders im Kriege ausgezeichnet hatten, fanden in solchen Vereinigungen eine gewisse Befriedigung. Vorzüglich die Schützengilden sind hier zu nennen, welche sich von den besten Malern, bei der Conversation, beim frohen Mahle oder zur Berathung versammelt, porträtiren ließen, um dann diese Gemälde in ihren Zusammenkunftslokalen aufzubewahren. Auch Rembrandt war in dieser Art thätig. Sein Meisterstück dieser Gattung ist die „Amsterdamsche gewapende Burgery“ im Tripenhuis zu Amsterdam, auch die Nachtrunde genannt. Mit Worten läßt sich dieses Wunderwerk der Malerei, des Porträts, der Charakterisirung und des Effects nicht schildern. Selbst der beste Stich nach dem Bilde (von Claessens, besser als von Unger) ist

nur eine schwache Erinnerung; man muß das Original gesehen haben. Ein eigent-
 Tuchmacherzunft. Gewissermaßen ist auch hierher die berühmte Anatomie (im Haag)



Festmahl der Offiziere der Joris-Doelen. Von F. Hals.

liches Gildensstück ist in derselben Sammlung die Verathung der Vorsteher der anatomischen Saale mit seinen Schülern

(alle sind Porträt) versammelt, denen er am Cadaver seine Vorlesung hält. Ein Musterbild eines Conversationsstückes.

Gegenüber der Nachtrunde von Rembrandt hängt gleichfalls ein Bild dieser Gattung, es ist das Schützenmahl, ein Werk des V. van der Helst (geb. 1601). Festmahle bildeten oft das Bindungsglied der Innungen im Leben wie in den Bildern. Das Zweckessen war kaum der einzige Zweck ihres Beisammenseins. Das Bild basirt auf einem bestimmten Datum, dem 18. Juni 1648; die Schützen versammeln sich unter ihrem Hauptmann Witse, um den Abschluß des westfälischen Friedens zu feiern. Fünfundzwanzig lebensgroße Männerporträts sind hier treu nach dem Leben, in ungezwungenster Gruppierung aufgefaßt; man wäre versucht, ihrem Gespräche zu lauschen, so täuschend hat sie der Meister mitten in der lebhaftesten Unterhaltung auf die Leinwand gebannt: *Vox faucibus haesit.* (Gest. von J. W. Kaiser.) Nicht minder meisterhaft ist ein anderes Bild desselben Künstlers (ebenda, gest. von Ulmer); vier Bürgermeister berathen sich, welchem Schützen der Preis zuerkannt werden soll.

Auch in seinen Bildnissen von Männern und Frauen ist van der Helst der hervorragende Künstler.

Als Dritten im Bunde dürfen wir Franz Hals (geb. 1584) nicht übergehen. Im Porträt und im Sittenbilde (Genre) nimmt er unter den besten Künstlern seines Landes eine hervorragende Stellung ein. Auch er hat neben Einzelbildnissen viele Doelenstücke gemalt, die meisten befinden sich in Haarlem. So die Offiziere der Joris-Doelen in Haarlem (s. Abbildung S. 481). So die Offiziere der Georgs- und Adriaens-Doelen beim Festmahl, das Amsterdamer Schützen-corps. In Amsterdam ist das Bild, auf welchem er sich neben seiner Frau im Garten abgebildet hat, ein Gegenstück zum Familienbild Rubens'; die behagliche Ruhe der Holländer contrastirt sehr bezeichnend gegen die Bornehmheit der Flämen. Es bleibt unbegreiflich, wie man bei der Vielseitigkeit und dem Reichtum seiner künstlerischen Thätigkeit so arg über seine lockere Lebensweise losziehen konnte, als ob er mehr in der Aneipe wie bei der Staffelei zu finden

gewesen wäre. In der Kunst des Hals ist Alles Porträt, er betrachtet die einzelne Persönlichkeit wie die Gesellschaft mit demselben Auge; man kann mit vollem Rechte seine Genrebilder Porträts des Volkstypus und seiner Leidenschaften nennen. Was ist die Hidde Bobbe z. B.? (in Berlin). Es ist das Porträt eines alten Weibes, das im Rufe der Hexerei in Haarlem stand und das sich über die abergläubige Welt lustig macht: ein Typus zugleich für eine ganze, dem Genrebild gehörige Menschenklasse, wie man deren Exemplare noch zuweilen auf dem Lande trifft.

Nach der Anstrengung aller Kräfte tritt naturgemäß Abspannung ein; der Einzelne wie die Gemeinschaft kann sich nicht lange auf der Höhe erhalten. Was die späteren holländischen Künstler, wie Troost, Quinckhard u. A. m., auch Gutes im Porträt geleistet haben, mit ihren Vorbildern können sie sich nicht messen. Seien wir mit dem zufrieden, was die große Zeit, die Zeit der Kunstheroen, geschaffen hat.

* * *

In Frankreich wurde in älterer Zeit dem Porträt nur wenig Beachtung entgegengebracht. Im sechzehnten Jahrhundert erscheinen Bildnisse historischer Personen — darunter natürlich viele als Phantasiebilder — nur als Illustrationsbeigaben in historischen Werken. Rabel, Thomas de Leu, Leonard Gaultier sind die Ersten, die Bildnisse nach der Natur aufgenommen und gestochen haben (um 1600). Sie machen den Eindruck einer großen Treue, auch das Beiwerk ist sichtlich genau der Wirklichkeit entlehnt, aber der Geist, die höhere Weihe des Kunstwerks fehlen. Da die Künstler oft von Mitgliedern des Adels, des Magistrats, ja selbst des Hofes mit Aufträgen bedacht waren, so mußten sie natürlich auch die Entfaltung des äußeren Glanzes, der pomphaften Pracht zur Darstellung bringen. Auf den geistigen Inhalt dürfen wir die Bildnisse dieser Zeit durchaus nicht prüfen. Freilich giebt es auch Ausnahmen, wenn die Persönlichkeit sich so wuchtig und ausgesprochen dem Künstler-auge darstellt, daß er fast unbewußt ihren

historischen Charakter im Bilde giebt. Ein Unglück war es, daß das Porträt in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts noch nicht ein festes, kunstgerechtes Fundament gefunden hat; es hätte der Unnatur, die später vom Hofe Lud-

volle Künstler des Porträts gab es wohl, aber sie waren doch als Ausnahmen zu schwach, um der Verhöhnung der Kunst vorzubeugen. Ein solcher war Dumontier (gest. 1631); seine Bilder zeigen fleißiges Studium nach



Mignard's Tochter. Von P. Mignard.

wig's XIV. protegirt wurde und sich bis in die niederen Schichten der Gesellschaft verbreitete, einen Damm entgegensehen können, während es selbst eine Beute der Unnatur, der abscheulichsten Mode wurde, welcher der Mensch nur als Ständer für Perrücken, bauschige Gewänder, Stickerien und Orden galt. Einzelne talent-

der Natur, gepaart mit edler Anordnung.

Zwar finden wir auch in der Zeit Ludwig's XIV., die eine Epoche des Glanzes war, in dem sich Künste gern sonnen, Bildnisse, welche unsere Beachtung verdienen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß diese verhältnismäßige künst-

lerische Vollendung derselben auf einen Einfluß von außen zurückzuführen ist. Van Dyck's Kunst hat so manchen französischen Künstler inspirirt; es kamen auch des günstigeren Erwerbes wegen niederländische Künstler, wie van Schuppen, W. Baillant, Lombart u. A., nach Frankreich, die gewiß nicht ohne Nachwirkung auf die heimische Kunst blieben. Frankreich war nicht scrupulös, diese Künstler für sich in Anspruch zu nehmen, wie es auch den Flämen Phil. de Champagne den seinen nennt. Von ihm sagt Duplessis in seinem Werke über französische Porträtstücke, er wäre durch seinen Contact mit französischen Künstlern schließlich ein Franzose geworden. Aber Morin, den er anführt, beweist gerade das Gegentheil. Dieser geschätzte Stecher arbeitete nach van Dyck und de Champagne und war also von diesen beeinflusst und nicht umgekehrt.

Die Porträtisten, die hier besonders erwähnt zu werden verdienen, waren durchweg Hofmaler. So C. Mignard (1610 bis 1695). Er malte den zwanzigjährigen Ludwig für dessen Brant mit Meisterhand in drei Stunden, und sein Ruf war begründet. Die Großen suchten ihn auf, wie Mazarin, Turenne u. A. Er nahm es mit der Kunst ernst und aufrichtig. Seine Tochter, eine berühmte Schönheit, malte er als Fama, die sein Eigenbildniß hält (s. Abbildung S. 483). Daß er dazu angethan war, in der Hofluft zu gedeihen, beweist eine Anekdote aus seinem Leben. Als der König von seinen Feldzügen zurückkehrte und dem Maler gegenüber die Bemerkung machte: Nicht wahr, Sie finden mich gealtert? war der Hofmaler schnell mit der Antwort fertig: Ja, Sire! ich erblicke die Spuren vieler Schlachten. Giac. Rigaud (1659 bis 1743) gehört zu den fruchtbarsten französischen Porträtmalern. Man zählt 250 Bildnisse seiner Hand, also nicht viel weniger als von van Dyck. Als junger Künstler hatte er das Glück, den Prälaten Bossuet malen zu dürfen. Das Bildniß in ganzer Figur gehört jedenfalls zu seinen besten Werken. Anordnung, Charakteristik, Durchführung sind gleich eminent. Wir müssen um so mehr über die Menge von Bildnissen staunen, als die Mode dem Künstler keine geringen Schwie-

rigkeiten bereitete. Das Gesicht war noch das Wenigste, nun kamen aber dazu die verschiedenen Stoffe, Waffen, Schmuckstücken, Spitzen u. s. f., die der Künstler stets fleißig und genau nach der Wirklichkeit aufnahm. Man kann von Rigaud sagen, er sei natürlich, weil er selbst die unnatürlichste Mode so getreu, wie sie in der Wirklichkeit war, schildert. Seine Bildnisse enthalten darum auch ein schätzenswerthes Material zur französischen Culturgeschichte. Zum Beweise seiner edlen Gesinnung diene die Thatsache, daß er 1695 nach seinem Geburtsorte Roussillon nur deshalb reist, um seine alte Mutter von allen Seiten zu malen. Danach führte dann Coyzevaux eine Büste in Marmor aus, die der Hauptschmuck seines Arbeitszimmers bis zu seinem Tode blieb.

Wir dürfen nun aber den Umstand nicht mit Stillschweigen übergehen, durch welchen die genannten und noch andere Künstler, die über dem Niveau des Alltäglichen standen, wie Lesbure, Aved, Vergillière, Elisabeth Vigée u. A. m., einen europäischen Ruf erhielten. Die Gemälde blieben meist in Frankreich, in Privathänden, und es war schwer, den Werth ihrer Kunst nach ihren Werken zu bestimmen. Es haben aber treffliche Kupferstecher diese Bildnisse gestochen und damit den Ruf der Maler in weiteste Kreise, weit über Frankreichs Grenzen verbreitet. Mit besonderer Vorliebe wünschten wir bei diesen Meistern des Grabstichels verweilen, die Werke der drei Drevet, der beiden Poilly, eines Masson, Rantenil, Edelink, Daullé u. s. f. besprechen, vergleichen, beurtheilen zu können — aber wo wäre da ein Ende abzusehen? Uebrigens birgt jede öffentliche Sammlung wenigstens theilweise die Werke genannter Künstler, und wer sich ein zutreffendes Urtheil über das französische Porträt des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bilden will, den verweisen wir zum Selbststudium auf diese Quelle.

Im achtzehnten Jahrhundert, in welchem die Kunst in Deutschland ganz darniederlag, muß der Einfluß der französischen Schule auf das Ausland faszinierend gewirkt haben. Viele deutsche Kupferstecher bildeten sich in Paris zu Meistern aus, so G. F. Schmidt, J. G. Wille, G. Müller,

J. G. Schulze. Der Erstgenannte bewahrt trotz der brillantesten Wiedergabe französischer Bildnisse doch treu seinen

Zu welcher Art Künstler den Hohen Weihrauch zu streuen pflegten, zeigt uns ein Porträt des Cardinals Fleury, das



Mrs. Chambers. Von Josuah Reynolds.

deutschen Charakter. Müller's Meisterblatt: Louis XVI, ist ganz im französischen Geist; man muß die Unterschrift lesen, um zu sehen, daß hier das Werk eines Deutschen vorliegt.

von Rigaud gemalt war, wozu aber ein anderer Künstler, Antreau, sich selbst als Diogenes mit der Laterne hinzusetzte. Er hat seinen Mann gefunden und noch mehr — als Lohn für die Schmeichelei eine

sichere Lebensstellung. Schlechter erging es einem anderen Künstler; Berville stach sein berühmtes Blatt: Ludwig XVI. in Krönungsornat; die Platte wurde 1790 vollendet. Wer sollte es aber jetzt, wo die Wogen der Revolution hoch gingen, wagen, mit dem Bildniß eines Königs hervorzutreten? Die Platte wurde mit Lebensgefahr verborgen gehalten, dann zerschnitten. Jetzt gab es wenig zu porträtiren. Als das Kaiserreich kam, glänzte mit der „Gloire“ auch den Porträtkünstlern ein neuer Stern. Mit dem Kaiserreich sind Fabey, Gérard, Gros und insbesondere Hor. Vernet innig verwachsen. Die Herrlichkeit des Thrones und seiner Umgebung strahlte von Neuem — aber die Kunst war eine andere geworden, David's akademische Regeln haben ihren idealen Flug gehemmt.

* * *

Es erübrigt uns schließlich, auch der „Rebelinsel“ einen kurzen Besuch abzustatten. Es ist auffallend, daß in England, wo doch die normannische Architektur so hervorragende Bauwerke aufgeführt hat, die darstellende Kunst verhältnißmäßig so wenig autochthone Wurzeln besitzt. Daß übrigens dem Sohn Albions der Sinn für Kunst nicht mangelt, dürfte schon daraus resultiren, daß es nirgends in der Welt so viele Kunstsammler giebt wie eben in England. Was auf dem Continent nicht niet- und nagelfest ist, wird hinübergeschleppt. In hundert Jahren wird man die continentale Kunst nur noch in England studiren können — wenn die Sammlungen der Herrensitze nicht so verschlossen bleiben, wie sie eben sind. Es ist darum auch kaum möglich, von einer englischen Schule zu sprechen. Die Darstellungen der Bibel und des christlichen Dogmas sind fast Caricaturen, ja selbst der einzige originelle englische Künstler, W. Hogarth, steht auf diesem Boden, wie überhaupt der Brite ein geborener Satiriker und Caricaturist ist.

Das Porträt mußte dem englischen Nationalcharakter immer sehr sympathisch erscheinen. Aber auch dieses ist aus dem Auslande verpflanzt worden. Wie bereits erwähnt, war Holbein lange Zeit in Eng-

land thätig; dann kamen viele italienische und niederländische Künstler scharenweise nach London, wo sie Arbeit und Gold fanden. Auch van Dyck haben wir bereits in London gesehen. Nun sind zwei Künstler zu nennen, welche England die seinen nennt, Peter Vely und Gottfried Kneller, aber beide sind von Geburt Deutsche.

P. Jaes, Vely genannt, ist zu Soest in Westfalen geboren; bei ihm läßt sich der Einfluß van Dyck's nicht verleugnen, den er indessen nicht erreicht. Seine Frauenbildnisse sind, mögen die Originale schön oder häßlich gewesen sein, stets in reizende Nymphen verwandelt. Männliche Bildnisse gerathen ihm selten, und es war für ihn keine leichte Aufgabe, den Lord-Protector zu malen, als ihm dieser vor der Sitzung zurief: „Malt mich treu, ich will nicht geschmeichelt sein wie die englischen Damen; malt mich, wie ich bin, mit allen Runzeln und Narben, sonst bekommt Ihr keinen Penny.“

Gottfried Kneller ist von demselben Holze geschnitten, auch bei ihm erscheinen die Damenbildnisse immer schön, aber ohne besonderen Charakter. Wie Goethe sagte, daß es nichts Unerträglicheres gebe als eine lange Reihe schöner Tage, so ist es ebenso langweilig, ganze Mappen dieser englischen Ladys durchzusehen, wie sie Smith, White, Simon, Faber und Andere in Schwarzkunst nachgebildet haben.

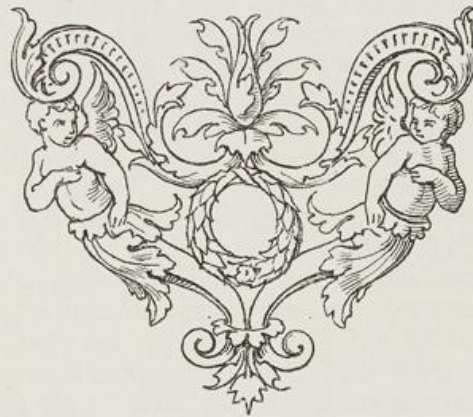
Josuah Reynolds, obwohl dem allgemeinen Zuge, der in England einmal seine Herrschaft begründet hatte, folgend, hat es doch verstanden, seinen Werken eine Originalität, eine wohlempfundene Charakterisirung einzuhauchen. Der englische Gesichtstypus ist bei allen seinen Bildnissen unverkennbar. Daß ihm auch männliche Köpfe sehr wohl gelingen, zeigt das Bildniß des Lord Elliot (gest. von Carlom, ein Hauptblatt). Er verstand es auch, seinen Porträts die entsprechende Umgebung anzupassen, weshalb sie fast immer den Charakter von Genrebildern haben. So ist das Bildniß des Physiologen Hunter trefflich aufgefaßt; der Mann studirt wirklich, und der Gegenstand seines Studiums wird einfach durch ein in seiner Studirstube angebrachtes Menschenskelet bezeichnet. Dagegen besitzt das Porträt der drei Damen (Townshend,

Gardener und Beresford), die den Hymen decoriren, bei allem Raffinement der Technik etwas von einem „lebenden Bilde“. Porträts einzelner Damen erheben sich fast durchgehends über das Niveau alltäglicher Auffassung; das Bildniß der Chambers (s. Abbildung S. 485) zeigt wie so viele andere, daß er die großen alten Meister sehr wohl verstand und zu verwerthen wußte.

Thomas Lawrence (1769 bis 1830) endlich ist ein geborener Porträtmaler. Im Beginn seiner Künstlerlaufbahn wollte er historische und mythologische Darstellungen malen, aber seine Helden trugen die untrüglichen Physiognomien stadtbekanntester Persönlichkeiten. Zum Glück für ihn ging er zum Porträt über. Er war bald ein Maler der Mode, ein Liebling der Frauen, besonders der schönen und verliebten, da er sie noch schöner und verliebter zu malen verstand. Vor seiner Wohnung stand stets eine Reihe der glänzendsten Equipagen; man wartete gern, wenn man nur überhaupt an die Reihe kam. An der Thür seines Ateliers war der Preisicourant angeheftet: Büste 200, Halbfigur 400, Kniestück 500, ganze Figur 600 bis 700 Lstr. Ein Porträt malte er in zwei Tagen. Da er kein

vornehmes Haus führte, überhaupt eingezogen lebte, so sammelte er ein großes Vermögen. Seine Bildnisse sind in England meist auf den Landsitzen der Reichen zerstreut, der Kunstwissenschaft also wenig zugänglich. Was ihn der großen Welt näher brachte, sind die Bildnisse der berühmtesten Männer seiner Zeit, wie eines Wellington, Blücher, Metternich, Pius VII., des Cardinals Consalvi.

Wir stehen am Ziele. Die moderne Porträtkunst haben wir absichtlich nicht in den Kreis unseres Artikels gezogen, weil erst die Nachwelt zu urtheilen hat, wie sie sich zum Ideal der Kunst stellt. Auch kann man leicht an ihre Werke die Sonde kritischen Urtheils legen, zu dessen gerechter Anwendung wir wohl im Allgemeinen wie in der historischen Excursion Winke gegeben haben. Daß sich ein gesunder Sinn vielfach bewährt, ist nicht zu leugnen. Maler wie Bildhauer arbeiten um die Wette, den kommenden Geschlechtern ein treues Bild der Gesellschaft von heute zu hinterlassen. Möge die Zukunft vor diesen Werken mit derselben Bewunderung stehen, wie wir sie vor einem Meisterwerke der von uns hervorgehobenen Künstler empfinden!





Das Junge Deutschland.

Erinnerungen

von

Gustav Kühne.

Es war in der Mitte der dreißiger Jahre, als ich in den Ebenen Leipzigs mit Fürst Friedrich v. Schwarzenberg, dem literarischen „Landsknecht“, auf dem „Monarchenhügel“ stand und mit ihm Betrachtungen austauschte über eine Streitfrage, die in Menschenschicksal und Weltgeschichte griff. Der Sohn des Feldmarschalls der großen Leipziger Völkerschlacht hatte im Auftrage seiner Familie ein Stück Land gekauft, um dem Führer der wider Napoleon verbündeten Heere auf dem Schauplatz des Sieges ein Denkmal zu errichten. Was die Monarchen versäumt, wollte die Familie des Mannes mit eigenen Mitteln nachholen. „Deutschland ist oft faul im Gefühl für öffentliche Ehre,“ sagte Friedrich Schwarzenberg. „Solche Verkümmernungen nationaler Anerkennung wären in Ungarn nicht denkbar, die Edelleute hätten dort ihre Börsen und Beutel geleert, es für ihre Sache erklärt und ausgeführt!“ In diesem Groll wider Mangel an Ehrgefühl unter Fürsten und Völkern in Deutschland lag viel zutreffende Bitterkeit.* Das Stück Land war angekauft, der Hügel innerlich mit Steingewölben ausgebaut, in welchen die auf dem Felde ausgegrabenen Waffen, Thier- und Menschenknochen, aufgebahrt und in

schönen Gruppen geordnet, Parade machen. Wie etwa bei den Kapuzinern in Rom Gerippe und Schädel der todten Brüder, so sollten hier die Gebeine einer europäischen Völkerverbrüderung wider den großen Tyrannen, ja die Knochen von Freund und Feind sich in Schlachtreihe aufstellen, als Zeugen ihrer gewaltigen That und als stumme Reliquien des Todes, des allergrößten Herrschers, der schließlich die Welt, Sieger wie Besiegte, bezwingt. Beim Erwerb des Stück Landes war ich, damals heimlich in Leipzig, dem Fürsten Friedrich behülflich gewesen. Dies der Grund unseres persönlichen Verkehrs; allabendlich hatten wir uns im Salon der gemeinschaftlichen Freundin, Frau Ottilie v. Goethe, der Schwiegertochter des Dichters, gefunden; es war die Zeit, wo einer ihrer Söhne bei Felix Mendelssohn Musik studirte.

Der sogenannte Monarchenhügel auf dem Leipziger Schlachtfeld war der Platz gewesen, wo die drei Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen beisammenstanden, als Feldmarschall Schwarzenberg, auf schäumendem Roß mit geschwungenem Degen heransprengend, ihnen die Meldung des endlich errungenen Sieges machte. Der Sohn Friedrich hatte nach Muthmaßung am Fuße des Hügel die Stelle ausgefunden, wo sein Vater die Kunde gebracht. Wir standen oben etwa auf dem Punkte, wo die drei Monarchen weiland gestanden. „Und wie sie die Bot-

* Auch für den vorliegenden Fall?
Anmerkung d. Red.

schaft vernommen," sagte ich, „fielen sie alle Drei nieder, beugten Haupt und Kniee und dankten Gott für den großen Sieg. Sie dankten Gott, blieben ihren Völkern aber den Dank schuldig.“

„Ha!“ fuhr Friß Schwarzenberg auf, mich inquisitorisch ins Auge fassend. „So denkt Junges Deutschland?“

„Ein Ausspruch Wienbarg's," war meine Entgegnung.

„Aber solidarisch verpflichtend für euch Alle?“ forschte der Landsknecht.

„Solidarische Verpflichtung hat Gutzkow spöttisch abgewiesen," sagte ich ziemlich kleinlaut. — Es war in der Zeit gewesen, als ich, Verfasser einer „Quarantäne im Irrenhause“, in einem Artikel der von mir geleiteten „Zeitung für die elegante Welt“ die von den Regierungen verfolgt und verfehnten fünf literarischen Gefährten zusammenstellte, mich ihnen anreihend, obgleich ich nicht mitgefährdet war, aber Partei für sie nehmend und auch wohl mir zumuthend, deren Einzelausfälle behüten, ihr Hervorspringen aus Reihe und Glied verhindern zu können; mir war es durchaus um den Kern der Sache zu thun. Heinrich Heine, ein Sohn Apoll's in geweihten Momenten, war im Angriff oft gotteslästerlich genug; Ludolph Wienbarg, echt treu und deutsch, blieb lässig in der Action; Heinrich Laube schien mir allzu keck und fahrlos im Plänkeln; Theodor Mundt, mein innigster Berliner Gefährte und Bruder, war bei seiner humoristischen Grazie nicht charakterfest genug in der Haltung. Alle bedurften eines Correctors, und war das innerhalb einer Bundesgenossenschaft möglich, so geschah das zum Heil eines gedeihlichen Fortschritts in deutschen Zuständen. Karl Gutzkow, entschieden der gewaltigste Kämpfer, sprang von Anfang an allzu ungestüm aus der Linie heraus, um auf der Arena, ein waghalsiger Campador, gegen wildgehezte Stiere bluttriefende Einzelgefechte zu leisten. Börne war vom Bundesbeschuß gar nicht einbegriffen in die Kategorie der mit Haut und Haar Verfehnten, denen, was sie je zu schreiben gedachten, verpönt wurde; der Pestcordon ward nur um ihrer Fünf gezogen.

Börne hatte, nachdem wir den äußeren Feind niedergeworfen, um uns selber und den inneren Feinden wieder anheimzu-

fallen, in Frankfurt früher seine Stelle als Polizeiactuar niederlegen müssen; man hatte ihm zweimal seine Zeitungen, die „Wage“ und die „Zeitschwingen“, unterdrückt, im Ganzen aber doch vor der sittlichen Energie seiner Feder zu viel Respekt gehabt, um über ihn ein Anathema zu sprechen, einen Bannstrahl auf sein ganzes Thun und Wesen zu werfen. Als das Tridentiner Concil das „Decamerone“ des Boccaccio auf den Index der verbotenen Schriften setzte, hat es gewußt, was es that. Nicht also der Erlauchte Deutsche Bundestag, der auch für noch nicht Geborenes einen bethlehemitischen Kindermord verhängte. Nach dem uns geheiligten Spruche: „Sie wissen nicht, was sie thun!“ könnte man ihm ja wohl ruhig die Pönitenz erlassen. Sang doch auch schon Uhland, als er ins deutsche Lazareth guckte, vom kranken Manne, der dort im Fieber, im kalten Fieber lag: Mein Lieber, nur nichts vom Bundestag! Der Bundestag hat mit seinem sinnlosen Nachtspruch aus fünf waghalsigen und waghalsigen Autoren fünf betrübte Märtyrer der deutschen Nation gemacht.*

* Es dürfte bei dieser Gelegenheit von Interesse sein, das wenig bekannte Actenstück jenes Bundestagsbeschlusses vom 10. December 1835 im Wortlaute kennen zu lernen. Es lautet: „Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit und zuletzt unter der Benennung ‚Das Junge Deutschland‘ oder ‚Die junge Literatur‘ eine literarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Classen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung — in Erwägung, daß es dringend nothwendig sei, diesen verderblichen, die Grundpfeiler aller geselligen Ordnung untergrabenden Bestrebungen durch Zusammenwirken aller Bundesregierungen sofort Einhalt zu thun, und unbeschadet weiterer, vom Bunde oder den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umständen zu ergreifenden Maßregeln — sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt: 1) Sämmtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung ‚Das Junge Deutschland‘ oder ‚Die junge Literatur‘ bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolph Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken

Die Karlsbader Beschlüsse weiland waren freilich noch viel fieberkälter gewesen. Die isolirte Uebelthat eines einzigen verwirrten Schwärmers hatte genügt oder willkommen geschienen, Hunderte edler Jünglinge, deren Bündniß längst aufgelöst war und deren Kenntniß oder gar Betheiligung an Sand's Verbrechen auch nur als möglich gar nicht vorlag, in allen Winkeln Deutschlands aufzustöbern, aufzuheben, einzufekern oder zu verbannen. Börne aber, auf dessen Lippen man immer nur das weise stille Lächeln wahrnehmen wollte, wie in dessen Augen den Hellsblick der gesunden Vernunft: Börne hatte für die grausame Verfolgung der fünf Männer Herz genug, noch ein Jahr vor seinem Tode brieflich mich dringend und heilig zu beschwören, für deren Sache mit einzutreten. „Wir sind Alle dabei betheiligt,“ schrieb er mir, „das ganze Deutschland, die gesammte deutsche Jugend wird in den Fünfen geschädigt, mißhandelt, gekreuzigt; darum sollen und müssen wir Alle, in denen noch ein Tropfen Jugendblut ist, uns ihnen anschließen, auf daß der Bund eines ‚Jungen Deutschlands‘ immer weiter und weiter greife.“

Wie weit nun dieser angebliche Bund eines sogenannten Jungen Deutschlands politische Richtungen und Zwecke verfolgte, wie weit er auf die Massen und deren Betheiligung wirkte, ja wie weit er nicht bloß deutsch, sondern international sei, vielleicht eine Verbrüderung der Völker aller Zungen anstrebe: darüber suchte sich Fürst Friedrich Schwarzenberg insgeheim von mir Auskunft zu erhalten. Nicht als Spion, vielmehr als Mitfühler-

oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern. 2) Die Buchhändler werden hinsichtlich des Verlags und Vertriebs der oben erwähnten Schriften durch die Regierungen in angemessener Weise verwarnt, und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie sehr es in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerstörende Tendenz jener literarischen Erzeugnisse auch ihrerseits, mit Rücksicht auf den von ihnen in Anspruch genommenen Schutz des Bundes, wirksam zu unterstützen. 3) Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieser Beziehung insbesondere der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung in Hamburg, welche vorzugsweise Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen.“

Eine förmliche Aufhebung dieses drakonischen Verbots fand erst im Jahre 1842 statt.

der, der für seine Person von Natur und Sympathie gar nicht deutsch, wohl aber für Czechen und Magyaren einen Seitenzweig der Verbrüderung und Genossenschaft erhoffte. Das war vielleicht wesentlich sein mir persönlich geschenktes Interesse.

Wie wir auf dem Monarchenhügel des Leipziger Schlachtfeldes standen, zwei Männer im feurigen Ofen gegenseitiger Ausforschung, voll gegenseitiger Sympathie bei ganz verschiedener Artung als Aristokrat und Demokrat, legte mir Friedrich Schwarzenberg plötzlich beide Hände auf die Schultern, sah mir scharf in die Augen und flüsterte fast geheimnißvoll: „Also nicht bloß Junges Deutschland, sondern Junges Europa!“

Laube's leichtlebiger, fecker Buch dieses Titels hatte ja mit zum bundestaglichen Decret Stoff oder Anlaß geboten und überdies den Argwohn erweckt betreffs der Existenz eines internationalen Geheimbündnisses politischer Natur. Das Phantom eines offenen deutschen Schriftstellerverbandes führte zu dem Verdacht, Europa sei moralisch unterminirt, das Junge Deutschland wolle theilnehmen an einem europäischen Völkercongreß, auf welchem die verpörrigten Auswürflinge der politisch bankerott gewordenen Polen, Franzosen, Italiener und Schweizer zu tagen bezweckten. Fürst Friedrich Schwarzenberg hoffte, wie gesagt Ungarn und Czechen herangezogen zu sehen, vielleicht auch Römlinge und Klerikale. Hatte er doch in der Schweiz auf Seiten der ultramontanen Cantone mit dem Degen in der Hand gekämpft und war nach dem Siege der liberalen Partei dort über die Alpen geflohen, um mit knapper Noth Kopf und Leben zu retten! Gedachte er doch, nachdem er sich einige Jahre zuvor in Algier unter Marschall Bourmont das Kreuz der französischen Ehrenlegion erworben, nach Spanien zu gehen, um im carlistischen Hoflager seine militärischen Erfahrungen zu verwerthen! Seine edle, freisinnige Mutter, vor der Vermählung mit dem Feldmarschall Wittwe eines Esterhazy, pflegte ihn scherzend einen Pfaffenfreund zu schelten, und er schien mir von Herzen romantisch und römisch-gläubig genug, wenn ich ihn auf seiner ungarischen Besichtigung, Mariathal bei Preßburg, vor

jedem Heiligenbilde inbrünstig niederknien sah. Warum konnten also selbst wider unser Wissen nicht auch jesuitische Fäden zwischenlaufen im Plan einer geheimen Verbrüderung der europäischen Jugend gegen das vielfach verrottete und verargte Zeitalter?

„Also, das wollt ihr?“ fragte mich der geniale Landsknecht. „Das junge Europa der Völker gegen das alte Europa der Könige?!“ — Das Staunen und Stutzen war nun auf meiner Seite; so weit hatten meine Gedanken noch gar nicht gereicht, als ich ihm jene Mittheilungen machte. Auch gegen die Burschenschafter, die auf der Wartburg ein einiges kaiserliches Deutschland mit Schwarzrothgold als Fahne aufgepflanzt, waren die Regierungen undankbar gewesen, und selbst der Tugendbund, der insgeheim die Befreiung vom Joch des Corsen betrieb, war verdächtig und verletzert worden. Wir stehen ja heute wie allezeit mit unseren besten Errungenschaften auf den Gräbern edler Märtyrer.

„Und Ludolph Wienbarg ist der Vater des Jungen Deutschlands?“ forschte der Landsknecht weiter.

Meine Antwort war, daß Wienbarg seine „Aesthetischen Feldzüge“, jene auf der Universität in Kiel gehaltenen Vorträge, dem Jungen Deutschland gewidmet und damit zuerst Namen und Begriff hingeworfen habe. Dies Buch vom Jahre 1834 lieferte das Programm zu einem Jugendbunde, zu einer Gemeinschaft frischer Geister, die in ihrem Eifer gegen die Barbarei knechtischer Ueberlieferungen eine Reform der gesellschaftlichen Zustände erstrebte, eine Befreiung vom Glaubenszwang, eine Befähigung der Völker, ihre Wirthschaft selber zu führen, auch eine Emancipation des Weibes.

„Ha!“ rief Fürst Friedrich fast triumphirend, „dann gehört auch der Saint-Simonismus zu euch mit der Emancipation des Fleisches!“

Das war nun wohl in der ruchlosen Anklage Wolfgang Menzel's wider Gutzkow's „Wally“ das böseste Stichwort, so daß der bethörten Menge in der orthodoxen Hypochondrie der Regierungen die Besorgniß erwuchs, es handle sich um ein frivoles Complot, das unter dem Deckmantel einer natürlichen Berechtigung

der Sinne und des Fleisches Orgien bezwecke, wie sie in Frankreich zur Zeit der Regentschaft nicht bloß Mode, sondern Sitte gewesen, oder wie sie dort bei dem Dogma von der Unauflösbarkeit der Ehe im Wechsel mit Grisettenliebschaften ihren nationalen Usus behaupten. Ich leugne auch heute noch die Statthastigkeit solcher Anklage, zumal in Bezug auf Wienbarg, der viel zu deutsch war, um dergleichen Anschauungen das Wort zu leihen; er hatte dazu viel zu viel natürliche Gesundheit und eine gewisse sittliche Bornehmheit, wie sie den alten, echten Burschenschafftern eigen war.

„Auch Laube war Burschenschafter!“ rief mir Fritz Landsknecht entgegen. „Und sein Junges Europa — ist das nicht ein lustiges Bacchanal der freien Sinnlichkeit? Fast mormonenartig? Wollt ihr denn so was?“

„Durchaus nicht!“ entgegnete ich. „Selbst Widerspruch oder Konjens lösen sich, bedenkt man, daß Leib und Seele nicht in ihren Gegensätzen, sondern in ihrer Harmonie, in ihrem Ausgleich Geltung und Segen haben.“

Wenn Heinrich Laube in Schriftsteller- versammlungen als Marschall an der Tafel den Vorsitz führte, begann er seinen Vortrag gern mit den Worten: „Meine Herren, ich war Burschenschafter.“ Er hätte ebensowohl sagen können: „Meine Herrschaften, ich war Kanzelredner.“ Er hat in der That als Theologe versuchsweise in Halle die Kanzel bestiegen und gab dem Publikum im Tempel Apollo's sensationslustige Ehebruchskomödien, aber nicht um des Bruchs, nicht um der Auflösung der Ehebande willen, als vielmehr — die Thatfachen mit in den Kauf genommen — der heiter frischen Lebendigkeit wegen, womit der Franzose plastisch, rund, nett und graziös selbst seine Corruption in ein leicht faßliches Bild hinstellt, den Stoff als Erlebnis componirt und reizend gruppirt. Die Kunstfertigkeit der Franken, ihre vollendete Mache ist es, was Heinrich Laube zur Vorführung französischer Stücke trieb. Und Ludolph Wienbarg wollte keinen Saint-Simonismus, kannte Paris gar nicht, war nie in Frankreich gewesen. Was in seinen Schriften, in den criminell verpönten „Aesthetischen Feldzügen“ vorliegt, weist als Ziel auf

einen ganz anderen Versöhnungsact zwischen Leib und Seele, Materie und Geist, Natur und Gott. Die hellenische Welt pries er mit begeistertem Schwunge, in welcher der scharfe Gegensatz geschwunden war zwischen Elementen und Gewalten, die, ob schon polartig verschieden, der verbindenden Linien doch zum Existiren bedürfen. Die Emancipation des Fleisches vollzog sich bei den Hellenen nicht mit Verleugnung oder Entartung der sittlichen Seelentriebe. Erst bei den Römern entkleidete sich der fesselfreie Naturdrang aller Schönheitsidee. Wienbarg wollte und forderte, und wir Alle mit ihm, die politisch freie, die sittlich schöne Lebensherrlichkeit der hellenischen Welt den Verdunkelungen und Verdüsterungen einer mittelalterlich christlichen Askese auch den Romantikern gegenüber, die dahin zurückzulenken versuchten, während wir, sollte es sich um Rückkehr handeln, auf unsere Fahne schrieben und schreiben: Auf Lessing zurückkehren, heißt fortschreiten! Die Vermählung von Geist und Welt, die Hingebung zwischen Leib und Seele wurden in Mundt's „Madonna, Gespräche mit einer Heiligen“ wie eine Versöhnung, fast wie im Gebet gefeiert, nicht in romantischer Schwelgerei, nicht französisch frivol, sondern einfach, fest und thatächlich, wie ja auch auf philosophischem und religiösem Gebiet der beste Beweis vom Dasein eines Gottes sich im Vorhandensein einer Welt ergiebt, in der er sich bethätigt. An die Stelle einer Verfluchung der Natur trete eine Vermählung von Geist und Welt! Und dieser deutsche Hellenismus hatte sich ja doch bereits in Goethe vollzogen, dem neuen, großen Leuchtturm an der Wetterscheide zweier Jahrhunderte. Und Menzel hatte ja auch gegen Goethe gewüthet, dergestalt, daß wir damals: „Pustkuchen redivivus!“ riefen und dem teutonischen Eiferer seinen blinden Eifer verwiesen. Mit Haut und Haaren Goethisch waren wir damals keineswegs und wären im Widerspruch eher auf Seite Börne's getreten. Wir waren lieber Ahlandisch als Goethisch. Mit der Pariser Julirevolution war ein gelinder Sturmwind über Europa gekommen. Infolge der Julibewegungen des Jahres 1830 hatten die Fürsten der kleineren und mittleren Staaten Deutschlands theils

ihren eigenen Versprechungen, theils dem Drängen des Volkes und der öffentlichen Meinung Raum gegeben und Verfassungen bewilligt. Recht und Pflicht zur Selbstregierung war im deutschen Süden längst anerkannt und Brauch; nur Preußen und Oesterreich blieben in dem Bahn, dem allgemeinen Durchbruch einen Damm entgegenzusetzen zu können. Metternich sah um sich herum Völker genug mit jahrhundertalten Verfassungsrechten, aber er fürchtete, diese nationalen Einzelrechte, anerkannt und in Action gesetzt, würden zusammenreißen und eine Gestalt annehmen, vor der ihm „graute“. Deutschland, das ihm bekanntlich bloß ein geographischer Begriff war, als historischen Begriff, als Ziel der Sehnsucht ins Auge zu fassen oder im Herzen darüber zu brüten wie die Burschenschaftler, die Männer von der Wartburg: so weit waren noch nicht einmal die jugendlichen Zeitgenossen der Julibewegung in den dreißiger Jahren. Aber unter einer Regierung Kochow lebte noch ein Herr v. Kampf, dessen „Codex der Gensdarmrie“ die Burschenschaftler verbrannt hatten. Leider waren die Jünglinge der Wartburgsfeier anno 1817 noch so thöricht gewesen, unter den achtundzwanzig dem Feuertode gewidmeten Büchern auch den Code Napoléon mit den Gesetzen von der gemischten Ehe den Flammen zu übergeben. Was wir heute haben, erschien damals als verrucht und frivol, und damit die Frechheit mit dem Verlangen nach Selbstverwaltung nicht obson um sich griffe, dächte den politischen Jesuiten, wie ehemals zur Zeit der Demagogerie, eine gelinde literarische Razzia gut. Eine willkommene Veranlassung wie damals die Ermordung Kobebue's gab es nicht, um den Leuten einen Glauben an allgemeine Gewitterschwüle beizubringen; so mußte denn, faute de mieux — denn es galt, dem Volke das Verfassungsgelüst, den politischen Nizel zu nehmen — Menzel Feuer! Feuer! rufen, als stände die gesammte moralische Welt in Flammen.

Der badische Minister Winter gestand dem Verfasser der „Wally“ später, ohne Menzel's Aufforderung zum gerichtlichen Einschreiten hätte man es zu solch auffallender Procedur eines Preßprocesses dieser Art gar nicht kommen lassen. Allein

die preussischen Männer im Bundestage drängten; einem Geheimen Rath Tzschoppe war ja schon an dem, was man Zeitgeist nannte, Wort und Begriff ein Gräuel. Kirchenrath Paulus in Heidelberg mahnte 1836 Gutzkow, die Kritik des „Morgenblattes“ als Verleumdung, als wissentliche Injurie gerichtlich zu verfolgen. Die Schändlichkeit der Recension sei von doppelter Art; die Behauptung, das Buch „Wally“ verführe zur Unzucht und zur Irreligiosität, sei zwiefach als gerichtlich strafbar aufzufassen. Wir wissen freilich, daß bei Zahn's Einsteckung und Verfolgung seiner Zeit dessen Frau gegen Herrn v. Kamph eine Calumnienklage erhob, und nachdem das Berliner Kammergericht vom Justizminister Verhaltensmaßregeln erhalten, als ultima ratio der Cabinetsbefehl erfolgte, die Klage sei unstatthaft. Der gute Rath des Kirchenrath Paulus, sehr warm gefühlt, ward von Gutzkow nicht befolgt. Auch nannte der brave Warner es unverständlich, sich „mit seinen Freunden als Junges Deutschland“ vorzustellen, weil dieser „Namensunfug“ nur dazu führen könne, den Unglücklichen vom Jungen Italien in Olmütz Gesellschaft zu leisten.

„Haha! hab' ich's nicht gesagt!“ jubelte der Landsknecht, als ich ihm die Lage der Dinge klar machte. — Zu seiner Romantik gehörte das Interesse am Gefängnißleben. In meiner Vaterstadt Magdeburg habe ich ihm in den Festungswerken den alten Schauplatz zeigen müssen, wo Trenk schier räthselhaft aus dem Kerker entsprang. In Benedict waren die Bleikammern, aus denen Casanova entwich, sammt den Wasserpelunken, in die Lord Byron sich gern einsperren ließ, um die Gefühle der halb marinirten Sträflinge in sich zu erleben, Hauptgegenstände seiner wanderlustigen Forschungen. Aber der Landsknecht jubelte nicht aus Schadenfreude, wie ich Olmütz erwähnte, vielmehr nur zur Bestätigung seiner fixen Idee von einem internationalen Zusammenhang der politischen Verschwörungen und literarischen Genossenschaften aller Völker und Länder.

Karl Gutzkow aber saß allen Ernstes zu Mannheim fest, kraft Spruch des großherzoglich badischen Hofgerichts auf vier Wochen, aus denen mit der vorausgegan-

genen Untersuchungshaft zwölf geworden waren, um, nach seinem eigenen späteren Geständniß, „eine literarische Jugendsünde“ hinter Schloß und Riegel und Fenstergittern abzubüßen und „fern von Madrid“ darüber nachzudenken, was sittenverderblich, lebensgefährlich, weltunterwühlend an ihm sei. Was war sein literarisches Verbrechen? — Er hatte 1835 „Wally, die Zweiflerin“ geschrieben und eine Vorrede zu Schleiermacher's vertrauten Briefen über Friedrich Schlegel's „Lucinde“. Mit letzteren nun war also eine alte „Sünde“ des damals jugendlichen großen Theologen wieder aufgefriecht. Schleiermacher war anfangs selber stutzig gewesen über des waghalsigen Freundes Buch. „Mit der Lucinde werden wir unsere Noth haben,“ hat er einer Freundin geschrieben. Als das Buch jedoch geradezu als ein unsittliches gebrandmarkt, sein Verfasser geächtet wurde, fühlte er sich nicht bloß um des Freundes, auch um der Sache willen gedrängt, den pharisäischen Finsterlingen gegenüber ein öffentliches Wort zu sprechen, um die Heuchelei der stumpfen Askeje und die falsche Prüderie, „die Engländereien in der Liebe“, wie er sagte, zu geißeln. Gutzkow drückte nur einen Stempel darauf, kalt freilich und spöttisch. Und nun „Wally, die Zweiflerin“! Der werthe Kirchenrath Paulus sagte, diese Romandichtung sei ja gar nicht einmal verführerisch, verleite Niemand zu leidenschaftlichen Leppigkeiten. Ja wohl, da liegt es. Diesem Weibe Wally, kritisch-frostig wie sie ist, fehlt in der That alles Verlockende, der Denkerin in ihr auch die Weihe des Zweiflers, der an Gott zwar irre wird, aber ihn doch, indem er ihn bekrittelt, voraussetzt. Einige Ausfälle im Buche gegen das Christenthum, die man für gotteslästerlich hielt, sind zwar sehr dreist, aber viel zu profan, um in ihrer abstoßenden Wirkung gemeinschädlich zu sein. Die Behauptung aber, die Menschheit habe viel zu viel Hülfquellen in sich selber, könne „auch ohne Christenthum“ bestehen, erinnert an Lessing's verzweifeltsten Ausruf: was er mit einer Offenbarung machen sollte, die achtzehn Jahrhunderte lang mißverstanden sei! Schon im dreißigjährigen deutschen Glaubenskriege sagte der cherubinische Wächter Silesius: „Ist Christus tausendmal in

Bethlehem geboren und nicht in dir, so bleibst du ewig doch verloren!" Wir können, dünkt mir, mit besseren und menschlich tieferen Zeugnissen decken, was dort in der „Wally“ ziemlich frostig hingeworfen ist. Die Haupttendenz des Buches aber ist folgende: Cäsar, der von der Heldin geliebte Mann, liebt eine Jüdin und will sich, um sie sein zu nennen, mit einer Civilehe begnügen, da die Liebe es sei, die copulire und das Bündniß sittlich mache, nicht erst der Priester. Seitdem die Civilehe staatsrechtlich gültig geworden, so dünkt mich, dürfe sich heutzutage, im Fall des Widerspruchs eines Priesters von Rom oder Wittenberg, Jedermann damit begnügen, ausgenommen, daß ein inneres Bedürfniß des Gemüthes ebenfalls noch einen Act der Weihe am Altar fordere. Damals aber in Zeiten des Jungen Deutschlands hätten Cäsar und Wally auch schon in den preussischen Rheinlanden unter Geltung des Code Napoleon und im weimariischen Ländchen nach Decret des genialen Karl August die Mischehe als rechtskräftig vorfinden und haben können. Zieht sich durch all' die deutschen Wirren nicht als rother Faden ein eigenthümlicher Zug der Ironie? Die Burschenschaftler wollten und erstrebten Kaiser und Reich. Das haben wir nun heutzutage; das neue Reich ist wenigstens im Rohbau fertig. Nur kommen wir an unjeren Zielen immer so nüchtern an, nachdem wir den Weg dahin mit Vorurtheilen verbaut, mit Thränen und Blut gedüngt.

Zehn Jahre nach seiner Haft in Mannheim — dort war „Wally, die Zweiflerin“ erschienen, incriminirt und verurtheilt — gab Gutzkow in einer Sammlung seiner Schriften (1846) auch jenes Buch wieder zum Druck, weil er von seinem Entwicklungsgange dem Publikum keine Phase vorenthalten wollte. Ein pietistisches Ministerium in Berlin wiederholte das Verbot, aber weder der Bund noch sonst deutsche Regierungen schlossen sich dem schon veralteten Brauche an, Literatur und öffentliche Meinung durch Polizei verbessern zu wollen. In der Lesewelt nahm man das von Neuem auftretende Buch ruhig, fast gleichgültig auf. Von Belang war nur des Verfassers Bemühen im Vorwort, die Entstehung des Werkes zu erläutern, es mit anderen Erscheinun-

gen des Zeitalters in verwandtschaftlichen Zusammenhang zu bringen, mit der „Lelia“ von George Sand und Charlotte Stieglitz. Das tiefsinnige literarische Denkmal, das Mundt der letztgenannten Freundin setzte, war keine Vertheidigung des Selbstmordes, nur die Verherrlichung eines edlen Opfers, das in der Verirrung und Verwirrung des undunkelten Wahns zur vermeintlichen Rettung des Gatten sich diesem selbst darbrachte. Die graue Tragödie am Schiffbauerdamm der großen aufgeklärten Stadt an der trüben Spree war einmal geschehen und verlangte ihre Erklärung. Wie wir die Verunglückte zur letzten Ruhestatt brachten (1834), umarmten sich weinend an der Gruft Henrik Steffens und Theodor Mundt, und des Letzteren Buch war das Erzeugniß verhaltener, unterdrückter Thränen. Diese Frau hatte als Mädchen für einen Poeten geschwärmt, als Braut bei dessen schwungvollem Anlauf von seiner hohen Mission geträumt und war, ihm als Weib zugesellt, nicht bloß am Dichter und seinem Beruf, auch am Menschen Heinrich irre geworden, der es bejammerte, für des Leibes Nothdurft auch ein gelehrtes bürgerliches Amt führen zu müssen, so daß der Apollo in ihm, an eine Felsenwand gemeiner Bedürfnisse geschmiedet, schwächlich erlahme, erst wieder die Flügel schwingen könne, wenn er frei sein würde vom Zwang der Zuchthausarbeit für eine gesellschaftliche Familienezistenz. Diese verlangte Freiheit gab sie dem Poeten zurück, und sie befreite zugleich sich selbst von ihm, denn seine geistige Erlahmung bei dem Wahn für die Höhe seines Dichterberufs drohte in Stumpfheit gegen sie selbst überzugehen. So hatte sich hier die Liebe zu einem Auserwählten in einen Haß gegen sich selber verwandelt, doppelt beklagenswerth für die Umstehenden und Ueberlebenden, als der gewaltjame Aufschwung zu einem Opfertode sich als unnütz ergab, sich als eine vergebliche, unselige Verschwendung heiliger Menschenkraft herausstellte. Ob sie eine andere geheime Neigung gequält, der sie keinen Ausdruck geben wollte, war ihr selber vielleicht unbewußt geblieben; für die Welt stand ihre graue That als ein heroischer, aber wahnethörter Rettungsact für das Wohl eines Anderen da. In

der nüchternen Sophistik der Zweiflerin Wally, in der kalten Skepsis ihres Cäsar — Beide muthen sich bloß Ungeziemendes zu und machen sich bloß irre am Herkommen des religiösen Glaubens — ist von solch tiefgefühlter Schwärmerei des Herzens keine Spur, keine Rede. Gegenüber dem dialektischen Scharfsinn dieser blasirten Gesellschaftsmenschen hat die That jener Charlotte fast den Anstrich eines frommen Fanatismus, einer kindlichen, alles Egoismus baren Opferfreudigkeit.

Ebenso fehl greift Gutkow in der versuchten Parallele zwischen seiner „Wally“ und der „Lelia“ von George Sand. Dieses französische Buch, damals in Deutschland überall gelesen, lieferte fast das Gegentheil von dem Opfertode der deutschen Frau. Die Heldin des französischen, mit allem Zauber der Hingebung und Ergriffenheit geschriebenen Romans opfert nicht sich, sondern den, den sie liebt, ihrem entsetzlichen Wahn. „Lelia“ ist für mich das sündhafteste aller sündhaften Bücher Frankreichs, schrecklicher als alle Frivolitäten in den Ehebruchsgeschichten dortiger Komödien, weil George Sand echt poetisch und heiß entzündend dem Götzenbilde eines Dünkels, dem Moloch eines wider Gott und Natur sich auflehrenden Egoismus die gesammte Weltordnung und Moral hinzuschlachten im Stande wäre, entlarvte man nicht den frevelhaften Irrthum ihrer Entartung. Die Saint-Simonisten suchten und forderten das freie Weib, und dieseits wie jenseits lieferten Wirklichkeit und Dichtung zwei Frauen, die in ihrem absoluten Freiheitsdrang bewußtlos der Sklaverei eines Phantoms verfallen. Charlotte durfte weiter leben ohne das Gefühl der Verpflichtung, einen physisch kranken, geistig erlahmenden Dichter retten und beslügeln zu müssen. Lelia durfte in ihrem Drang, frei von der Berührung eines Mannes sich zu erhalten, nicht leben bleiben, da sie einen Grabhügel mit eigener Verschuldung aufrichtete. So ist das Buch nicht sowohl unmoralisch als vielmehr eine Blasphemie gegen die Ehe, ein Frevel an allem geheiligten Naturrecht.

„Emancipation des Weibes ist freilich ein Unsinn!“ rief Friedrich Schwarzenberg, als ich ihm das heute hier Ausgeführte damals andeutete. „Man darf überhaupt keine Theoreme machen! Ihr seid mir

aber allesammt zu doctrinär, ihr alle Fünf oder Sieben! Als hättet ihr zu lange in den unterirdischen Katakomben des Hegelschen Systems gesessen! Seid ihr nicht Alle Hegelianer?“

„Doch wohl nicht alle Fünf!“ war meine Entgegnung. „Ludolph Wienberg am wenigsten; er verkannte sogar Hegel vollständig; er meinte, dieser borussificirte Philosoph habe zum Beweise, daß Alles, was wirklich, vernünftig sei, über seine Trommel ein preußisches Kalbsfell gezogen.“

„Ha, dieser Vater des Complots!“ sagte Fritz Schwarzenberg. „Trommelt vielleicht selber sehr gut, dieser Tambourmajor der jungen Germania! Muß ihn doch auskundschaften in Hamburg! Wird doch wohl ein deutscher Mazzini sein. Ob er auch wohl gegen Verräther ein Todesurtheil vollstrecken kann wie der welsche Conspirator? Ich muß ihn aushorchen. Der hat gewiß im Stillen die Fäden in der Hand, dieser stille, geheime, deutsche Mazzini!“

Ein paar Tage darauf saß ich, fast gewaltiam dazu gepreßt, in des Fürsten Reisewagen auf der Fahrt nach Hamburg.

Die fixe Idee war dem Landsknecht nicht aus der Luft zugeflogen, nicht aus heiler Haut entstanden. Er konnte sich ein Bündniß nicht denken ohne ein leitendes, selbstbewußtes Centrum. Zu Anfang der dreißiger Jahre war Fürst Friedrich seinem Bruder, dem Fürsten Karl von Schwarzenberg, dem Gouverneur der Lombardei, zu Mailand als Adlatus beigejellt, als civile Hälfte im Regiment, um die seit der Pariser Julirevolution entstandenen Bewegungen dort zu überwachen. Mazzini, der Advocat von Genua, hatte seit 1830 an der Errichtung eines einigen und gesammten Italiens gearbeitet. An revolutionären Versuchen dazu betheilig, mußte er im Jahre darauf Italien verlassen und lebte, in Contumaz zum Tode verurtheilt, in Genf. Das Junge Italien hatte in den ersten zwei Jahren darauf seinen heimlichen Mittelpunkt in Rom. Dort criminell bedrängt, flohen die Mitglieder ebenfalls nach der Schweiz, wo Mazzini, der in Genf seine Zeitschrift „La giovine Italia“ gründete, ihren geschlossenen engeren Verband zu Stande brachte. Die Carbo-

nari, diese geheimen politischen Kohlenbrenner, die den Wald von Wölfen reinigen wollten, hatten in jener Verbrüderung ihre Filiale; die Charbonnerie démocratique machte Paris zu ihrem Centrum. Es waren vor der Hand im Stillen organisierte Guerillascharen, jeder Zeit bereit, die im Club über die Feinde des Vaterlandes verhängten Todesurtheile zu vollstrecken; man zählte in Italien mehrere „Thaten Sand's“. Auch über Meineidige in ihren Verbindungen hielten sie strenges, blutiges Gericht, obschon sie sich unter einander „gute Bettern“ nannten. Die 30000 bis 50000 geheimen Verbündeten hatten überall ihre „Hütten“; man sprach selbst von Versuchen, in Leipzig und Hamburg solche Benta zu stiften. Zwanzig bons cousins bildeten eine Benta. Nach Frankreich verpflanzt, wo Babeuf nun Pläne für sie entwarf, wollte man die Gesamtzahl der Mitglieder in Europa auf 60000 schätzen. Der Savoyerzug, der Putsch von 1834, mißglückte, einige hundert Bewaffnete wurden versprengt und in die Flucht gejagt; Savoyen schien damals noch nicht der feste Punkt zu sein, welchen Archimedes verlangte, um die Welt aus den Angeln zu heben. Dennoch gab man das Bündniß nicht auf; an den nördlichen Ufern des Genfer Sees gab es neue Versammlungsstätten, wo auch flüchtige Polen sich einfanden, und auf den 20. April 1835 ward in Lausanne zwischen französischen Republikanern und den Carbonari von Mazzini der große Verbindungsvertrag geschlossen, zu welchem Mazzini seine umfassenden Vorschläge machte. Darauf erfolgten in der Schweiz die gründlichen und allgemeinen Wegweisungen, und es gab auch dort kein Junges Europa mehr; nur die Polen behielten ihren Verein und pflegten im Stillen wohl auch mit dem Jungen Italien eine unschädliche Verbindung. Auch eine nur literarische Verbrüderung junger deutscher Männer, bisher nur als Möglichkeit gedacht und hingestellt, mußte bald als unschädlich erkannt werden; aber die Furcht davor spukte damals noch in manchen finsternen Köpfen, auch in hellen, wenn sie romantisch waren wie der Landsknecht Friedrich, der sich auf seine Erfahrungen und Forschungen in Italien berief. Wir wohnten in Hamburg auf dem

Jungfernstieg; im Alsterpavillon fanden Abends die Versammlungen statt zur Ausforschung der etwaigen weitgreifenden Pläne eines Jungen Deutschlands. Auch Theodor Mundt war dort angelangt; er warb Mitarbeiter zu einer neuen Zeitschrift, obschon seine schriftstellerischen Unternehmungen für vogelfrei erklärt waren; dem unterdrückten literarischen „Zodiakus“ folgten „Dioskuren für Kunst und Wissenschaft“; später erschienen „Der Freihafen“, „Der Pilot“. Ludolph Wienbarg, dem zu Frankfurt im Verein mit Gutkow eine „Deutsche Revue“ unterjagt wurde, war in Hamburg, unter Verschweigung seines Namens, an der Redaction eines politischen Tageblattes beschäftigt. Wir besuchten ihn wiederholt in der Druckerei seiner Zeitung. Wir rühmten den feinen, klaren, ätherischen Stil, in welchem er anonym schrieb, die kluge, durchsichtige Behandlung der schwierigsten Stoffe und geheimsten Cabinetsfragen. Wienbarg meinte, was er jetzt schreibe, sei ein erzwungener Ciertanz, aber er werde auch unter zurückgebrängtem Herzklopfen Tact halten. „Man hat uns,“ sagte er, „Alles verdächtigt und verpönt, Alles genommen, unsere heiligsten Ueberzeugungen, unseren sichersten Glauben, die rechtschaffensten Gedanken, unsere wärmsten patriotischen Wünsche — Cines können sie uns nicht verbieten, nicht nehmen: unseren Stil!“

Sollte vielleicht als Ende vom Liede der Stil das Einzige sein, was vom ehemals Jungen Deutschland ungeschmälert und ungetrübt übrig geblieben, von den Bethheiligten selbst festgehalten wurde? — Heine, der bekanntlich ungezogene Liebling der Grazien, der Apollino mit dem geheimen Pferdefuß, ist in gebundener wie ungebundener Rede allezeit derselbe geblieben, nur daß vielleicht im Pariser Freiheitsgefühl, im spöttischen Bewußtsein, sich von Deutschland frei und unangetastet zu wissen, seine Prosa sich verbitterte, auch von der Lutetia an der Seine etwas an seinen geflügelten Sohlen sitzen blieb, während sein poetischer Mensch, vaterlandslos wie er wurde, vereinsamt endlich selbst unter dem geselligsten aller Völker, nach und nach verarmte. Börne nahm das kaustische Epigramm seiner Rede von Frankfurt unverändert mit nach Paris,

höchstens verschärfte sich in der großen Weltstadt sein bisher versteckter, jetzt offener, unerbittlicher Wahrheitsdrang. Man hat ihn einen schlechten Christen gescholten. Aber er war auch ein ebenso schlechter Jude. Schon in seinem elterlichen Hause hatte eine alte Dienerin, Ella mit Namen, ein erblich überkommenes Familieninventar, von dem jungen Baruch im Frankfurter Ghetto gesagt, wenn Der Rabbi werde, würde er die ganze Gemeinde zum Christenthum verführen! Und der Jüngling hatte erwidert, dann würde er der einzige Jude in der getauften Gemeinde bleiben. Börne war eben ein absoluter Armenisch; die gesunde Vernunft verstieg sich in ihm nur dann und wann bis zum Fanatismus der Wahrheitsliebe. Sein Eifer, die Schäden, an denen Deutschland litt, aufzudecken, wurde nur heftiger. In Frankfurt hatte er gesagt, es schmerze ihn, Goethe nicht lieben zu können; in Paris zog er seinen speciellen großen Frankfurter Landsmann für alle Schwächen des deutschen Gemeinwesens öffentlich vor Gericht, belud ihn mit der Verschuldung für unsere gesammten nationalen Gebrechen.

Heinrich Laube's Prosa ist sich auch wohl gleich geblieben im Wandel der Jahrzehnte, schwunglos, aber sachlich zutreffend, kurz und gut. Im „Jungen Europa“ war sein Stil meist wie vom Zaun gebrochen, er schoß nie aus langläufigen Flinten, nur aus kurzen Revolvern, und seine Blicke auf Personen, Länder und Völker glichen Decreten, die ein lustiger Kriegsmann auf seinem Kosakenknepper vom Sattelknopf herunter erläßt. Später lieferte er in seinem großen „Deutschen Kriege“ prächtige Schlachtenbilder; was die Finsterlinge und die Glaubenshelden tief innerlich in den Wertstätten der Dinge trieben, quälte und beseligte, das überließ er den „Doctrinären“. Mit der ganzen Schlagkraft und sinnlichen Frische seiner gesunden Energie schrieb er seine „Französischen Lustschlösser“ und hat der deutschen Bühne eine große Reihe kerniger Intriguen- und Charakterstücke geliefert.

Theodor Mundt gab in seiner „Kunst der deutschen Prosa“ sein bestes Buch; bisher hatte man nur in der gebundenen Rede von Kunstfertigkeit und Gesetzen der

Rhythmit gesprochen. Leider fiel er ab von sich selber. Müde der Verfolgungen, denen er nicht Charakterkraft genug entgegensetzte, verbittert von der Vanigkeit des Publikums, ergab er sich schließlich dem Stil seiner Frau, Louise Mühlbach, die mit compilerischen Sammeleien von Memoirenseligen Leihbibliothekenfutter in Masse lieferte, das die Menge köderte und bei der Halbbildungswelt in Deutschland rasenden Beifall fand.

Und Gutzkow? Er hat auch seinen Stil geändert nach dem Maß der Bedrängungen, die ihm von außen wurden; Nation und Publikum bilden und verbilden die Literatur. Im Gefängniß, als Mannheimer Märtyrer, schrieb er ein Buch: „Zur Philosophie der Geschichte“, um sich nachdenklich auf einem Kampfplatz zurechtzufinden, auf welchem er bisher nur feck und mit sophistischen Waffen aufgetreten war. Auch seine „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur“ und sein „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte“ waren, um sich zu schützen, Antidota wider Menzel's Barbarei der Angriffe, wider Incriminirung seiner unbehüteten Einfälle, Verfeinerung seiner besten Uebersetzungen. War doch Alles verfehmt, auch was er je denken, empfinden und schreiben würde, wenn er nicht den Argwohn, der auf ihn lauerte, gemeinschädlich zu sein, widerlegte. Dieser Argwohn hat ihn bald gelähmt, bald verbittert, hat den Keim gelegt zu dem Verfolgungswahn, dem er von Zeit zu Zeit verfiel. Er versteckte, verkroch sich damals versuchsweise hinter fremder Maske, fremdem Stil und schrieb seine zwei Bände „Zeitgenossen“ unter Bulwer's Firma; er mußte arbeiten und sich der deutschen Lesewelt zugänglich erhalten. Zehn Jahre nach seiner Haft, als er seine Schriften in zwölf Bänden sammelte, seine Verfolgung und seinen Ruhm klar überschauend, hat er in Frankfurt, im leichtlebigen, behaglichen deutschen Süden, wohl seine beste Zeit verlebt, auch innerlich; Zeugen dessen sind seine trefflichen „Dessentlichen Charaktere“, in denen er auch am glänzendsten seinen Stil, seinen ganz eigenen Stil, entwickelte. Er war eine groß-, jedenfalls starkangelegte Natur. In der ersten französischen Revolution hieß es von Dem oder Jenem: Er ist gefährlich, er ist un-

überwindlich, denn er glaubt an sich! Gutzkow dachte groß von sich; leider zugleich klein von Anderen. Im Argwohn, überall verfolgt zu sein, verfolgte er selber unerbittlich. Nur Wienbarg konnte er neben sich nicht antasten, denn der war leidenschaftslos, die Ruhe selber, die den Auf- und Abtobenden bezwang. Vor Börne blieb er geistig gebannt stehen; dessen leuchtende, einfache Charakterkraft überwand er nicht, er huldigte ihm, weil er ihn nicht bezwingen konnte. An Heine wollte er nicht einmal den lyrischen Dichter anerkennen; er hielt ihn für einen bloßen Nach- und Ausläufer der Romantiker. Auf Uhland, den reinsten deutschen Poeten, sah er achselzuckend herab; und doch bei all' dem Hochgefühl von sich selber war ihm nicht wohl, fühlte er sich nicht glücklich. Das Geheimniß des Glückes heißt eben: Bescheidenheit. Gutzkow war nicht schwach gegen sich selbst, er verlangte viel von sich, aber noch weit mehr vom Geschick, vom Zeitalter, vom Vaterland. Er bereicherte die deutsche Bühne mit einer großen Reihe glänzender Charakterbilder. Auf dem Gebiet des Romans trat Gutzkow zweimal mit weltweiten, riesenhaften Entwürfen hervor, die er denn auch mit der ganzen Gewalt seines scharfen Genies staunenswürdig durchführte. „Die Ritter vom Geiste“ und „Der Zauberer von Rom“ sind und bleiben wunderbare Documente dichterischer Arbeit, in welchen ein hochgemutheter Kopf, mehr Satiriker als Poet, zwei große Gemälde von unserm Zeitalter entwarf. Bei Gestaltung seiner Zeitfiguren hat Gutzkow seine Stärke überwiegend in der Genesis des Bösen; die bedeutendsten in den „Rittern“ sind jener Hackert und Schlurk, im „Zauberer“ die Heldin mit dem bohrenden Argwohn und der tiefjünnigen Lust, die ganze Welt zu belauern, zu ertappen, zu überflügeln, mit jenem schwermüthigen, unersättlichen Triebe, den der Autor ihr von sich selber gab. Zu einem Liebling der deutschen Lesewelt wurde Gutzkow auch mit diesen gewaltigen Schöpfungen nicht; Kleinmuth und Größenwahn wechselten jederzeit in seiner Stimmung, schüttelten ihn hin und her bis zur irren Verzweiflung. Seine Berufung nach Weimar schien mit den besten Aspecten begleitet zu sein, auch äußerlich; er bezog

als Pensionär der Schillerstiftung, um deren Begründung er sich Verdienste erworben, und als Generalsecretär derselben zweifachen Gehalt, und der alte Schauplatz der großen Heroen deutscher Cultur konnte ihm, so war die Hoffnung, ein Genüge schaffen. Oder machte man ihm diesen Contrast peinlich fühlbar? Ein nicht bösgemeinter Spruch an der Festtafel hob zu seiner Bewillkommung des Dichters edles Streben zum Schönen und Großen hervor; er aber glaubte auf erreichte Ziele, auf vollendete Thaten, die er geleistet, hinweisen zu können. Ein Bahnbrecher des neuen Zeitalters, wie er war, glaubte er vor ganz Europa ein Riesenorchestrieren gespielt zu haben und sollte nun in vergnüglichen Abendstunden gemüthlich die Flöte blasen. Dieser grelle Widerspruch zwischen dem, was ihm Deutschland schuldete, wie er meinte, und dem, was man ihm leistete, hat ihn irre gemacht, irre an seinem Schicksal im Gegensatz zu dem, was er für seine Mission hielt. Er wurde in Weimar gemüthskrank und entflo; er ließ bethört Alles im Stich, schweifte in die Weite und legte Hand an sich selbst. Erst in einer Pflgeanstalt ward er wieder heil, blieb aber fieberhaft krank. Zu neuer überreizter Thätigkeit genöthigt, griff er, um seine Arbeitskraft zu steigern, zu lebensgefährlichen Medicamenten in den geschichtlichen Stoffen, die er sich gewaltjam aufzwang, zu Gegenständen, die ihm nicht sympathisch waren, die ihn aber, wie er glaubte, der deutschen Lesewelt zugänglicher machten. Will man ihm einen Denkstein setzen, so sei's ein Granit mit der ehernen Inschrift: „Er starb verzweifelt an sich und an den deutschen Zuständen!“ wobei man aber hinzudenken mag, daß er als Mitglied eines Jugendbundes zumeist den Beweis von der Unfähigkeit der Deutschen zu einer festen Parteibildung lieferte.

Ueber Wienbarg war Fürst Schwarzenberg bei unserem Hamburger Verkehr bald genug seiner falschen, vorgefaßten Meinung inne geworden, er hatte in dem angeblichen Stifter eines Jungen Deutschlands keinen Mazzini gefunden. Ludolph Wienbarg war ihm zu blaß, zu blond, zu abstract und thatunlustig; ein Talent zu geheimer Conspiration konnte gar nicht in Frage treten,

bei ihm so wenig wie sonst bei den vermeintlichen Bundesmitgliedern. Was von diesen angeregt worden, braucht nicht vermissen zu werden; was an ihnen verkümmerte, damit hat sich Deutschland selbst geschädigt und bestraft; der öffentliche Geist bei uns erzieht sich noch immer sehr schlecht seine Träger, Mitarbeiter und Genossen.

Mit dem Landsknecht lebte ich 1836 noch einige Zeit auf Helgoland. Ich lernte in vollem Umfang seine ritterliche Lebenswürdigkeit, seine abenteuerliche Romantik kennen. Seine martialische Gestalt, sein poetischer Schwung, sein sprudelnder Humor standen damals in schönster Blüthe. Jede Blüthe hat freilich ihre Zeitdauer; wenn sie welk ist, bekommt man oft erst den Einblick in die Nothwendigkeit ihres Verfalls. Wie wenig deutsch des Fürsten Friedrich Natur, ward mir erst nach und nach zu meinem Schreck ersichtlich. Bei seiner Sympathie für Ozechen und Ungarn war ihm nicht nur ein Deutschland, auch ein Oesterreich mit germanischer Flagge ein bloßer Begriff. Daß es sehr reale weltgeschichtliche Begriffe giebt, dafür hatte er keinen Sinn. Wie er mich auf Helgoland Tag und Nacht mit auf die Seehundsjagd nahm, machte ich ihm die Bemerkung, ein Anderer von uns würde ihm weit besser als ein jagdgerechter Mann erscheinen und zum Gefährten taugen: Heinrich Laube. „Das Junge Deutschland mit dem slavischen Gesicht?“ war seine Entgegnung. Der Mann mit dem slavischen Antlitz hat sich ihm aber später in Wien genugsam und deutlich als ein Mann mit deutschem Herzen kundgegeben.

Fürst Friedrich Schwarzenberg ging alsbald über London, wo sich eine Fremdenlegion bildete, nach Spanien, um im provisorisch fingirten Hoflager des Don Carlos Dienste zu nehmen. Ich hatte ihm ans Herz gelegt, er könne das nicht offen mit seinem glorreichen Namen als deutscher Edelmann thun. In seiner Gutmüthigkeit verargte er mir diese Rüge nicht; ihn reizten entgegengesetzte Ele-

mente und Naturen; er schrieb mir aus Spanien für meine Zeitschrift eine ganze Reihe von Briefen mit Schilderungen kriegerischer Scenen voller Abenteuerlichkeit, aber zugleich voll Schwung und Reiz. Diese Zeugnisse für die Geschichte der Zeitpoche erschienen, mir gewidmet, wiederholt als Buch in der Reihe der Schriften des Landsknechts. Was ich mir anführe zum Beleg, daß auch entgegengesetzte Naturen, sobald sie nur offen, ehrlich und voll Ueberzeugungstreue sind, erträglich und verträglich sein können.

Aus- und Niedergang des Landsknechts war von trüber Art. Im Sturmjahr 1848 drückte er zu Wien seiner erlauchten und erleuchteten Mutter just die Augen zu, als die ihm und seinem Hause zugehenden Flintenkugeln der Aufständischen durch die Fensterscheiben klirrten. Das Jahr 1866 brachte ihm die für ihn entsetzliche Thatsache, daß Oesterreich mit seinen aus allerlei Völkern zusammengesetzten Heeresmassen dem norddeutschen Preußen nicht mehr Widerstand leisten konnte; bei Königsgrätz waren es die italienischen Regimenter zuerst und vor allen, welche die Waffen fortwarfen und die Flucht ergriffen, weil sie nicht mehr für Oesterreich kämpfen wollten. Der Landsknecht schrieb mir darüber ganz undunkelte Briefe. Für mich und die Uhländ'schen Parteigenossen ging der Gedanke eines Großdeutschlands, einer Gesamtgermania zu Grunde. „Ich bete nur noch zum heiligen Napoleon!“ So lautete brieflich an mich das letzte Wort Fürst Friedrich's. Wir verstummten seitdem vor und für einander. Auch schloß er zu Anfang des Jahres 1870 seine Augen.

Diese meine Erinnerungen aus der Vergangenheit deutscher Entwicklung schrieb ich hier nieder, um, was Wahrheit und Wirklichkeit daran war und was Fabel davon zu werden den Anschein hat, klarzulegen.

Es ist traurig, Todte zu bestatten; ein öffentlicher Todtengraber muß aber ehrlich sein.





Die Indianer Californiens.

Von

Rudolf Glöck.

Die Arbeit unterjocht den Wilden, und wo er sich nicht unterwerfen läßt, vernichtet sie ihn. Cultur und Uncultur vermögen eben nicht neben einander zu bestehen. In Europa brachen zur Zeit der Völkerwanderung die Germanen in die alten Culturländer ein. Die Westgothen eroberten Spanien, die Longobarden setzten sich in Italien, die Normannen in Frankreich fest; aber kaum hatten die wilden Sieger sich unter den Besiegten eingebürgert, so gaben sie ihre Sprache und Stammesart auf; sie wurden durch die Cultur entnationalisirt, und im Laufe der Jahrhunderte ging ihre Spur verloren. Dieser merkwürdigen historischen Erscheinung könnte zur Noth das Abenteuer des Baron v. Münchhausen als Gleichniß dienen, der es bekanntlich auf einer Schlittensfahrt in Rußland erlebte, daß sich ein hungriger Wolf in seinen Gaul hineinfräß. Die wilde Bestie kam dadurch in die Haut des Gauls und ins Geschirr und mußte als Gefangener den Schlitten weiterziehen. Die wilden Wandervölker hatten sich als hungrige

Wölfe in die fetten Culturländer hineingefressen, waren aber dadurch ins Arbeitsgeschirr gerathen und wurden zum Lastthier am Fahrzeuge der Cultur.

In Amerika vollzieht sich dieser Culturkampf in umgekehrter Weise. Hier bricht die energische, rastlose und rücksichtslose angelsächsische Race in eine ungeheure Wildniß ein und wird zum Culturträger. Die Wilden weichen unter blutigen Kämpfen zurück, suchen auf den weiten Prairien Halt zu machen, wo die Büffelheerden ihnen die Existenzmittel gewähren, oder in den Schluchten und Ebenen der Felsengebirge, wo es sischreiche Ströme und Seen giebt, aber die Bleichgesichter werfen ein eisernes Netz über die unabsehbaren Plaines und die schneebedeckten Felsen der Rocky-Mountains. Dieses Netz der Civilisation, das wir Schienenwege nennen, engt die Wilden immer mehr und mehr ein; ihre Jagdgründe gehen verloren, die Buffaloheerden schwinden hin und die Lachse, welche einst die klaren Ströme füllten, haben sich vor dem Dampfschiff und dem die Fluthen trübenden Geröll und Schutt

der Goldsucher längst geflüchtet. Der rothe Mann ist heute auf die Almosen „des weißen Vaters“ in Washington angewiesen, und da ihm diese Almosen durch die Schuld gewissenloser Agenten sehr geschmälert und verkümmert werden, so bricht fast alljährlich ein Stamm aus der Wildniß der sogenannten Reservationen hervor, und der Kampf endet regelmäßig mit der blutigen Niederlage der Rothhäute. Das Schicksal der Wilden in den Vereinigten Staaten vollzieht sich unabwendbar, denn in den Ländern, wo die freie Arbeit so wunderbare Erfolge errang, ist für sie kein Raum. In Mexico, Peru und den La Platastaaten, wo die spanische Race zur Herrschaft gelangte und sich bald der süßen Gewohnheit des Nichtsthuns hingab, vermögen die Indianer ganz gut neben den Eroberern zu bestehen, und es findet allmählig eine Verschmelzung der beiden Rassen statt. Hier wirkt eben der Romane nicht civilisatorisch, sondern er steigt zum Wilden hinab. In diesen Staaten gelingt es Indianern, zu hohen Stellungen, ja selbst bis an die Spitze der Regierung zu gelangen. In der Union, wo die Cultur rasch die Wildniß zerstört, geht der Wilde mit zu Grunde.

Die Geschichte dieses Unterganges ist eine sehr melancholische. Man hatte sich in den Vereinigten Staaten lange Zeit an den Gedanken gewöhnt, daß sich im fernen Westen ein ganz natürlicher und völlig unabwendbarer Proceß vollziehe. In der Neuzeit aber warfen Männer von Herz und Verstand die Frage auf: Läßt sich der Zerstörung denn nicht Einhalt thun? Ist es ganz unmöglich, den rothen Mann der Cultur zu unterwerfen und ihn so der Welt zu erhalten? Es darf uns Deutsche freuen, daß der Staatsmann, welcher an dies Rettungswerk glaubt und ernstliche Versuche in dieser Richtung wagt, unser Landsmann ist. Karl Schurz, der frühere Minister des Inneren, hat in der Neuzeit sehr energische Schritte gethan, um der Ausrottung der rothen Race ein Ziel zu setzen. Es giebt selbstverständlich nur ein einziges Mittel, um der vollständigen Vernichtung zu steuern, und das besteht darin, daß man die indianische Jugend für das Civilisationswerk gewinnt. Karl Schurz und sein College Mc Crary wur-

den auf einen gelungenen Versuch von Privatleuten aufmerksam gemacht, gefangene Indianer zu unterrichten und an eine nützliche Beschäftigung zu gewöhnen. Die beiden Staatsmänner beschloßen hierauf, in Carlisle (Pennsylvanien) eine Indianerschule auf Staatskosten zu gründen. Mit der Organisation dieser Anstalt wurden Lieutenant Pratt und Frl. Mather betraut. Diesen gelang es auf einer Reise nach dem Westen, von den Häuptlingen und gefürchteten Kriegerern der Indianerstämme Kinder zu erhalten und sie nach Carlisle als Zöglinge zu führen. Die Zahl der Schüler beträgt heute schon hundertachtundfünfzig, und die Regierung hofft, daß die Anstalt bald eine große Ausdehnung erhalten werde.

Die Thatfache, daß Karl Schurz zur Beruhigung der in ihren Rechten gekränkten Indianerstämme vor zwei Jahren eine Reise nach den Indianerterritorien unternahm, dürfte noch in frischer Erinnerung sein. Weniger bekannt jedoch ist der Umstand, daß der ehemalige Secretär des Inneren Männer der Wissenschaft beauftragte, den dahinschwindenden Indianerstämmen ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und die umfassendsten ethnologischen Studien vorzunehmen. Major Powell, welcher an der Spitze jener geographischen und geologischen Unternehmungen stand, die man als „Survey of the Rocky-Mountain Region“ bezeichnet, hatte die schätzbarsten ethnologischen Beiträge über die Indianerstämme des Felsengebirges von seinen Expeditionen heimgebracht. Als die Centennialfeier zu Philadelphia stattfand, wurde in „Uncle Sam's Ausstellung“ eine stattliche Indianerabtheilung geschaffen, in welcher durch Bilder aller Art, durch Producte, Fisch- und Jagdgeräthe, Kleidungsstücke und Waffen dem Besucher die Welt des rothen Mannes verständlich gemacht wurde.

An dieser interessanten Ausstellung hatte ein Mann mitgearbeitet, der uns fast wie der gute Genius der hinsterbenden Race erscheint. Es ist ein Gelehrter, Namens Stephen Powers. Dieser Ethnologe hat mehrere Jahre unter den Indianern Californiens verbracht, hat ihre Sprache, ihre Geschichte, ihre Gebräuche, Lebensart und geistige Entwicklung genau studirt. Im August des

Jahres 1875 beauftragte der Secretär des Inneren diesen Forscher, Sammlungen in West-Nevada und Californien behufs der projectirten Ausstellung vorzunehmen. Powers führte eine neue Expedition aus, und es wurden durch dieselbe die Resultate seiner Beobachtungen noch vervollständigt. Er hat seine Studien in einem Werke niedergelegt, dessen Herausgabe das Ministerium des Inneren veranlaßte. Das umfangreiche Buch, welches den Titel „Tribes of California“ führt, bildet den dritten Band der „Contributions to North American Ethnology“; es hat vor anderen Werken dieser Art den Vorzug, daß der Verfasser bei seinen eifrigen Studien von einem idealen Gesichtspunkt ausgeht. Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit schreitet er von Stamm zu Stamm und zeichnet seine Beobachtungen auf, aber ihm ist das Object nicht gleichgültig, sondern er sieht den Menschen im Wilden und fragt sich: Ist er werth, daß er vergeht? Darf ihn die Civilisation zermalmen wie den Felsen, der ihr den Weg versperret? Giebt es kein Mittel, die geistig Armen der Barbarei zu entreißen? Weil Stephen Powers aber den Philanthropen dem Forscher zur Seite stellt, weil er bei aller Unparteilichkeit der Untersuchung ein Herz hat für die Verfolgten, so wird er auch das Herz seiner Nation rühren. Das Werk ist freilich nicht für weitere Kreise bestimmt, denn Powers legt die Resultate seiner Forschungen auf 638 Folioseiten nieder, so daß nur der Fachmann seiner Führung, ohne zu ermüden, folgen kann, aber die Tagespresse wird die Schilderungen herausnehmen, welche das Wesen der indianischen Race und die Ursachen ihres Hinsterbens kennzeichnen.

Zwischen dem Urbewohner des sonnigen Californiens und ihren Nachbarn läßt sich nach Powers keine scharfe Grenze ziehen. Man kann nicht auf einen Fluß oder Gebirgszug deuten und sagen: hier endet das Gebiet eines Stammes und beginnt das eines anderen. Es sind nur gewisse allgemeine Gebräuche, welche die Indianer Californiens kennzeichnen; bei ihnen findet man ein Versammlungshaus, die Verbrennung der Todten, eine Art von Plutokratie oder Herrschaft derer, welche Geschenke austheilen; und was man

nicht bei ihnen findet, ist die Anwendung der Tortur bei Kriegsgefangenen. Verbrennung der Todten und das Vorhandensein von Versammlungshäusern sind zwar Kennzeichen allgemeiner Art, und ferner ist das Verbrennen der Leichen in Californien nicht überall gebräuchlich. Von den Paiuti oder Nevada-Indianern unterscheiden sich die Stämme Californiens hauptsächlich dadurch, daß die ersteren ihre Hütten mehr oder weniger auf den Höhen errichten, während die letzteren sie in die Nähe der Wasserläufe bauen. Es geht daraus hervor, daß die Californier im Allgemeinen friedlicher und weiblicher sind als ihre Nachbarn; sie sind überdies heiterer und geselliger als die übrigen Volksstämme ihrer Race. Am besten werden sie erkannt durch die Sprache; diese ist — wie bei den meisten Völkern der Länder mit warmem Klima — reich an Vocalen und zeigt das Bestreben, harmonisch zu wirken. Während die Sprache der im Norden wohnenden Indianer rauh klingt und lange Worte hat und jene der östlich wohnenden Rothhäute durch Gutturaltöne unschön wird, zeichnen sich die Sprachformen der Californier mit wenigen Ausnahmen durch Einfachheit, Kürze und guten Klang der Worte aus. Stephen Powers hat die Vocabularien von dreizehn Stämmen zum Vergleich gesammelt. Die Sprache ermöglicht es dem Linguisten, die im Lande zerstreuten Familien als Angehörige dieses oder jenes Stammes zu erkennen, doch wird auch diese Unterscheidung schwierig durch die vielen Dialektformen.

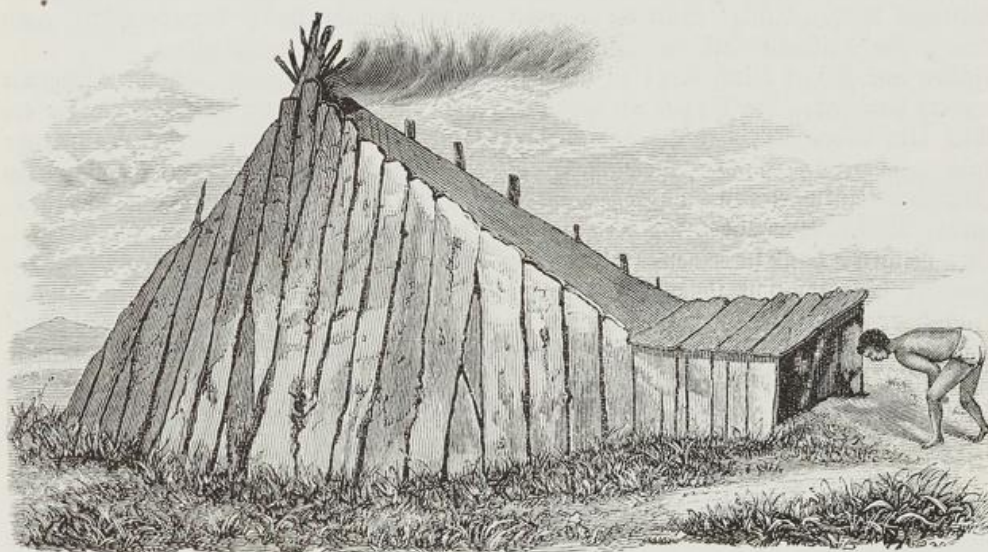
Eine seltsame aber erklärliche Erscheinung ist die, daß viele Indianer bei feierlichen Ansprachen und im Gesang die Worte ein und desselben Satzes wiederholen. Die Redner bei der Todtenfeier der Yokuts, eines am Tulare-See wohnenden Stammes, wiederholen beispielsweise in den kurzen Sätzen ihrer feierlichen Ansprache fast jedes Wort in allen Tonarten. Sie rufen: Seid bereit zur Trauer! Seid Alle bereit! Haltet die Gaben bereit u. s. w. Statt nun jeden kurzen Satz ganz auszusprechen, theilen sie denselben noch, etwa wie folgt: Seid bereit — seid bereit — seid bereit zur Trauer — zur Trauer — zur Trauer. So singen auch die Karoks, welche im

Norden Californiens am Klamathflusse wohnen, bei ihren Tänzen ihr Himmewehinno, Ohinno und die Konfaus ihr Unno Winno unzählige Mal.

Gustav Nachtigal erzählt, daß die Tebus, ein weltverlorener wilder Volksstamm der Sahara, bei ihren Begrüßungen gleichfalls die einzelnen Worte eines Satzes wohl ein Duzend Mal und in allen Tonarten wiederholen, so daß Worte wie „Laha“ und „Killaha“ die ganze Tonleiter durchmachen. Es scheint demnach, daß diese Wilden durch die Wiederholung den Rhythmus zu finden suchen, der ihnen für

vom Rauch erfüllten Hütte nieder, verschläft den größten Theil des Tages oder raucht und isst. Die Weiber stampfen in steinernen Mörsern die Eicheln, welche neben dem getrockneten Lachs das vornehmste Nahrungsmittel des Indianers ausmachen. Ehe in Preußen die Erbsenwurst erfunden wurde, hatte der Indianer in seinem Eichelbrei eine comprimirt, leicht transportable Speise gefunden, die ihn auf weiten Wanderzügen vor Entbehrung schützte.

Der Anblick einer Indianerniederlassung ist kein erquicklicher. Das Dorf liegt in



Indianerhütte in der Sierra.

die pathetische Rede nothwendig erscheint. Es mag dies das erste Stammeln sein, welches Naturvölker zur Poesie führt. Die Wilden gleichen darin den Kindern, die zum ersten Male mit Bauklötzchen spielen; jene beginnen gewöhnlich ihre Construction damit, daß sie die gleichartigen Stücke auf einander legen. Es dauert dann eine Weile, bis sie von Säule zu Säule eine Verbindung schlagen.

Die Wilden Amerika's machen bekanntlich von ihrer Sprache den allerbescheidensten Gebrauch. Der Indianer verträumt den weitaus größten Theil seines Lebens und ist überaus schweigsam. Es kann kaum etwas Trübseligeres gedacht werden als der Aufenthalt im Wigwam. Alt und Jung kauert in der dumpfigen,

der Regel auf einem abgeplatteten Hügel in der Nähe eines Wasserlaufes. Es wird gebildet aus wenigen, vom Rauch geschwärzten Hütten, deren Mitte das Versammlungshaus einnimmt. Das letztere hat eine kuppelartige, die Hütten dagegen eine konische Form. Die eine Seite der Hütte ist in der Regel offen, damit der Rauch einen Ausweg finde; droben in der hohen Sierra dagegen hat die aus Lehm und Borke construirte Hütte eine offene Spitze oder Luke, und der Eingang ist durch einen niederen Vorbau gedeckt, welcher das Betreten der Wohnung nur in gebückter Stellung zuläßt. Im Norden trifft man eine mit Rasen und Holz verdeckte Erdhütte, und in ganz milden Himmelsstrichen lebt der Indianer in lustigen,

aus Borke, Reissig und Fellen gebildeten Zelten. Die Versammlungshäuser sind zu meist aus Rasen und Erde erbaut. Hier ist es kühl und schattig, und die Männer liegen auf der Erde und stützen den Kopf auf die Rasenbank, welche den Raum umgiebt. Die Frauen dürfen das Versammlungshaus nur bei festlichen Gelegenheiten betreten; sie bleiben mit den Kindern zu meist in den Hütten, stampfen Eichel, dörren Fleisch, flechten Körbe oder gehen in den Wald, um Beeren zu suchen oder Wurzeln auszugraben. Die Männer verschlafen den größten Theil des Tages; wenn die Noth sie treibt, stellen sie dem Lachs in den hellen Strömen oder dem Gsflügel nach. Einige Stämme besitzen eine große Geschicklichkeit, das Wild durch Fallen und Vögel durch Nege zu fangen; andere handhaben den Bogen mit Geschick. Aus dem Cederholz, das sie mit Hirschtalg geschmeidig machen, gewinnen die Indianer einen elastischen Bogen. Es giebt Wilde, welche eine solche Treffsicherheit besitzen, daß sie einen Hasen, der hundert Schritte von ihnen entfernt am Fuß einer Eiche aus dem Grase hervorlugt, mit dem Pfeil durch die Ohren schießen und ihn so an den Baumstamm festnageln. Den grauen Bären wagt selten ein Wilder anzugreifen.

Im Sommer bildet der blühende Klee eine Lieblingspeise vieler Indianerstämme, und manche von ihnen weiden so große Strecken ab, daß sie wie die Pferde oder Kühe von einer Aufreibung des Magens befallen werden. Sie lassen sich in diesem Zustande von ihren Verwandten oder Freunden den Leib kneten; in verzweifelten Fällen erweisen die Helfer dem Patienten den Liebesdienst und treten ihm mit den Füßen auf den Leib. Die Indianer verpeisen fast alle Nahrungsmittel kalt, und die, welche nach der alten Gewohnheit leben, behalten bis ins hohe Alter hinein ein gutes Gebiß und den reinen Odem des Kindes; sobald sie jedoch nach Art der Weißen leben und heiße Speisen und Getränke zu sich nehmen, verlieren sie die Zähne so rasch wie die Weißen und ihr Odem wird unrein.

Obgleich der Indianer in seiner Hütte vor Schmutz fast verkommt und die Lumpen, welche er auf dem Leibe trägt, fast niemals einer Reinigung unterzogen wer-

den, ist er doch ein großer Freund von kalten Bädern. In diesem Punkte übertrifft er die Bewohner des alten Sparta und Rom. Aus der heißen raucherfüllten Hütte läuft er täglich zwei- oder dreimal zum Bach und wirft sich ins Wasser. Diese Verachtung der Temperaturunterschiede mag bei vielen Stämmen die große Sterblichkeit zum Theil verschulden, welche ihre Reihen lichtet. Die californischen Indianer fühlen sich überaus wohl in der kühlen Fluth, und ihre Natur nähert sich jener des Amphibiums, denn sie können doppelt und zuweilen dreimal so lange unter dem Wasser aushalten als der beste weiße Taucher. Da sie mit einer so guten Lunge begabt sind, vermögen sie auch lange im Laufe auszuhalten.

Die Abhärtung des Indianers beginnt schon bei der Geburt. Alte Ansiedler erzählen von zwei Frauen aus dem Stamme der Kozi, der heute bis auf etwa fünf in der Wildniß sich bergende Indianer ausgerottet ist, folgendes Vorkommniß.

Vor einigen Jahren hatten die Kozi im Sakramentothal ein Gememel eingerichtet, und einige Jäger singen zwei Weiber des Stammes nach der blutigen That ein, welche versprochen, sie auf die Spur der Mörder zu geleiten. Im Abenddunkel eines schaurigen Wintertages brachen die Amerikaner mit den beiden Frauen — Mutter und Tochter — auf. Es schneite, und der Sturm heulte gleich einem Rudel hungriger Wölfe. Ohne des Wetters zu achten, schritten die Indianerinnen rüstig und ohne ein Wort zu verlieren durch den ächzenden Wald. Gegen Mitternacht erreichte der kleine Zug einen Bach, der zum Strom angeschwollen war. Die Jäger begriffen, daß ein Uebersehen im Dunkel der Nacht eine Unmöglichkeit sei. Während sie aber am Ufer hin und her liefen und sich gegenseitig im Schneesturm zuriefen, verschwanden die Weiber plötzlich. Alle Rufe nach denselben blieben ohne Antwort. Die Jäger glaubten, die Indianerinnen hätten ihnen einen Streich gespielt, und schon wollten sie umkehren, da vernahm einer von ihnen mitten im Sausen des Windes eine quäkende, wimmernde Kinderstimme. Die Expedition war durch ein neues Mitglied verstärkt worden. Die Männer, welche sich halb erstarrt von der Kälte fühlten, versuchten

es, unter einem Felsblock Feuer zu machen, was ihnen nach langen vergeblichen Anstrengungen auch gelang. Sie hofften, die Alte werde nun die Wöchnerin und das Enkelkind zum Feuer bringen, aber die Schamhaftigkeit der Frauen ließ das nicht zu, sie blieben im Dunkel. Die Großmutter nahm das neugeborene Kind und tauchte es wiederholt in den eiskalten Bach. Das Baby ertrug nicht nur die barbarische Behandlung, sondern gedieh

über das Verhalten des rothen Californiers zum Thiere. In jenen Länderstrecken östlich vom Felsengebirge ist der Indianer dem Vieh gegenüber der rücksichtsloseste Barbar. Er scheint es vollkommen zu ignoriren, daß das Thier Schmerzen fühlt. Der treueste und ausdauerndste Gefährte des Indianers der Prairien, das Pferd, wird von demselben in einer Weise behandelt, die jeder Beschreibung spottet. Nach einem längeren



Erdbütten im Sacramentothal.

später sehr wohl und erhielt zum Andenken an die kalte Winternacht, in der es zur Welt kam, den Namen „Schneeflocke“.

Der Kindermord gilt bei den meisten Stämmen nicht als ein Verbrechen. Die Yokuts tödten nur die Kinder, welche mit einem körperlichen Gebrechen geboren werden, andere Stämme pflegen bei der Geburt von Zwillingen eines der Neugeborenen zu tödten. Verlassene Frauen besitzen in der Regel das Recht, die Kinder, welche sich noch nicht selbst zu erhalten vermögen, umzubringen.

Stephen Powers giebt keinen Aufschluß

Jagdzug hat das arme Pferd statt des Felles auf dem Rücken und am Halse nur Wunden und Beulen. Braucht der Herr das Thier nicht mehr, oder ist es so elend geworden, daß er an seinem Aufkommen zweifelt, so jagt er es einfach fort; hält er es aber für nützlich, dasselbe zu erhalten, so bindet er ihm einige kühle Rasenstücke auf die wunden Stellen.

Die Kinder wachsen wild auf wie der Hirsch in den Wäldern. Sobald der junge Indianer mannbar wird, sucht er sich in der Regel eine Lebensgefährtin. Bei den Indianerstämmen am Klamathriver, den Yuroks, Karoks und

Modocs, welche sich durch Schönheit der Formen und kräftigen Wuchs vor den übrigen Indianern auszeichnen, sind Mädchen schon im Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren voll aufgeblüht, und ihre eigenartige wilde Schönheit wird auch dem Weißen gefährlich. Im Norden Californiens sind viele Amerikaner mit Indianerinnen verheirathet. Die weiche, flaumige, haselnußfarbige Haut derselben, das ovale Gesicht und die großen glänzenden Augen vereinen sich zu einer pikanten Schönheit. Dabei fehlt demselben ebenso wenig der Hang zur Koketterie wie ihren weißen Schwestern. Den Eintritt jener Entwicklungsphase, wo das Mädchen zur Jungfrau wird, feiern einige Stämme des Nordens, so die Hupa, als ein Fest. Fühlt die Indianerin jenen Zeitpunkt herannahen, so muß sie, wo immer sie sich auch befinde, den väterlichen Wigwam aufsuchen. Bleibt sie diesem fern, so wird sie ausgestoßen und gilt fortan als eine Fremde.

Die Hupa erzählen eine rührende Legende von dem Mädchen Nish-Fang, welche diese Sitte am besten illustriert. Das Hupamädchen hatte die Heimath ihres Vaters verlassen und lebte bei einer weißen Familie am Mad-River. Als Nish-Fang den Zeitpunkt kommen fühlte, welcher in der Heimath festlich begangen wird, fastete sie drei Tage, und am Morgen des vierten wanderte sie dem heimathlichen Thale zu in Begleitung von Hupamädchen, die sie abholten. Eine lange, mühselige Wanderung über felsige Bergketten, durch tiefe zerklüftete Thalschluchten und wilde einsame Wälder lag vor ihr. Während der ganzen Wanderung, die mit den Fasttagen neun Tage in Anspruch nahm, durfte kein Mann ihr Antlitz sehen; wenn daher einer in ihre Nähe kam, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen. Der Mann, welcher gewaltsam ihr Gesicht enthüllt hätte, wäre sofort dem Tode verfallen. So wanderte Nish-Fang, nur von Wasser und Wurzeln lebend, über die brennenden Felsen, deren Pfade das Maulthier erklimmt; sie stieg hinab in die tiefen Cañons der Stromthäler, wo ewige Schatten über den rauschenden Wassern lagern und die Gule mit dem Adler in den Klüften horstet; sie schritt durch die Wälder, deren Blattwerk sie den Blicken

der Welt verbarg. Als Nish-Fang schwach und müde wurde, leiteten sie ihre Gefährtinnen. Schon war die Höhe der zweiten Bergkette erreicht, wo ein silberheller Quell zum Heimathsthal hinabfließt. Die Mädchen rasteten bei der Quelle und erfrischten sich durch das kühle Wasser. Als sie aber aufbrachen und vor sich die wilden Rosen sahen und die flüsternden Blätter des Manzanita, da war Nish-Fang's Kraft erschöpft, und sie sank mit den Händen über den Augen ohnmächtig auf den Moosgrund. Da hoben die Gefährtinnen sie auf und trugen sie ins sonnige Trinitythal hinab, wo sie im Schatten dünnblättriger Eichen erwachte und die Hupa um sie her den Jungferntanz auführten und die alten Chorgefänge in ihr Ohr tönten. Der Älteste des Stammes nahm sie bei der Hand, und Nish-Fang das Mädchen wurde unter die Weiber ihres Stammes aufgenommen.

Der Kin-Alktha oder Jungferntanz ist ein langes Fest. An neun Tagen kommen die Männer des Abends zum Tanze zusammen. Die Frauen nehmen keinen anderen Antheil am Tanze, als daß sie dazu singen. Das Mädchen darf unterdessen kein Fleisch essen und sich vor keinem Manne sehen lassen. In der zehnten Nacht versteckt es sich in einen Winkel der Hütte. Es kommen dann zwei junge Männer und zwei alte Weiber aus ihrer Verwandtschaft, um die Jungfrau zu suchen und hervorzuholen. Die jungen Burschen stülpen sich eine Maske aus Leder und Schilf auf den Kopf, der an den Seelöwen erinnert, und nehmen das Mädchen in ihre Mitte; rechts und links von ihnen stellen sich die alten Frauen auf. So treten die Fünf unter die Versammlung. Das Mädchen schreitet zehnmal vorwärts und rückwärts, erhebt dabei die Hände zu den Schultern und singt. Das letzte Vorwärtsschreiten endigt mit einem Hochsprung. Darauf begrüßt die Versammlung das junge Geschöpf durch laute Zurufe — und die Ceremonie ist beendet.

Mit viel geringerer Feierlichkeit geht später die Verheirathung der Indianermädchen vor sich. Der rothe Mann geht, falls ihm ein Weib gefällt, zu den Eltern seiner Schönen und bietet ohne weitere Förmlichkeit diesen Geschenke oder Geld für ihre Tochter. Die Indianer Califor-

niens gebrauchten vordem Muscheln als Austauschmittel; heute ist diese kleine Münze stark entwerthet, aber noch immer neben dem Dollar im Gebrauch. Ist der Schwiegervater mit dem Angebot des Freiers zufrieden, so übergibt er demselben die junge Braut, und das Ehegeschäft ist abgeschlossen. Gefällt dem Vater das Angebot nicht, so wird so lange um das Weib gehandelt, bis die Parteien einig sind. Das Object dieses Handels wird gar nicht um seine Zustimmung gefragt.

Einst flüchtete sich ein junges Mädchen, welches den Freier verabscheute, zu einer Wittve und bat jene, sie möge sie doch in ihren Schutz nehmen und verbergen. Die Alte hatte Mitleid mit der Kleinen und hielt sie drei Tage in ihrer Hütte versteckt. Zuletzt fragten der Vater und der Freier, welche suchend zum Haus der Wittve kamen, das kleine Töchterchen der letzteren, ob sie etwas über den Aufenthalt der Entflohenen wisse. Das Kind hatte kein Arg, daß es sich um die Enthüllung eines Geheimnisses handle, und sagte, die Gesuchte sei in der Hütte. Darauf zogen die Männer die Braut und ihre Beschützerin hervor. Die erstere wurde geschlagen, die Wittve aber vor dem Versammlungshaus mit Pfeilen todtgeschossen. Die rothen Männer betrachteten den Act der Gnade und des Mitleids seitens der Wittve als einfachen Diebstahl, und sie tödteten die Frau, ohne sich durch ihr Flehen im mindesten rühren zu lassen.

Bei den Modocs haben fast alle jungen Frauen alte Männer und die alten Frauen junge Männer, weil die alten viel für ein Weib zahlen können und die jungen wenig. Daß die Männer ihren Frauen wenig Zutrauen schenken, geht aus dem

Umstand hervor, daß sie eine Art Mysterienpiel erfunden haben, um die treulosen Weiber zu schrecken und die guten durch Furcht und Grauen von der Sünde fern zu halten. Leider sind viele Männer im Norden so verthiert, daß sie ihre Frauen und Töchter an die Ansiedler und Goldsucher verhandeln. Oft macht die Aussicht auf ein Glas Schnaps den rothen Mann zum Kuppler. Die Frauen haben manchmal ein Gefühl der Scham, und es ist vorgekommen, daß sie ihren feigherzigen Männern die Waffen entrissen, ihnen die Schmach ins Gesicht riefen und sie aufforderten, die Weißen zu ermorden; aber die entarteten rothen Männer hatten in diesen Fällen stets einen zu heiligen Respekt vor den Augen der Weißen, als daß sie sich zur raschen That hätten hinreißen lassen. Die Frauen scheinen über-

haupt an Muth den Männern nicht nachzustehen. Ansiedler, welche mit dem Stamme der Shastita kämpften, erzählen, daß sie in einem heißen Treffen plötzlich eine ganze Front von Weibern vor sich gesehen, über deren Schultern fort die Wilden zielten. Einen Augenblick schwankten die weißen Gegner, ob sie unter



Mish-Kang.

diesen Umständen Feuer geben sollten, als aber die Wilden vorrückten, streckte ihr Belotonfeuer die weibliche Schutzwehr nieder.

Dieser Beitrag zur Kriegsgeschichte des jungen Amerika mag auf Erfindung, vielleicht auch auf einer Täuschung beruhen; Thatsache ist, daß die Schaftikaweiber den Männern in den Kampf folgen, theils um ihnen Pfeile und Speere zu reichen, theils um die Verwundeten aus der Gefechtslinie zu tragen.

Die Monogamie bildet bei den Indianern die Regel, doch kommen Ausnahmen nicht selten vor. Oft führt der Eheherr, wenn ihm seine Frau nicht mehr gefällt, eine zweite in den Wigwam ein. In manchen Fällen duldet die Hausfrau die Rivalin, in anderen aber kommt es zum Conflict. Dann treten die beiden Rivalinnen vor den Wigwam, bewaffnen sich angeichts des Mannes mit Steinen und kämpfen so lange, bis eine von ihnen flieht oder ohnmächtig niedersinkt. Der Eheherr steht unterdessen als Zuschauer vor der Hütte und räumt nach der Entscheidung der Siegerin das Recht ein, seine werthe Person allein besitzen zu dürfen. In seltenen Fällen kommt es freilich vor, daß der Gatte trotz der Entscheidung durch das Faustrecht der Besiegten folgt. In dem Falle muß er mit jener das Dorf verlassen, und die betrogene Siegerin hat das Recht, die unmündigen Kinder des treulosen Vaters zu tödten.

Die indianische Jugend verbringt den größten Theil des Tages mit Spielen, Baden und Fischen. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Eigenschaft des Indianers, daß er bei seinen Spielen keine Eifersucht kennt. Stets findet man ihn beim Spiel heiter, fröhlich und gut gelaunt. Wo sich im Spiel Parteien gebildet haben, welche gegenseitig in die Concurrenz treten, werden die Besiegten niemals den Humor verlieren. Niemals vergessen die Knaben, daß das Spiel zur Erheiterung da ist, und niemals haben die Schwachen unter dem Uebermuth der Starken oder die Besiegten unter der Erbitterung der Sieger zu leiden. Die rothe Jugend kennt keinen Spielverderber. Eine ähnliche Erscheinung überrascht uns bei den erwachsenen Spielern. Die Leidenschaft des Hazardspiels ist bei den Wilden, so tief sie auch alle

Stämme ergriffen hat, völlig unbegreiflich, da die Spieler gegen Verlust und Gewinn ganz unempfindlich zu sein scheinen. Der Indianer bringt mit dem Würfelbecher in einer Nacht seine ganze Habe durch, sein Muschelgeld, seinen Wigwam, seine Felle, ja selbst das Kleidungsstück, welches seinen Körper deckt, und geht nackt und gutgelaunt von dannen. Der Gewinner streicht alle Schätze mit völlig gleichgültiger Miene ein, und ohne mit der Wimper zu zucken, setzt er das Gewonnene auf einen Wurf. Man könnte glauben, daß der Indianer es für weibisch halte, Freude oder Schmerz zu äußern. Dies ist jedoch nicht der Fall. Es zeigt sich das am besten bei den Festen, wo die Wilden weinen und lachen wie naive Kinder.

Von allen Festen sind die der Indianer südlich vom Bear-River und vorzugsweise jene der Nishinams charakteristisch. Diese begehen, wenn der heiße Sommer vorüber ist und die ersten Regengüsse das Gras wieder hervorsprossen lassen, den sogenannten Kam-min oder ersten Grastanz. Es ist ein Reigen im Grünen, den Männer und Frauen zusammen aufführen und der mit einem wilden Freudenrausch im Versammlungshaus abschließt.

Poetischer ist die Weda, ein Fest, das zum Schutz gegen die Klapperschlangen im Frühjahr abgehalten wird. Das Fest beginnt mit einem Tanz der Frauen und Mädchen früh am Morgen im Grünen. Selbstverständlich ist dieser Reigen ein sehr kunstloser; nichts kommt darin zum Ausdruck als die wilde Freude über die schöne Jahreszeit. Nach Beendigung dieses Tanzes suchen die Tänzerinnen im Walde Blumen, Zweige und Gräser, um sich damit das Haar, die Schultern und die Hüften zu schmücken. Darauf fassen sich die Frauen bei der Hand und beginnen einen überaus sinnlichen dithyrambischen Tanz; langsam und unter Gesang beginnend, werden ihre Bewegungen rascher und rascher, kühner und herausfordernder, bis sie zuletzt in wildem Sturm dahinraufen und sich lachend und schreiend auf die Zuschauer werfen. Im Nu sind jene mit Blumen überschüttet und fühlen sich von den Tänzerinnen umschlungen. Den zweiten Act der Weda bildet die Kauda, ein ungraziöser Männertanz. Zuletzt tän-

zelt ein Schwarm junger Mädchen um zwei junge Männer. Die Tänzerinnen fingen zunächst im Chor und bilden einen Kreis, dann tänzeln sie wieder den Männern entgegen, umhalsen sie, machen verlockende Bewegungen und treten, wenn der Mann sie haschen will, im Tanzschritt zurück.

Nach der Weda gehen alte Männer umher und sammeln Gaben für die Tänzerinnen. Je mehr der Zuschauer schenkt, desto länger darf er sich versichert halten,

Nebel beseitigt wurde. Ohne Heilung keine Zahlung.

Als Stephen Powers die Yokuts in Coarse-Gold-Gulch besuchte, hatte er das Glück, einem Todtenfest beizuwohnen, das ihm als der imposanteste Ausdruck barbarischen Aberglaubens und barbarischer Gefühle erschien. Das Fest für den Todten oder Kotiwashil dauert bei den Yokuts fast eine volle Woche. Die ersten drei Nächte werden in der Regel auf den Empfang der Gäste, auf das Abhalten



„Captain Tom“ und sein Weib. (Nishinams.)

von den Klapperschlangen nicht gebissen zu werden. Wird der Nishinam dennoch von der Schlange gebissen oder vom Bär verwundet, so schließen ihn die Stammesgenossen mit grausamer Strenge auf einige Tage von ihrem Lager aus, weil sie glauben, der Bär oder die Schlange würden, nachdem sie einmal Blut geleckt, gierig ihrem Opfer folgen und dadurch eine Gefahr für Alle entstehen.

Hülfe suchen die Verwundeten und Kranken in der Regel bei den Quacksalbern, die sich das Ansehen eines Zauberers geben; indessen ist der Indianer klug genug, nur dann zu zahlen, wenn das

von Gedenkreiden und den Austausch von Neuigkeiten und Erinnerungen verwendet. Während der letzten drei Nächte aber tanzen sie vom Abend bis zum Morgen, und am Morgen des letzten Tages werden die dem Todten geweihten Gaben oder Opfer feierlichst verbrannt. Zu dem Todtenfest, welchem Powers bewohnte, waren etwa dreihundert Indianer versammelt, die sich unter lichtigem Buschwerk gelagert hatten, das einen quadratischen und wie eine Tenne gestampften Tanzplatz umgab. In einem Winkel des Platzes war ein halbrunder Nasenwall errichtet, auf dem das heilige Feuer flammte. Der Haupt-

leidtragende war Kolomusnim, ein Mann von großem Ansehen. Im Busch leuchteten kleinere Feuer auf, deren Rauch die Gestalten der Wilden halb verschleierte. Während der ganzen Nacht drang über den Festplatz hin das Heulen und Klaffen der Hunde, welche in Rudeln sich bald gegenseitig anfielen, bald um die Feuer jagten.

Lange hockten die nackten Gestalten bei den Feuerbränden und wisperten sich das, was sie zu sagen hatten, ins Ohr. Dann mit einem Male erscholl von Kolomusnim's Lagerplatz her ein langgezogener, wilder Wehgeschrei. Dieser Schrei, den ein Weib ausstieß, wiederholte sich noch einige Minuten, dann vereinte sich mit dieser Stimme eine zweite, später eine dritte, aber langsam, sehr langsam schwoll der Wehruf an, bis zuletzt das ganze Lager sich zu einem schrecklichen Chor vereinte. Nach etwa einer halben Stunde verstummte dieses barbarische, wie aus den Tiefen des Orkus hervorschallende Wehgeheul; so langsam, wie es entstanden war, tönte es aus. Jetzt trat eine tiefe, grabesähnliche Stille ein, bis die Hunde, welche vor dem entsetzlichen Chor verstummt waren, wieder Muth gewannen und zu klaffen begannen.

Es verging einige Zeit; dann trat Slotnisch, der Chef der Chukchansi, ein kleiner alter Mann, der sich aber so gerade hielt wie ein Pfeil und mit seinen kleinen Basiliskenaugen kühn um sich blickte, in den offenen Raum, ging lange auf und nieder und begann dann kurze Sätze auszurufen, wobei er die einzelnen Worte immer wiederholte: Macht euch bereit zur Trauer! Seid Alle bereit! Habt die Opfer zur Hand! Eure Opfer für den Todten! Haltet sie bereit! Die Trauer beginnt. Es eilt! Alle fertig! — Etwa zwanzig Minuten lang setzte der Alte dies Rufen fort, dann trat er vom Schauplatz ab. Jetzt erschienen die opfernden Männer mit ihren Gaben vor der heiligen Flamme, setzten dieselben auf den Rasenwall und brachen in ein dumpfes Gemurmels aus.

Schon war es zehn Uhr in der Nacht geworden, da trat ein Herold mit langem Stabe auf den Tanzplatz, schritt an den Büschen auf und nieder und rief: Fertig zum Tanz! Alle sollen fertig sein! Wir sind Alle Freunde! Wir sind eines

Stammes! Wir waren einst groß! Jetzt sind wir klein! Unsere Herzen sind eins! Haltet die Gaben bereit! Die Weiber haben viel Geld! Sie müssen am meisten geben! Haltet den Tabak bereit! Laßt uns Tabak kauen!

Auch dieser Mann wiederholte jedes Wort in allen Tonarten, und seine Proclamation dauerte so lange wie die des Hauptlings. Die Indianer begannen hierauf Tabak zu essen, und es schien, als legten sie sich damit eine Buße zur Abtödtung fleischlicher Gelüste auf; denn nachdem sie eine Weile scherzend und lachend den Tabak gekaut und verschluckt hatten, ging einer nach dem anderen hinaus ins Dunkel des Waldes, und man hörte von dorthier Töne, wie man sie bei stürmischer See auf den Passagedampfern vernimmt. Als die Männer ihren Wagen erleichtert hatten, ging der Herold noch einmal umher und rief: Laßt uns trauern und weinen!

Nach dieser dritten Proclamation versammelten sich alle Leidtragenden mit ihren Gaben im Kreise um Kolomusnim und begannen einen Tanz, bei welchem sie ihre Gaben hoch über den Kopf hielten. Da sah man glitzernde Muschelhalzbänder, Körbchen mit buntem Aufputz von Wachtelfedern, dann Federwedel, Felle u. s. w. Kolomusnim hatte einen Bund Rabenfedern von seltenem metallischen Glanze in den Händen. Das prächtigste Stück aber war ein etwa sechs Fuß langer Federschnuck in der Form eines halbgeöffneten Sonnenschirms, der zumeist aus Rabenfedern gebildet, aber mit so farbenreichen kleinen Federchen, Muschelstücken und Flaum decorirt war, daß die herrlichsten Farbenbilder auf den Flächen hervortraten. Dieses Kunstwerk einer Indianerin bildete mit seinen wehenden Federn, glänzenden Flächen und köstlichem Farbenspiel einen so schroffen Gegensatz zu den rauhen, heulenden Wilden, daß man denken konnte, ein Dämon habe dies duftige, schillernde Gebilde den Händen einer Fee entrisfen.

Die Betrachtung dieser Dinge, von denen einige der Todten gehört hatten, und die große Ansteckungskraft, welche menschliches Leid ausübt, versetzten bald die Indianer in eine Erregung, deren Ausbrüche an Raserei grenzten. Die Klagen wurden wilder und wilder, man sprang auf, rang

die Hände, schlug sich die Brust und warf sich heulend zur Erde. Dabei wurde die Flamme der Erregung fort und fort geschürt. Slokniß warf, auf der Erde sitzend, immerfort kurze, scharfe, durchdringende Rufe in den Tumult: Wir haben Alle ein Herz! rief er. Unsere Herzen bluten auch! Denkt des armen Weibes im Grabe!

Haar und die Wangen und weinten mit ihnen heiße Thränen.

Inmitten dieser aus dem Herzen kommenden Trauer beobachtete man aber auch sehr belustigende gelegentliche Aeußerungen eines rein mechanischen Beileids. So behielt der verehrte Slokniß, der geschickte Leiter des Festes und große Redner, trockene Augen. Zuweilen erhob er sich



Yurotweib.

Kolomuznim, ein Indianer von majestätischer Erscheinung, war so gebrochen vor Leid, daß die wenigen Laute, die er stammelte, wie das Läuten der Sterbeglocke klangen. Wenn er eines Freundes in der Gruppe ansichtig wurde, rannte er zu jenem hin, fiel vor ihm nieder, rang die Hände, umschloß seine Kniee, warf sich mit dem Gesicht zur Erde und schluchzte wie ein Kind. Andere Männer bargen ihr weinendes Gesicht im Schoße der Frauen, und diese streichelten ihnen das

von seinem Sitz wie ein Hahn auf dem Sandhügel und krächte los. Kaum hatte er das „Kiri“ hervorgestoßen, so ließ er sich wieder nieder, um ruhig seine Cigarette zu rauchen. Aber so komisch dieses Gebahren dem weißen Beobachter erschien, so wenig befremdete es jene Indianer, die tief in Trauer und Schmerz versunken waren. Es schien, als weinten die armen Geschöpfe nicht mehr um die Todte, sondern beklagten ihr eigenes Geschick und den bevorstehenden Untergang ihrer Race.

Gegen ein Uhr in der Nacht traten die Frauen auf den Schauplatz. Tumultuarisch liefen sie auf ein gegebenes Signal zur Tenne hin und formten rasch einen Kreis um das geheiligte Feuer, wobei die Mädchen den inneren Ring bildeten und ihre Gesichter der Flamme zuehrten. Die männlichen Zuschauer drängten sich auch herbei, gestikulirend und rufend in augenscheinlich großer Erregung. Dann nach einer Weile hockten sich die letzteren im Busche nieder und sangen oder besser brumnten den Trauergefang, der seltsam unheimlich klang. Jetzt begann der Tanz der Weiber. Es war ein einfacher Zweitritt mit schaukelnder Bewegung des Oberkörpers; dazu bewegten die Tänzerinnen die Hände, als wollten sie die Opfer darbieten, und stießen einen Laut aus, der wie „Heh“ klang. Der röthliche Schein des Feuers drang zwischen den Gestalten hervor; Licht und Dunkel wechselten mit dem Tempo, die schweren, fessellosen Haare der Tänzerinnen flatterten im Nachtwind wie Rabenflügel, dazu der keuchende Ton, der aus der Brust drang, und der einförmige Gesang der Männer — das Alles vereinte sich zu einer ebenso phantastischen wie graufigen Wirkung. Und dieser Todtentanz währte die Nacht hindurch bis zum hellen Morgen. Weder der kalte Nachtwind, noch der Rauch des Feuers, noch der aufwirbelnde Staub brachten die Tänzerinnen zum Stillstand. Es lag so viel Gespenstisches in den Tönen, so viel Dämonisches in der Erscheinung der tanzenden Mädchen, daß der weiße Zuschauer an den Spuk der Walpurgisnacht gemahnt wurde. Erst als im fernen Osten der Morgen heraufdämmerte, erstarb langsam der Gesang, und das schauerliche „Heh“ der Tanzenden wurde schwächer. Der Todtentanz war zu Ende, als die Sonne am Horizont erschien.

Jetzt trat Todtenstille im Lager ein. Die Hunde selbst schienen zu schlafen, die Ponies hörten in den Manzanitabüschen auf zu schnauben und zu wiehern und beim Anblick des schönen Thales, durch welches das goldige Sonnenlicht fluthete, erschien dem weißen Gast das Schauspiel der Nacht wie eine Phantasmagorie oder wie ein Fiebertraum. Eine Stunde später ging der rastlose Herold wieder von Wigwam zu Wigwam und rief die Schläfer

wach, damit die Opfer verbrannt würden. Wieder ertönte der Todtengesang, und wieder tanzten die Weiber um die Flamme, welche jetzt eine Gabe nach der anderen verzehrte.

Eine so große Pietät die Indianer im Allgemeinen dem Todten gegenüber bezeugen, eine so geringe beweisen sie dem Alter. Der angesehenste Krieger wird, wenn seine Kräfte erlahmen, zum Sklaven der eigenen Kinder. Sobald der Sohn den Hirsch erlegt oder den Lachs fängt, wird der Vater sein Lastthier. Die Alten müssen keuchend die Beute heimzuschleppen, und der junge Krieger sieht zu, wie sein Vater, der den stolzen Namen „Adlerfeder“ oder „Der große Stier“ trägt, unter der Last zusammenbricht. Stephen Powers begegnete einst auf seinen Wanderungen einer erblindeten Greisin, welche von den Kindern aus dem Lager gestoßen worden war. Mit einem dünnen Stöckchen den Weg suchend, schritt die hilflose Alte durch die unmachtete Welt und stieß von Zeit zu Zeit Schreie aus, wie man sie von einem Hasen hört, wenn ihn der Hund mit den Zähnen zerfleischt. Sie wanderte langsam durch die Wildniß, ohne Ziel, ohne Hoffnung, bis Hunger oder Zufall ihrem elenden Dasein ein Ende machten.

Der Gottesbegriff fehlt den Indianern Californiens ganz. Sie sprechen vom Pomo oder Menschen, der vor ihnen da war; sie haben Sagen, in denen der alte Mann oder der Coyote oder irgend ein Thier als Schöpfer bezeichnet wird, aber sie wissen nichts von einem überirdischen Wesen, nichts von einer weltregierenden, welterhaltenden Kraft.

Was ihre Anschauungen über Seele und Unsterblichkeit betrifft, so meinen einige Stämme, daß der Tod die Existenz des Menschen völlig abschließe; andere dagegen träumen von einem besseren Leben im „Western Land“. Ihre Begriffe über die Gestalt, in welcher sie die seligen Gefilde betreten, und über die Seligkeit, die ihrer daselbst wartet, sind sehr unklar.

Einst begrub ein alter Ansiedler, der eine Indianerin geheirathet hatte, sein kleines Töchterchen. Als er die Leiche in die Gruft bettete, sprang eine alte Indianerin, welche das Kind sehr geliebt hatte,

ins Grab, beugte sich über dasselbe und rief ihm unter Thränen ins Ohr:

„Mein armer Liebling, leb wohl! Ach, du hast einen weiten Weg vor dir zum Geisterland und mußt allein gehen; Niemand von uns kann dich begleiten. Höre genau zu, was ich dir sage, und glaube sicher, ich rede die Wahrheit. Im Geisterland giebt's zwei Wege. Einer ist der Rosenpfad, der zu dem Land im Westen führt, weit über dem großen Wasser; dort findest du deine Mutter. Der andere ist

schlecht, so kommt ein mächtiger Falke und frißt die Seele auf mit Knochen und Federn.

Die Nishinams geben ihren Todten eine kleine Aussteuer mit für die Reise nach dem Land der Seligen im Westen. Ein Häuptling, der den Namen „Captain Tom“ führte, hatte einen Sohn, Namens Dick, welcher sehr schlimme Streiche machte. Eines Tages kam der Sheriff, legte Dick Fesseln an und führte ihn fort auf Nimmerwiedersehen. Die Alten wein-



Hölzernes Siegesdenkmal.

mit Dornen und Disteln besetzt und führt ins dunkle Land, das voller Schlangen ist. Hier würdest du ewig wandern und nie zur Ruhe kommen. Geh' den Rosenpfad, Kleine, hörst du, der leitet dich zu dem schönen goldigen Land im Westen, wo ewiger Morgen herrscht. Mag der große Karaya (der Führer der Abgeschiedenen) dir helfen, daß du ans Ziel kommst, denn deine kleinen Füße müssen allein wandern. Leb wohl, Liebling.“

Wenn ein Kelta stirbt, so glauben seine Angehörigen, seine Seele fliege als ein leichtbeschwingtes Vögelchen zum Geisterland im Westen. War der Indianer nun

ten bitterlich, und da ihr Sohn für sie todt war, legten sie alle Gegenstände, die demselben gehörten, auf einen Scheiterhaufen. Später starb ein Bruder Dick's. Captain Tom verbrannte dessen Leiche und streute die Asche auf Dick's Scheiterhaufen. Darauf zündete er diesen an und verbrannte Alles. Die Eltern wurden zu dieser Procedur durch die Annahme verleitet, daß der jüngere Sohn im Geisterland zum Ueberbringer der Kleider und Geldgeschenke werde, welche sie für Dick bestimmt hatten.

Als die Spanier sich in Californien niederließen, war das schöne Land voll

von Indianern; im Jahre 1831 wohnten auf den verschiedenen Missionen noch 18683. Heute ist die rothe Bevölkerung auf mehr als den zwanzigsten Theil reducirt. Manche Stämme sind ganz ausgerottet, andere, wie die kriegerischen Nozi, auf fünf herabgesunken, die sich, dem scheuen, verfolgten Wilde gleich, in unzugänglichen Schluchten oder dem Urwald bergen. Die Kugeln der Ansiedler haben mächtig unter ihnen aufgeräumt, aber auch die Noth, welche mit dem Hinschwinden der natürlichen Hülsquellen eintrat, arbeitet an ihrer Ausrottung. Wie schade, daß der Indianer Californiens nicht als Christ geboren wurde, sondern als das, was die Natur aus ihm machte: als Heide; denn so erklärten ihn die Jesuitenpatres für das „auf der niedrigsten Stufe stehende Geschöpf“. Ein Unglück für ihn, daß die purpurfarbenen Berge mit Silber durchsetzt und die Thäler reich an Goldstaub waren, denn dadurch wurde er in den Augen des Einwanderers zum Bagabonden und Dieb. Ein Jammer, daß seine sonnenbeglänzte Heimath den Weizen in so reicher Fülle gedeihen ließ, daß sieben Ernten im Jahre eingebracht werden, denn dadurch wurde er zum rachsüchtigen Schurken.

Das Schicksal der Modocs ist bezeichnend für die ganze rothe Race in Californien. Dieser starke und kriegerische Stamm vermochte im Jahre 1872 noch vierhundert Krieger auszurüsten. Die Regierung nahm demselben in den sechziger Jahren seine eigentliche Heimath und wies ihm als Reservation ein Terrain an, wo er mit seinem erbitterten Feinde, dem Muskalut, zusammenwohnen sollte. Lange duldeten die Verbannten die Feindseligkeiten, dann brachen die gereizten Krieger aus, und es erfolgten blutige Kämpfe, die im Jahre 1873 mit der Unterwerfung und fast völligen Vernichtung des Stammes endeten. Die kriegerischen Indianer hatten sich bekanntlich in den Lavabetten verschanzt, und die Militäringenieure, welche dem Gefecht beiwohnten und die Verschanzungen besichtigten, erklärten, daß die moderne Befestigungskunst aus der vorhandenen Position nichts Besseren hätte schaffen können und daß die Vertheidigung der Indianer in stra-

tegischer Beziehung geradezu musterhaft gewesen sei.

Einst bildeten die Chumaia am Cel-River einen mächtigen Stamm, der heute ganz vernichtet ist. Weit ab vom Strom liegt ein einsamer Felsen, den man den Blutfelsen nennt, und man erzählt sich im Stromthal, daß hier die letzten Krieger der Chumaia den Helldentod fanden. Die Pioniere hatten im erbitterten Kampfe die Vernichtung dieser Indianer beschlossen, und nachdem sie die Dörfer zerstört und Weiber und Kinder ermordet, gelang es ihnen, die letzten dreißig oder vierzig Krieger einzuschließen. Diese suchten in wahnsinniger Verblendung ihre letzte Rettung auf dem Bergfegeln, der heute der Blutfelsen heißt. Hier waren die Verfolgten vor die Wahl gestellt, entweder vor Hunger und Durst zu verschmachten oder unter den Kugeln ihrer Feinde zu fallen. Sie beschloßen, als Männer zu sterben.

Früh am Morgen hörten die Belagerer vom Gipfel der Felsen her den schaurigen Todtengesang der Chumaia; dann bemerkten sie, wie diese Hand in Hand an den Rand des Abgrundes traten. Droben auf der schwindelnden Höhe warfen die rothen Männer einen letzten Blick in die blaue Ferne, wo ihr schönes Thal am Cel-River lag. Zum letzten Male sahen sie, wie das goldige Sonnenlicht die blühende Erde überströmte; zum letzten Male sahen sie den schimmernden Fluß, die schattigen Wälder, den Rauch der brennenden und zerstörten Hütten. Todtenstille herrschte für eine Weile; dann schallte ein wilder vielstimmiger Schrei vom Felsen her, und mit einem Satz stürzten sich die rothen Krieger kopfüber in die graufige Tiefe.

In dem jungen Californien entsteht unter den Händen der rastlosen, energievollen Amerikaner eine wunderbare Welt. Diese läßt keinen Raum für Wilde, welche zwei Drittel des Tages verschlafen und das letzte Drittel in stumpfer Gleichgültigkeit verbringen. Die Arbeit zerstört hier das Paradies, von dem einst ein Jean Jacques Rousseau träumte. Der rothe Mann wird untergehen, wenn der Versuch, ihn für die Arbeit und Civilisation zu gewinnen, mißlingt. Man kann die dem Untergang Geweihten beklagen, aber es ist schwer, vielleicht unmöglich, sie zu retten.



Die Krisis in der Landwirthschaft.

Von

Max Wirth.

Infolge der Krisis von 1873 ist eine jener Umwälzungen in der internationalen Volkswirtschaft eingetreten, von welchen neue Epochen anzuheben pflegen. Auf der einen Seite bietet der Capitalmarkt so außerordentliche Erscheinungen dar, daß man auf eine dauernde Ermäßigung des Zinsfußes rechnen kann; auf der anderen Seite hat die Getreide- und Fleischproduction in überseeischen Ländern eine so starke und plötzliche Ausdehnung gewonnen, daß der Preis des Getreides und der Fleischwaaren in einer Weise gedrückt zu werden droht, daß den europäischen Consumenten zwar dadurch eine große Wohlthat bereitet, die Landwirthe dagegen in ihrer Existenz bedroht werden. Dazu werden die überseeischen Transportanstalten in einer Weise vervollkommenet, daß sie die europäischen Binnenverkehrsmittel bereits überflügelt haben. Dieselbe Periode der Ueberproduction, welche in Europa mit der Beendigung des deutsch-französischen Krieges angefangen, hatte in Amerika, noch gesteigert durch den seit 1863 eingeführten Hochschutzzoll, eine so außerordentliche Thätigkeit in der Großindustrie und im Eisenbahnbau hervorgebracht, daß gerade wie in Europa der Capitalvorrath nicht mehr für den Umfang der Unternehmungen ausreichte.

Nachdem infolge dessen die Krisis hereingebrochen war, mußten die aus den Werkstätten entlassenen Arbeiter diesseits

und jenseits des atlantischen Oceans Unterkunft in der Landwirthschaft suchen. Während sich dieser Proceß in Europa, wo man seit Jahrzehnten über den Mangel an ländlichen Arbeitern geklagt, fast unmerklich vollzog, gestaltete er sich in den Vereinigten Staaten zu einer Art Völkerwanderung.

In den fünf Jahren von 1876 bis 1880 soll über eine Million Menschen aus den Oststaaten Nordamerika's ausgewandert sein, um sich in den Weststaaten eine neue Heimstätte zu begründen, indem sie sich der Landwirthschaft widmeten. In den drei Jahren von 1878 bis 1880 wurden 9 Millionen Acres (1 Acre = 0,40 $\frac{1}{2}$ ha) über den vorherigen Jahresdurchschnitt an Bundesländereien verkauft. Nebenbei sind auch von den Pacific-Eisenbahngesellschaften, deren Unternehmungen auf der Basis großartiger Landschenkungen von Seite der Union begründet sind, bedeutende Verkäufe von Getreideboden längs ihrer Linien bewerkstelligt worden. Unter den neuen Ansiedlern aber befinden sich nicht bloß Directoren der Pacificbahnen selbst, sondern auch andere Großunternehmer, welche die Weizenproduction mit allen Hilfsmitteln der neueren Technik in einem Maßstabe begonnen haben, daß selbst der Betrieb der größten Grundherrschaften in Europa dagegen in den Schatten gestellt wird. — Diese Ausdehnung des Getreidebaues innerhalb weniger Jahre wurde erleichtert oder überhaupt in dieser

Plötzlich erst möglich gemacht durch den Umstand, daß im Westen Nordamerika's — östlich von dem Oberen See bis gegen das Felsengebirge hin — noch unbefiedelte Steppen oder Prairien von unermesslicher Ausdehnung sich befinden, welche, völlig frei von Gestrüpp und Steinen, mit einer äußerst fruchtbaren Humusschicht von einem halben Meter Tiefe bedeckt, ohne weitere Vorbereitungen gleich den Wiesen eines kultivirten Landes unter den Pflug genommen, umbrochen und mit Weizen besät werden können, der auf Jahrzehnte hinaus ohne Düngung außerordentlich fruchtbare Ernten ergiebt. Die britische landwirthschaftliche Enquête-Commission, welche den Westen der Vereinigten Staaten im Sommer 1879 bereiste, hat Landgüter angetroffen, auf welchen sich wogende Weizenmeere im Umfange von 25 englischen Quadratmeilen befanden. Eine dieser Getreidefluren wurde von 1000 durch berittene Aufseher geführten Arbeitern geerntet, welche mit 133 selbst garbenbindenden Getreidemäsemaschinen ausgerüstet waren. Den Erntemaschinen folgte eine entsprechende Anzahl von Dampf-Dreschmaschinen, welche, mit dem soeben gewonnenen Stroh geheizt, den Weizen fortirt in die Säcke lieferten. Diese wurden ohne Weiteres zur nächsten Eisenbahnstation gefahren, wo ein Extrazug für sie bereit stand, der sie nach Duluth am Oberen See ablieferte, wo das Getreide in die Schiffe verladen wird. Infolge dieser Ausdehnung der westlichen Landwirtschaft hat sich der Weizenbau allein in den Vereinigten Staaten von 289 356 500 Bushels (1 Bushel = 0,35 1/4 hl = 30 kg) im Jahre 1876 auf über 364 Millionen Bushels im Jahre 1877, 420 Millionen im Jahre 1878, 449 Millionen im Jahre 1879 und 480 Millionen im Jahre 1880 gesteigert, während der Maisbau von 850 Millionen Bushels im Jahre 1874 auf 1321 Millionen im Jahre 1875, auf 1283 im Jahre 1876, 1342 im Jahre 1877, 1388 im Jahre 1878, 1547 im Jahre 1879 und 1538 im Jahre 1880 sich gehoben hat.

Mit diesem wunderbaren Aufschwunge des Getreidebaues seit einem Lustrum hält die Viehzucht gleichen Schritt. Die ungeheuren noch unbefiedelten Prairien im Inneren des Continents, welche sich von

der Grenze Canada's bis nach Texas und Neu-Mexico hinziehen, sind von Millionen weidender Rinder bedeckt, welche, von dem besten Racevieh Alt-Englands abstammend, fortwährend veredelt werden und einen von Jahr zu Jahr steigenden Tribut an lebendem Vieh und frisch geschlachtetem Fleisch nach Europa abliefern. Seit dem Jahre 1876 ist diese mit dem Getreideexport gleichen Schritt haltende Ausfuhr in ungeahnter Weise begünstigt und gesteigert worden durch verbesserte Einrichtungen und Kühlkammern auf transatlantischen Dampfern, so daß der Transport von lebendem Vieh von 1877 bis 1880 von 4 1/3 auf 20 3/5 Millionen Dollars gestiegen ist, während die Ausfuhr von Fleisch weit größere Dimensionen angenommen hat. Abgesehen von der Viehausfuhr ist der Export von Brodstoffen und animalischen Lebensmitteln von 269 Millionen im Jahre 1877 auf 456 Millionen Dollars im Jahre 1880 angewachsen, also innerhalb der letzten vier Jahre um nicht weniger als 800 Millionen Mark gestiegen!

Stellt man die Berichte der englischen Enquête-Commission mit dem Zeugniß von Fachmännern zusammen, welche alle Theile der Vereinigten Staaten bereist haben, so ergiebt sich daraus, daß der Landwirth im Westen der Vereinigten Staaten an Ort und Stelle unter Berechnung sämtlicher Produktionskosten seinen Weizen bei normalen Ernten, wie sie seit den letzten vier Jahren gewesen, zu 12 1/2 Mark per 100 kg verkaufen kann, während der Durchschnittspreis der letzten sechs Jahre im preussischen Staate sich auf 21 Mark stellt. Konna behauptet sogar, daß der westamerikanische Landwirth noch bei einem Preise von 6 Mark per Hektoliter bestehen könne. Die Fracht vom Produktionsorte bis zu einem europäischen Hafen stellt sich auf höchstens 7 Mark per Hektoliter. Da der Durchschnittspreis des Jahres 1880 in Preußen 21 Mk. 90 Pf. betrug, in den westlichen Provinzen aber sogar 23 Mk. 50 Pf., so ergiebt sich daraus, daß die westamerikanischen Getreideproduzenten in normalen Jahren einen Vorsprung — etwa 3 bis 4 Mark per Hektoliter — genießen.

Dieser Vortheil ist aber noch viel erheblicher in Beziehung auf die Fleischwaaren. Am Rande des westamerikani-

sehen Eisenbahnnetz kostet ein drei- bis vierjähriger Ochse im Gewichte von 550 bis 600 kg durchschnittlich 100 Mark, während er seinem Züchter, da das Futter umsonst ist, nur 40 bis 50 Mark gekostet hat. Die Transportkosten vom Rande der Prairie bis nach Chicago betragen einschließlich des Futters, der Bedienung und aller Spesen $7\frac{1}{2}$ Dollars. Die meisten dieser Thiere werden in den Staaten Minnesota, Iowa und Missouri auf den Maisfeldern gemästet, wodurch sie durchschnittlich 150 kg an Gewicht zunehmen gegen eine Ausgabe von 20 Dollars. Der gemästete Ochse im Gewichte von rund 750 kg kommt in Chicago auf 210 Mark zu stehen. Die Transportkosten von Chicago nach Liverpool stellen sich noch auf ungefähr 200 Mark; sonach käme das Kilo Lebendgewicht auf ungefähr 55 Pf. und das Kilo ausgeschrotetes Fleisch auf ungefähr 1 Mk. 10 Pf. Da hierzu aber noch das Risiko des Seetransportes, Krankheit und Abzehrung der Thiere, sowie die Schwankungen des europäischen Viehmarktes selbst in Anschlag zu bringen sind, so haben die europäischen Landwirthe von der Vieheinfuhr weniger zu fürchten als vielmehr vom Fleischimport, welcher geringeren Transportkosten unterliegt und sich infolge der verbesserten Conservirungseinrichtungen von Jahr zu Jahr steigern muß.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand in Betracht, welcher vom Präsidenten der Londoner statistischen Gesellschaft, James Caird, bei der jüngsten Jahresversammlung dieser Corporation zur Sprache gebracht worden ist. Derselbe macht darauf aufmerksam, daß nach den Erfahrungen der letzten zehn Jahre der Umfang des versendeten Weizens mit dessen Preise wenig zu thun habe, denn während dieser Zeit war die stärkste Einfuhr in Großbritannien in demjenigen Jahre, wo der Preis am niedrigsten war! Da habe nicht einmal die Ermäßigung des Preises um ein Viertel einen Einfluß auf die Verminderung des Umfanges der Einfuhr gehabt. Ueberdies fangen die großen Prairien des Westens erst an, besiedelt zu werden. Sie bilden ein unermessliches Gebiet, welches an natürlicher Fruchtbarkeit das alte Ackerland der Oststaaten so weit überragt, daß dort auf derselben

Fläche der doppelte und zuweilen der dreifache Ertrag der Oststaaten erzielt wird.

Dieses Verhältniß muß sich in der Zukunft für die Getreideproduzenten des Westens noch günstiger gestalten, weil das amerikanische Eisenbahnnetz nicht nur in wahrhaft großartigem Maßstabe vervollständigt wird, sondern weil von den fünf Pacific-Bahnen, welche seit der Eröffnung der Central-Pacific-Linie unternommen, während der Krisis suspendirt und jetzt wieder im Bau begriffen sind, zwei im Norden, nämlich die Nord-Pacific-Bahn und die Canadische Linie, den Continent gerade in jener Gegend durchschneiden, welche wohl als die künftige Kornkammer des Abendlandes betrachtet werden kann.

Daneben werden noch fortwährend höchst beachtenswerthe Anstrengungen zur Vervollkommnung der Binnenschiffahrt gemacht. Auf dem Erie Canal wurden die einfachen Schleusen in Zwillingsschleusen verwandelt und, um die Concurrrenz von fünf durchgehenden Eisenbahnlinien auszuhalten, 100 000 Dollars für die Construction eines neuen Canal-Schraubendampfers an Ingenieur Baxter bewilligt, durch welchen eine bedeutend höhere Leistungsfähigkeit des Canals in Schnelligkeit und Billigkeit gegen den Pferde- und gewöhnlichen Dampferbetrieb erzielt wird. Trotz dieser erst seit sechs Jahren eingeführten Verbesserung wurde noch auf einem Drittel des Canals der Versuch mit einem Tauerreibetriebe nach belgischem System gemacht. Derselbe hat sich aber nicht bewährt, so daß der Oberinspector des Canals in seinem Jahresberichte von 1880 den Antrag stellte, das System wieder zu entfernen. Gleichzeitig beantragte er aber auch mehrere Maßregeln, worunter insbesondere die Herabsetzung des Schiffszolls, um die Concurrrenz der canadischen Canäle zu bestehen, welche bis jetzt zwar den Verkehr der Vereinigten Staaten noch wenig beeinträchtigt haben, dieselben aber für die Zukunft mit großen Gefahren bedrohen. Gegen das östliche Ende der ungeheuren Binnenwasserstraße der oberen Seen scheidet sich nämlich am Ausgange des Eriesees die canadische von der New-Yorker Wasserstraße, indem die letztere von Buffalo durch den Erie Canal den Hudsonfluß und auf diesem New-York erreicht, während die erstere durch

eine dem Niagara parallel laufende künstliche Wasserstraße, den Wellandcanal, den Ontariosee erreicht und sodann, den Stromschnellen des Sanct Lorenzstromes durch acht kleine Seitencanäle ausweichend, Montreal gewinnt, bis wohin die Ozeandampfer gelangen. Auf den oberen Seen verwendet man Dampfer bis zu einer Tragfähigkeit von 2000 bis 3000 Tonnen, welche am Ende des Eriesees in kleinere Fahrzeuge umgeladen werden, da der Erie canal nur Boote von 210 Tonnen Gehalt und der Welland canal nur solche von 600 Tonnen Gehalt trägt. Infolge dessen müssen die nach Europa bestimmten Getreidesendungen zweimal umgeladen werden, und dies verursacht, trotz des Gebrauchs der Elevatoren, nicht unbeträchtliche Kosten. Seit einigen Jahren nun ist Canada auf Antrieb seiner Handelskammern am Werke, auch dieses Hinderniß hinwegzuräumen und dadurch einen Vorsprung vor New-York zu gewinnen, mit welchem es den gleichen Witterungsbedingungen unterworfen ist, da hier wie dort die Schifffahrt in Folge des strengen Winters fünf Monate unterbrochen werden muß.

Canada ist nämlich mit Hilfe der Anwendung eines für seine geringe Bevölkerung enormen Capitals, welches zuerst auf 30 Millionen Dollars bemessen war und neuerdings um 20 Millionen erhöht worden ist, damit beschäftigt, seine Canäle dergestalt zu erweitern, daß die Ozeandampfer bis in den Oberen See gelangen können und daß Getreideschiffe von 3000 Tonnen Gehalt künftig aus Duluth, ohne umgeladen zu werden, bis nach Liverpool fahren können. Dieses große Werk soll schon im Herbst 1882 vollendet sein, so daß bereits die Ernteüberschüsse des nächsten Jahres eine weitere Transportkostenermäßigung genießen werden. Da nun gerade Duluth der Stapelplatz für die eigentliche westliche Kornkammer ist, so wird daselbe künftig mit Chicago wetteifern. Außerdem wird die Konkurrenz der canadischen mit der New-Yorker Binnenschifffahrt einerseits sowie der Wettbewerb dieser Wasserstraßen mit den Eisenbahnen andererseits in Zukunft eher auf eine Ermäßigung als auf eine Erhöhung der Transportkosten hinwirken.

Außerdem aber vermindert sich die Steuerlast in den Vereinigten Staaten

fortwährend, indem der Capitalvorrath daselbst enorm wächst und die Zinsen überraschend schnell sinken. Die Bundesschuld ist innerhalb zwölf Jahren von 2600 auf 1880 Millionen Dollars gesunken. Die Verzinsung derselben, welche anfangs über 150 Millionen Dollars erforderte, beträgt in diesem Jahre kaum noch 77 Millionen. Die Valuta ist vor zwei Jahren wieder hergestellt worden, ohne daß die Union eine Anleihe zu Hilfe zu nehmen brauchte. Von 4000 Millionen Mark, welche im Jahre 1870 nach einer Schätzung des Londoner „Economist“ an amerikanischen Werthpapieren in Händen europäischer Gläubiger sich befanden, waren bis 1880 3000 Millionen in das Ursprungsland zurückgekauft und nur 1000 Millionen in Europa zurückgeblieben. Der Zinsfuß der Bonds ist innerhalb der drei letzten Jahre von sechs Procent auf vier Procent gesunken, und schon heute sind die Vereinigten Staaten im Stande, Anlehen zu $3\frac{1}{2}$ Procent im Paricurs zu machen. Aus diesem in der Finanzgeschichte unerhörten Aufschwunge ist der Schluß zu ziehen, daß Amerika von jetzt an verhältnißmäßig immer mehr Capital zur Vermehrung seiner Transportmittel sowie zur Ausbildung seiner Produktionswerkzeuge und Maschinen zur Verfügung haben werde.

Zu dieser geradezu phänomenalen Entwicklung Amerika's kommt nun noch der Umstand, daß auch die Getreideausfuhr Rußlands in gewaltigen Ziffern anwächst und von 73 Millionen Rubel im Jahre 1868 auf 180 im Jahre 1875 und 264 Millionen Rubel im Jahre 1877 gestiegen ist. Ferner muß berücksichtigt werden, daß selbst der Getreideexport Aegyptens und Indiens in der neuesten Zeit ein Factor geworden ist, der in Rechnung gezogen werden muß, insbesondere da die Sendungen aus diesen Ländern seit der Eröffnung des Suezcanals auf den europäischen Stapelplätzen eintreffen können, ehe die neue Ernte zu Markte gebracht ist. Hinsichtlich der Fleischeinfuhr aber ist Australien in Folge der verbesserten Transporteinrichtungen mit seinen 7 Millionen Rindern und 61 Millionen Schafen ein gleichfalls nicht zu unterschätzender Factor.

Unter solchen Umständen ist die europäische Landwirthschaft von einer Konkurrenz bedroht, deren Gefahren nicht

unterschätzt werden dürfen. Je größer aber die Gefahr, um so wichtiger ist es, die richtigen Hülfsmittel dagegen anzuwenden. Zunächst ist im Deutschen Reiche ein solches Mittel der Abwehr in der Errichtung eines geringen Eingangszolles gewählt worden. Wir halten dieses Trugmittel gegenüber dem großen Spielraum, welcher den westamerikanischen Landwirthen zwischen ihren Productionskosten und dem Weltmarktpreise bleibt, für unwirksam und gefährlich. Nach einer Mißernte kann es der Staat den armen arbeitenden Classen gegenüber nicht verantworten, das nothwendige Brot durch einen hohen Zoll noch theurer zu machen, während er sich gleichzeitig durch Gesetze gegen den Socialismus schützen muß. Auf der anderen Seite aber sind die Landwirthe, von denen überdies nur die ansehnliche Ueberschüsse erzielenden Grundbesitzer in Betracht kommen, in der Regel geneigt, sich durch ein solches Palliativmittel einschläfern und dadurch abhalten zu lassen, nach wirksameren neuen und productiven Hülfsmitteln zu suchen. Dieser Punkt kann nicht genug beherzigt werden.

Wir wollen daher unsere Betrachtungen nicht schließen, ohne unsererseits einen schwachen Versuch zu machen, einige praktische Hülfsmittel gegen die herannahende Gefahr zu bezeichnen.

Das erste Mittel besteht darin, daß man Mitteleuropa wenigstens hinsichtlich der Binnenschiffahrt wenn auch nur annähernd auf gleichen Fuß mit Amerika zu bringen suche, damit die Producte der heimischen Landwirthschaft wenigstens nicht höhere Transportkosten zu zahlen haben als die der Amerikaner. Es muß das Netz der künstlichen und natürlichen Wasserstraßen Mitteleuropa's ausgebildet werden in dem Sinne, wie es in Nordamerika bereits geschehen und in Frankreich schon in Angriff genommen ist und von dem wir schon früher in diesen Blättern gesprochen haben. Es muß ferner ein secundäres Netz neuer billiger Eisenbahnen unter Benutzung der gewöhnlichen Landstraßen gebaut werden, wozu die Gesetzgebung in Belgien, in Oesterreich und Ungarn bereits die Hand geboten hat. Es muß neben dem Realcredit auch der ländliche Personalcredit gefördert werden,

z. B. dadurch, daß das einseitige Genossenschaftsgesetz revidirt und die beschränkte Gastpflicht der Genossen zugelassen wird, ohne welche das Genossenschaftswesen für die landbautreibende Bevölkerung eine Todtgeburt bleibt. — Es muß die ungleiche und ungerechte Veranlagung der Grundsteuer nach dem alten Katastralsystem abgeschafft und dieselbe nach den Kauf- und Pachtpreisen in der Art einer Vermögenssteuer womöglich jährlich umgelegt werden, — es sollen sodann die wunderbaren wissenschaftlichen und technischen Fortschritte des landwirthschaftlichen Betriebes auf jede mögliche Weise, insbesondere durch bessere Ausbildung der Volksschullehrer und durch Wanderlehrer, zugänglich gemacht werden.

Soweit die Gesetzgebung und Verwaltung einwirken können, müßte jeder weiteren künstlichen Erhöhung der Bodenpreise vorgebeugt werden; — ferner sollte von Seite des Staates und der Vereine noch mehr als bis jetzt für die Einführung guter Samenarten und für Veredelung der Viehzucht gewirkt, sowie durch gutes Beispiel und Belehrung darauf hingestrebt werden, daß die Landwirthe auf genossenschaftlichem, corporativem oder Unternehmungswege sich immer mehr der großen Maschinen bedienen und dadurch in den Stand gesetzt werden, ihr Product früher zu Markte zu bringen.

Wo aber alle diese Mittel vergeblich sind, da muß entschieden zu einer Aenderung des Betriebes, zu anderen Culturarten gegriffen werden, und zwar in der Art, daß zunächst die mit den höchsten Productionskosten arbeitenden Aecker dem Getreidebau entzogen und mit anderen Gewächsen bestellt werden, deren Aufzucht und Auswahl Aufgabe der Landwirthschaftslehre, der Vereine und in gewissen Beziehungen auch des Staates ist,* um auf diesem Wege der Krisis zu entgehen, in die die europäische Landwirthschaft gerathen und aus der nur eine vernünftige Radicalcur sie dauernd erlösen kann.

* Wir haben eine Anzahl neuer Culturarten in einer Joeben bei F. A. Herbig in Berlin erschienenen Schrift: „Die Krisis in der Landwirthschaft und Mittel zur Abhülfe“, vorgeführt, deren Prüfung wir den Kreisen, welche sich näher für die Sache interessieren, anheimstellen.



Literarische Mittheilungen.

Eine Encyclopädie der Naturwissenschaften.



Encyclopädie der Naturwissenschaften. I. Abth., 6. 12. 13. Frg. (Handbuch der Botanik, 2. 3. 4. Frg.) Breslau, Eduard Trewendt.

Seitdem in diesen Blättern die erste Lieferung des Handbuches der Botanik besprochen worden (s. Monatshefte Bd. XLVI, S. 517), ist die Encyclopädie bedeutend vorwärts geschritten, so daß jetzt bereits zwei Bände (der erste Band des Handbuches der Mathematik und der erste Band des Handwörterbuches der Zoologie und Anthropologie) dieses großartig angelegten Wertes, welches schon jetzt eine Zierde der deutschen Literatur genannt zu werden verdient, vollständig vorliegen. Auch der erste Band des Handbuches der Botanik wird mit der nächsten Lieferung vollendet sein. Da indessen deren Erscheinen noch einige Zeit auf sich warten lassen dürfte, so wollen wir nicht länger anstehen, über die drei noch nicht besprochenen Lieferungen dieses wichtigen und lehrreichen Handbuches zu referiren.

Die Lieferungen zwei bis vier der Botanik enthalten drei Abhandlungen, von denen die eine (die Pflanzentränkheiten) abgeschlossen vorliegt, während die beiden anderen (die Gefäßkryptogamen und die Morphologie der Phanerogamen) noch unvollendet sind. Die Abhandlung über die Gefäßkryptogamen, welche die zweite Lieferung füllt, ist aus der Feder des Professors Dr. Sadebeck in Hamburg. Es hätte nicht leicht eine glücklichere Wahl zur Bearbeitung jener Pflanzengruppe getroffen werden können, da der genannte Forscher, dem die Wissenschaft bereits mehrere wichtige Abhandlungen über morphologische Verhältnisse bei den Equisetaceen und Farn verdankt, sich seit Jahren mit dem Studium der Entwicklungsgeschichte der höheren Sporengewächse beschäftigt hat. Um so mehr ist es zu bedauern, daß ein anhaltendes Unwohlsein ihn

verhindert hat, seine Abhandlung zum Abschluß zu bringen, und diese deshalb in zwei durch andere Abhandlungen getrennte Abtheilungen zerfallen muß. In der auch nur zum Theil vorliegenden ersten, durch 30 vorzügliche Holzschnitte und eine Steintafel illustrirten Abtheilung, welche „Entwicklungsgeschichte“ betitelt ist, bespricht der Verfasser nach einer kurzen Einleitung, in welcher er eine allgemeine Uebersicht des Entwicklungsganges der Gefäßkryptogamen giebt, 1) den Bau der reifen Sporen, 2) deren Keimung, 3) das Prothallium der Farn (im weitesten Sinne), Equiseten und Lycopodiaceen, 4) die Entwicklung und den Bau der Sexualorgane (zunächst die Antheridien und Spermatozoiden der Farn und Ophioglossen, sodann die Mikrosporen der Salviniaceen, Selaginellen und Isoëten, danach die Spermatozoiden der Equiseten, hierauf die Archegonien der Farn und Equiseten und die Makrosporen und Archegonien der Salviniaceen, Marsiliaceen und Isoëten), 5) die Befruchtung, Bildung und Entwicklung des Embryo in den einzelnen Gruppen, wobei zugleich der genetische Zusammenhang der Gefäßkryptogamen mit den niederen Sporenpflanzen nachgewiesen und die Erscheinung des Zeugungsverlustes (Apogamie), wie solche neuerdings bei einigen Farn und in neuester Zeit (1879 durch Göbel) auch bei Isoëten beobachtet worden, erörtert wird. Den Schluß der Lieferung bildet ein Nachtrag, die Schilderung der bisher unbekanntes, erst in letzter Zeit durch Kautenhoff erforschten Keimung und Prothalliumbildung bei den Gleicheniaceen enthaltend. Es fehlt folglich noch die Histologie und Entwicklungsgeschichte des Stammes, der Blätter, Sporangien und Sporen, sowie die Systematik der Gefäßkryptogamen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß bei der Bearbeitung dieser durch Klarheit der Darstellung und schönen Stil ausgezeichneten Abhandlung

die einschlägige Literatur bis auf die Gegenwart gewissenhaft berücksichtigt worden ist, weshalb dieselbe nach ihrer Vollendung ein vollständiges und harmonisches Bild von dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntniß der Gefäßkryptogamen gewähren wird.

Die vom Professor Dr. B. Frank in Leipzig gelieferte, durch 46 ebenfalls sehr gute Holzschnitte erläuterte Abhandlung über die Pflanzenkrankheiten, welche die dritte Lieferung ganz, die vierte zu zwei Dritteln füllt, macht, obwohl sie 244 Seiten umfaßt, doch weniger den Eindruck einer abgerundeten Monographie, wie z. B. die eben besprochene Abhandlung von Sadebeck, als vielmehr den eines kurz gefaßten Repertoriums. Es soll dieses Urtheil keinen Vorwurf oder Tadel für den Verfasser begründen, welcher sich redlich Mühe gegeben und einen bewundernswerthen Fleiß angewendet hat, um dem Leser eine klare Uebersicht über die zahllosen bis jetzt veröffentlichten Beobachtungen und Forschungen auf dem weiten Gebiete der Phytopathologie zu geben. Daß seine schätzenswerthe und inhaltsreiche Abhandlung nicht anders ausgefallen ist und ausfallen konnte, liegt vielmehr in der zu großen Beschränktheit des ihm gestatteten Raumes und in der ungeheuren Masse des zu einem systematischen Ganzen zu bearbeitenden Materials. Dem Referenten ist nicht bekannt, welcher Umfang seitens der Redaction der Morphologie, Histologie und Physiologie der Phanerogamen zugestanden werden wird: so viel aber steht fest, daß 244 Seiten für das Gebiet der Pflanzenpathologie ein viel zu kleiner Raum war, weshalb auch die Darstellung des Stoffes in vielen Capiteln nur fragmentarisch ausfallen konnte. Jeder der vier Abschnitte, in welche der Verfasser die Pflanzenkrankheiten sehr sachgemäß eingetheilt hat, hätte eine besondere, eine ganze Lieferung füllende Abhandlung bilden mögen, insbesondere der dritte (Krankheiten, welche durch andere Pflanzen beziehungsweise parasitische Pilze hervorgerufen werden), welcher in Anbetracht des vorhandenen überreichen Materials nur eine kurze systematisch geordnete Uebersicht der betreffenden Erscheinungen genannt werden kann, indem mit Ausnahme einiger der bekanntesten und wichtigsten parasitischen Krankheiten landwirthschaftlicher Culturgewächse (z. B. der Kartoffelkrankheit) die meisten jener Krankheiten nur sehr kurz besprochen worden sind. So ist z. B. der Lärchenkrebs, welcher schon eine umfangreiche Literatur veranlaßt hat, indem er unstreitig eine der wichtigsten Krankheiten der forstlichen Culturpflanzen bildet, auf S. 484 bloß mit dreizehn Zeilen abgethan, wobei bemerkt werden mag, daß diese Krankheit nicht durch *Peziza calycina* Schum., sondern, wie Rob. Hartig nachgewiesen hat, durch einen bisher unbe-

kannten Becherpilz (*Peziza Willkommii*) veranlaßt wird. Ueber die interessante Entwicklungsgeschichte dieses wie vieler anderer parasitischer Pilze ist, offenbar aus Raummangel, gar nichts mitgetheilt. — In der Einleitung entwickelt der Verfasser den Begriff der Pflanzenkrankheit und stellt den Umfang und die Aufgabe der Phytopathologie fest. Da er auch alle abnormen Bildungsabweichungen (z. B. Monstrositäten) als pathologische Zustände betrachtet, so war er genöthigt, auch die gesamte Teratologie mit in das Bereich der Pathologie zu ziehen, wodurch natürlich deren Umfang noch beträchtlich vergrößert wird. Es wäre vielleicht zweckmäßiger gewesen, der Lehre von den nicht durch Schmarozerpilze oder Thiere bedingten Bildungsabweichungen eine besondere Abhandlung zu widmen. Die Krankheitserscheinungen selbst hat der Verfasser sehr richtig nach deren Ursachen eingetheilt. Demgemäß werden im ersten Abschnitt die Krankheiten besprochen, denen Wirkungen mechanischer Einflüsse zu Grunde liegen, und zwar im ersten Capitel die Wirkungen des Raummangels, im zweiten diejenigen der Wunden. Raummangel kann nur teratologische Erscheinungen veranlassen (z. B. Plattwerden der Wurzeln in Felspalten). Den Verwundungen und ihren Folgen hat der Verfasser zwar einen verhältnißmäßig großen Raum eingeräumt (71 Seiten), dennoch konnten manche Erscheinungen, wie z. B. die so mannigfaltigen und interessanten Insectenbeschädigungen und deren Folgen nur sehr fragmentarisch behandelt werden. Außer den eigentlichen Verwundungen werden auch die bisweilen als Begleiterinnen von Wunden auftretenden abnormen Secretionen (Harz- und Gummifluß, Mannafluß) und die Maßerbildung besprochen, sowie die Heilung durch Wundfort, Callusbildung und Ueberwallung, endlich auch die infolge von Verwundungen häufig vorkommenden Zerfetzungsercheinungen, wobei die Roth- und Weißfäule des Kernholzes lebender Bäume, soweit diese durch äußere Verwundungen bedingt wird, eine Berücksichtigung findet. Dabei macht der Verfasser auf eine eigenthümliche, bei Birken-, Buchen- und Eichenholz sehr selten vorkommende, von der Wissenschaft bisher noch ganz unbeachtet gebliebene Fäulnißform aufmerksam, bei der sich das Holz grün färbt, weshalb er sie Grünfäule nennt. Schließlich wird noch der sogenannte Baumkrebs kurz erörtert, da diese noch keineswegs genügend erforschte Krankheit häufig durch Verletzungen (z. B. durch die Blutlaus) veranlaßt zu werden scheint. Daß beim Krebs auch parasitische Pilze spielen, ja manche Formen desselben (z. B. der Tannentrebs) lediglich durch solche herbeigeführt werden, ist bekanntlich durch de Bary und Rob. Hartig nachgewiesen worden. Der zweite Abschnitt um-

faßt die Krankheiten, welche durch Einflüsse der anorganischen Natur hervorgebracht werden. Im ersten Capitel (Wirkungen des Lichtes beziehungsweise Lichtmangels) werden die Erscheinungen des Vergeilens, des Erstickens durch Verdämmung, des Lagerns des Getreides u. a. besprochen, im zweiten Capitel (Wirkungen der Temperatur) zunächst die schädlichen Einflüsse zu großer Wärme und Trockenheit, dabei auch die Sonnenrisse der Obstbäume (den „Sonnenbrand“ in Wäldern hat der Verfasser übersehen), sodann die mannigfachen Wirkungen des Frostes, dabei auch die Veränderungen, welche Pflanzentheile beim Gefrieren und Aufthauen erleiden, die Empfindlichkeit der Pflanzen gegen Frost u. s. w., endlich auch die Störung des Lebensprocesses infolge der Ueberschreitung der Temperaturgrenzen in Bezug auf Wachstum, Wurzelthätigkeit und Ergrünung des Chlorophylls. Im dritten Capitel (Beschaffenheit des Mediums) finden wir die nachtheiligen Wirkungen abgehandelt, welche ein unpassendes Medium, ungenügende Durchlüftung des Bodens, zu großer Reichthum desselben an Feuchtigkeit und Nährstoffen, Trockenheit oder ein unpassendes Mischungsverhältniß der Nährstoffe des Bodens, ferner die Bestandtheile der Luft (Mangel oder Ueberfluß an Sauerstoff oder Kohlenäure), endlich Gifte (schwefelige Säure, Hütten- und Steinkohlenrauch u. a. m.) auf die Pflanzen ausüben können. Unter der Rubrik: Folgen des Reichthums des Bodens an Nährstoffen u. s. w. sind die meisten teratologischen Erscheinungen (Riesenwuchs, Wasserreißer, Kropf-, Pelorienbildung, Verlaubung, Verbänderung, Blüthenfüllung, Durchwachungen von Blüthen und Früchten, Lebendiggebären u. a. m.) besprochen. Der dritte Abschnitt handelt, wie schon erwähnt, von den durch andere (parasitische) Pflanzen erzeugten Krankheiten. Die Pilzkrankheiten sind naturgemäß nach der systematischen Reihenfolge der betreffenden Pilzfamilien eingetheilt. Den Schluß des Abschnittes bildet eine mit Recht ganz kurz gehaltene Besprechung der in Europa vorkommenden phanerogamen Schmarozer (Mistel, Flachsseide u. a.). Der vierte Abschnitt ist den durch Thiere hervorgebrachten Krankheiten gewidmet. Derselbe zerfällt in zwei Capitel von sehr ungleichem Umfange, indem im ersten diejenigen Parasiten, welche eine auszehrende

Wirkung auf ihre Nährpflanze ausüben (viele Pflanzenläuse) auf nur einer Seite, im zweiten auf 38 Seiten die gallenerzeugenden Schmarozer abgehandelt werden. Letztere sind allerdings die weitaus interessanteren, indessen hätte den Parasiten der ersten Kategorie doch etwas mehr Platz eingeräumt, namentlich auch die Wirkung des animalischen Mehl- und Honigthaus auf die davon befallenen Pflanzen erwähnt werden sollen. Im zweiten Capitel finden wir zwar die Gallenbildungen, zu denen der Verfasser auch die erst in neuester Zeit richtig erkannten, nämlich durch mikroskopische Milben erzeugten Haargebilde rechnet, welche lange Zeit für eine Pilzbildung gegolten haben und als solche unter dem Namen *Erineum* beschrieben worden sind, eingehend geschildert und durch zahlreiche gute Abbildungen illustriert, nirgends aber die Thiere beschrieben, welche die Gallen erzeugen. Eine Beschreibung derselben, die viel Raum in Anspruch genommen haben würde, wäre auch nicht nöthig gewesen; wohl aber hätte bei jedem der beigefügten Gallenabbildungen das betreffende Thier daneben abgebildet werden können. Selbstverständlich ist auch die in neuester Zeit so verheerend aufgetretene Reblaus berücksichtigt.

Wir haben den Inhalt der Frank'schen Abhandlung deshalb ausführlich mitgetheilt, um deren große Reichhaltigkeit, aus welcher zugleich der schon erwähnte gewaltige Umfang der Phytopathologie ersichtlich wird, gebührend hervorzuheben. Wenn auch diese Abtheilung aus den schon angeführten Gründen sich weniger als die vorhergehenden Abhandlungen zu einer anziehenden Lectüre eignet, so bildet sie dafür ein fast vollständiges Repertorium über das gesammte Gebiet der Pflanzenkrankheitslehre, in welchem der Fachmann wie der Laie in der Regel die gewünschte Auskunft finden wird, da der Verfasser die einschlägige Literatur auf das gewissenhafteste berücksichtigt, auch die Quellen, aus denen er geschöpft, überall angegeben hat. — Die Besprechung der vom Herrn Prof. Dr. O. Drude in Dresden verfaßten Abhandlung über die Morphologie der Phanerogamen wollen wir, da von ihr nur der Anfang vorliegt, bis nach ihrer Vollendung verschieben.

Prof. Dr. M. Willkomm.

Philosophische Werke.

Das letzte Jahrzehnt hat mehr hervorragende Arbeiten über die Intelligenz der Menschen in Deutschland gebracht als mehrere Decennien vorher. In der Regel pflegen solche Werke unter dem Titel der „Logik“ die Formen des

menschlichen Denkens und die Art, wie dasselbe seine Aufgaben verwirklicht, zu entwickeln. Faßt man die verschiedenen Richtungen ins Auge, deren Vertheidigung diese Schriften gewidmet sind, so knüpfen zwei sehr bedeutende,

ja meisterhafte Arbeiten an den Zusammenhang der bisherigen Entwicklung des deutschen Denkens an; sie versuchen von diesem Standpunkte aus insbesondere die immer mehr in den Vordergrund tretenden Probleme der Methodenlehre zu lösen.

Das erste dieser Werke ist schon früher von uns den Lesern empfohlen worden: Logik. Von Hermann Lotze. Drei Bücher vom Denken, vom Untersuchen und vom Erkennen. (Leipzig, Verlag von S. Hirzel.) Das Werk ist eine Ausarbeitung desjenigen Standpunktes, welcher in einer der ersten Schriften des berühmten Verfassers, seiner „Logik“, dargelegt war; nunmehr werden die Grundgedanken derselben in den großen Zusammenhang einer umfassenden Darstellung seines Systems als Grundlage eingeordnet. Es ist das dritte Mal, daß Lotze die Hauptprobleme der Philosophie zur Darstellung bringt. Das erste Mal geschah es in jenen bedeutenden Einzelarbeiten der Logik, der Metaphysik, der Physiologie der Seele u. a., welchen sich dann neuerdings noch seine „Geschichte der Aesthetik“ anschloß, die bekanntlich zugleich seine eigenen genialen ästhetischen Anschauungen entwickelt. Dann hat er in einem für einen großen Leserkreis berechneten und in mehreren Auflagen weit verbreiteten Werke, dem „Mikrokosmos“, von dem großen Räthsel der Entwicklungsgeschichte des Menschen aus alle Hauptfragen des menschlichen Denkens in glänzender Form behandelt. Nun endlich hat er in seinem „System der Philosophie“ eine mehr schulgemäße und systematische Entwicklung seiner Weltanschauung zu veröffentlichen begonnen, von dem der zweite Band nunmehr vorliegt: **Metaphysik**. Von Hermann Lotze. Drei Bücher der Ontologie, Kosmologie und Psychologie. (Leipzig, Verlag von S. Hirzel.) Dieser Band behandelt in seiner ersten Abtheilung die metaphysischen Probleme, welche Lotze in früher Jugend in seiner Schrift „Metaphysik“ zuerst angefaßt hatte und zwar von dem schon damals eingenommenen Standpunkte aus. Aber die besondere Aufmerksamkeit aller wissenschaftlichen Kreise zieht der zweite Theil dieses Bandes auf sich, welcher Lotze's Naturphilosophie zum ersten Male publicirt. Unter den Philosophen dieses Jahrhunderts hat es keinen so tiefen Kenner der Mathematik und der Naturwissenschaften gegeben als ihn, und so waren alle sich für dieselben interessirenden Kreise lange gespannt, seine Ansicht über so viele schwebende Fragen, über den Darwinismus, über die sogenannten metamathematischen Untersuchungen, zu vernehmen. Der sehr kritische Standpunkt, welchen Lotze zum Theil diesen neueren Entdeckungen gegenüber einnimmt, wird geradezu zur theilweise vernichtenden Polemik auf demjenigen Gebiete, welchem die frühesten und am allermeisten eingreifenden Arbeiten gewidmet

waren, dem der Physiologie und der physiologischen Psychologie. Eine vernichtende Polemik trifft auch diejenigen neueren Arbeiten, welche den Sitz der einzelnen psychischen Thätigkeit in den Hirntheilen mit unfehlbarer Sicherheit bereits festzustellen den Anspruch erheben. Ueber Darwin's Hypothese urtheilt der Verfasser: „Einstweilen darf sie der großen Fülle höchst merkwürdiger naturgeschichtlicher Thatfachen, welche Darwin's unermüdete Beobachtungskunst aufgefunden hat, sich ebenso herzlich erfreuen, wie sie mit vollkommenster Geringschätzung über seine anspruchsvollen und verfehlten Theorien hinweggeht.“ Ueber die Ableitungen des Organischen, wie sie seit Darwin in gewissen naturwissenschaftlichen Kreisen üblich wurden, urtheilt er: „Den weiteren Streit aber wird die Zeit beschwichtigen, so weit er von wissenschaftlichen Bedürfnissen und nicht von dem festen und unüberwindlichen Hass gegen jeden Gedanken ausgeht, welcher einer Neigung zur Religiosität verdächtigt werden könnte. Jene Hoffnung sehen wir theilweise schon erfüllt; ein Sprichwort läßt die, die zu viel beten, sich durch den Himmel hindurchbeten, jenseits die Gänse hüten; es ist denen besser gegangen, die in aufrichtigem wissenschaftlichen Interesse anfänglich dem blinden Zufall und dem absichtslosen Stoffe die Erzeugung der organischen Welt glaubten abgewinnen zu müssen; in beiden Principien haben sie allmählig so viel Vernünftigkeit und inneres Bestreben hineindichten müssen, daß nur noch die Caprice des Sprachgebrauchs, Stoff, Mechanismus und Zufall genau das zu nennen, was sonst Geist, Leben und Vorsehung heißt, ihre Rückkehr zu lebhaft bekämpften Ueberzeugungen zu verhindern scheint.“

Das andere dieser Werke ist nunmehr zum Abschluß gekommen. Sigwart hatte vor dem Erscheinen desselben einige vortreffliche Untersuchungen aus dem Gebiet der Geschichte der Philosophie veröffentlicht; mit dem jetzt abgeschlossenen Bande tritt er in die erste Reihe der europäischen Logiker. **Logik**. Von Sigwart. 2 Bände. (Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.)

Das Werk kann am passendsten als eine Lösung derselben Aufgabe, welche auch John Stuart Mill sich stellte, von dem entgegengesetzten deutschen Standpunkte aus betrachtet werden. Gemeinsam ist beiden die vorsichtige Abgrenzung der Logik innerhalb des Zusammenhanges der philosophischen Wissenschaften. Sie soll nicht eine Anweisung geben, das Seiende zu erkennen, sich der objectiven Welt im Erkenntnißacte zu bemächtigen. Es bleibt der Metaphysik überlassen, festzustellen, in welchem Umfang eine solche Aufgabe überhaupt lösbar ist; dieselbe mag die Hypothesen prüfen, durch welche die letzten Voraussetzungen

unseres Denkens mit einander verknüpft werden. Nicht dies ist das Geschäft der Logik. Diese vielmehr begnügt sich damit, die Bedingungen festzustellen, unter denen Wahrheiten allgemein gültig und nothwendig sind, und sie überläßt es alsdann der Metaphysik, die letzten Voraussetzungen, von denen alles planmäßige Denken ausgeht, die Resultate, zu denen es gelangt, in einer einheitlichen Betrachtung zusammenzufassen. Eine solche Betrachtung ist auf den letzten Grund des Verhältnisses gerichtet, welches zwischen den objectiven Gesetzen und Idealen des Denkens und Wollens einerseits und dem objectiven Inhalt der Erkenntniß andererseits obwaltet. Denn die Idee Gottes bildet die Voraussetzung, ohne die überhaupt ein Wissenwollen im eigentlichen und strengen Sinne nicht denkbar ist; die Idee Gottes ist somit die ideale Voraussetzung, ohne welche auch eine Wissenschaft endlicher Thatfachen an keinem Punkte abgeschlossen werden kann.

Hier ist der Punkt, an welchem diese Theorie sich von der Kant's fundamental unterscheidet. Kant glaubt eine Wissenschaft der Erscheinungen statuiren zu können, und ihm scheint alsdann nur aus dem unerfüllbaren Bedürfniß nach Totalität der Weltkenntniß die metaphysische Ueberzeugung zu entspringen. Aber mißachtet er nicht hierbei eben die Thatsache des Wissenwollens, das Bedürfniß, von dem Werth dieser Erkenntniß, von Erscheinungen eine bestimmte Vorstellung sich zu bilden? Diese Thatsache ist nicht minder mächtig als die des sittlichen Gesetzes, das wir in uns finden, und beide weisen auf denselben Abschluß unserer Weltansicht in der Idee Gottes hin. Diese Idee ist somit eine Forderung, die wir an die Begreiflichkeit der uns gegebenen Data stellen; sie hat daher dieselbe Evidenz als jeder Versuch, in anderer Richtung Data begreiflich zu machen, als der ganze Aufbau eines Reiches von Kräften und Substanzen, vermöge dessen wir das Zerstreute zur Einheit zusammenfassen. Natürlich ein Beweis in streng logischem Sinne ist hier so wenig als dort möglich; Realität außer uns kann überhaupt, wie schon Hume gezeigt hat, niemals bewiesen werden. Solche Realität von irgendwelchen Kräften oder Substanzen oder einer letzten Einheit ist für uns nur eine wohlbegründete Ueberzeugung, und ihre Grundlage liegt in der so hergestellten Uebereinstimmung unserer Gedanken, in der so eintretenden Erfüllung der Forderungen, die wir an die Begreiflichkeit des Gegebenen stellen.

Eine solche abschließende Weltansicht ist aber nur möglich, wo das letzte Problem, das tiefste aller Philosophie, das Verhältniß von Nothwendigkeit und Freiheit, die Bedingungen seiner Lösbarkeit vorfindet. Nothwendigkeit ist das

Element unseres Denkens; Freiheit ist das Postulat unseres Wollens. Dächte man sich unser Denken isolirt, so würde es in einem Reiche der Nothwendigkeit sein Ideal finden; aus einem Grunde mit logischer Unfehlbarkeit die Besonderungen des Seienden und die Reihe seiner Entwicklungen zu deduciren, das wäre das ihm vorschwebende höchste Ziel; und so entstände eine Metaphysik, die in einer Formel Gott und Welt so befaßte, daß alles Wirkliche nun darstellte, was von Einigkeit in dem Sein des letzten Grundes gesagt war. Aber in unserem Wollen finden wir ein Sollen, Ideale, die erst durch freies Thun zur Verwirklichung zu gelangen bestimmt sind, und das Wahre selbst findet sich unter diesen Idealen unseres Wollens, ja dieses Ideal ist die treibende Kraft in unserer Erkenntniß. So würde die Logik die Wurzel selbst ausreißen, aus der sie erwächst, wenn sie die Selbständigkeit des Wollens aufheben würde. Sonach können die Grundsätze der Erkenntniß nicht als Axiome, sondern sie müssen als Postulate aufgefaßt werden. Wären sie Axiome, so würde durch sie die Freiheit ausgeschlossen sein. Ihr Charakter als bloßer Postulate bezeichnet die Grenzen für das Ideal der Erkenntniß, das auf Nothwendigkeit gerichtet ist.

Im Zusammenhang dieser Weltansicht baut also Sigwart seine Logik auf. Aber er behandelt sie methodisch nicht als ein auf solchen Voraussetzungen beruhendes, sondern durch eine außerordentlich nüchterne und scharfsinnige Analyse gewinnt er die Hauptsätze, durch welche die Logik in diese Stellung zur Metaphysik tritt. Er geht daher, wie schon erwähnt, nur von der Anforderung unseres Denkens, allgemein gültige und nothwendige Sätze hervorzubringen, aus und entwickelt von dieser Anforderung aus sein Werk.

Gemäß dieser rein analytischen Methode untersucht er zunächst das Wesen der Function, für welche die Regeln gesucht werden. Diese Function, der lebendige Denfact in seiner einfachsten Gestalt, ist das Urtheil. Die Analyse des Urtheils durch Sigwart ist durchaus selbständig und eine bedeutende Leistung. Sie zeigt evident, daß ein Begriff wie der des allgemeinen Urtheils durchaus reformirt werden müsse, da in ihm mehreres ganz Verschiedene zusammengeworfen ist, daß Wirklichkeits- und Nothwendigkeitsurtheile nicht aus einander gehalten werden können, daß das verneinende Urtheil auf ein bejahendes sich beziehe u. s. w.

Ein zweiter Abschnitt untersucht die Bedingungen und Gesetze des normalen Vollzugs dieser Urtheilsfunction. Sehr sachgemäß ordnet so dieser Abschnitt die Lehre vom Begriff und die vom Schluß der vom Urtheil unter. Und hier tritt nun auch der mit der allgemeinen Weltansicht die Logik verbindende Grundgedanke

schon deutlicher hervor. Aus der Analyse des Urtheils ließen sich bereits die Functionsgeetze des Denkens ableiten. Der Satz vom Grund und der Folge ist so gut ein solches Functionsgeetz unseres Denkens als der Satz von der Uebereinstimmung, vom Widerspruch, vom ausgeschlossenen Dritten. Aber diese Axiome wollen nicht ein Urtheil begründen, daß dieses oder jenes Einzelne sei. Aus der Nothwendigkeit unseres Vorstellens, welche die Functionsgeetze unseres Denkens aussprechen, folgt nicht die Nothwendigkeit realer Thatfachen und ihrer Verhältnisse. Es giebt keine Axiome, aus denen die Existenz oder die Verhältnisse von realen Thatfachen folgten. Vielmehr ist das Dasein einer äußeren, für Alle selbigen Welt ein Postulat unseres Wissens- und Erkenntnißtriebes, und nun werden durch die Natur unserer Wahrnehmungen gewisse allgemeine Voraussetzungen gefordert, um ihre Beziehung auf ein Seiendes außer uns möglich zu machen. Der Leitfaden bei der Auffindung dieser Voraussetzungen liegt in dem Princip: es ist unmöglich, daß daselbe zugleich sei und nicht sei. Denn würde die Möglichkeit vorausgesetzt, daß das Seiende den Widerspruch vertragen könne, während nur unser Denken den Widerspruch ausschliesse, alsdann wäre damit jedes Streben vernichtet, daselbe zu erkennen. Die Voraussetzungen, unter denen wir das Seiende aufzufassen versuchen, unterliegen nun in der Geschichte der Wissenschaften einer beständigen Berichtigung und Umbildung. Liegt doch ihre Evidenz nur darin, daß sie die Erfahrungen in Zusammenhang bringen, und so wird die Erfahrung sie entwickeln, bestätigen, berichtigen oder aufheben. In diesem Zusammenhang hat sich auch das Postulat befestigt, daß das Seiende nach allgemeingültigen Gesetzen bestimmt sei.

Die Anforderungen an das Denken, daß es nothwendig und allgemein sei, hatten also in diesem zweiten Theile dazu geführt, die beiden Normen zu entwickeln, welchen das Urtheil genügen muß. Die Elemente des Urtheils müssen durchgängig bestimmt, d. h. begrifflich fixirt sein, und der Urtheilsact muß auf nothwendige Weise aus seinen Voraussetzungen hervorgehen. Sonach entwickelte dieser zweite Theil die Lehre von den Begriffen und Schließen.

Der dritte und am meisten umfangreiche Theil dieser Logik leitet nunmehr aus dem Entwickelten die Regeln des Verfahrens ab, durch welches von dem unvollkommenen Zustande des natürlichen Denkens aus der Zustand vollendetes Denkens erreicht wird. Er handelt von den Methoden, zu richtigen Begriffen und brauchbaren Voraussetzungen von Urtheilen und Schließen zu gelangen. Seinen Mittelpunkt bildet die Theorie der Induction als des Verfahrens, aus einzelnen

Wahrnehmungen allgemeine Begriffe und Sätze zu gewinnen.

Dieser Wille der Erkenntniß vollzieht sich als Erkenntniß der Welt, wie sie in der Wahrnehmung gegeben ist, in einem nach Raum und Zeit vollständigen Weltbild, in einer Classification des so in der Anschauung Gegebenen und in der Aufstellung des in ihm herrschenden Causalzusammenhangs. Als Besinnung auf die letzten Ziele unseres Wollens vollendet er sich in der Aufstellung eines höchsten Zwecks, der alle einzelnen Handlungen in sich befaßt, und der Einsicht, daß derselbe unbedingt gewollt werden soll. Man bemerkt wohl, daß ein solches Ziel der Erkenntniß Voraussetzungen in sich schließt, die also schließlich als Postulate unseres Denkenwollens sich darstellen. Wir setzen voraus, daß unsere gegebenen Wahrnehmungen sich den Formen unseres Denkens einfügen, und wir setzen andererseits voraus, daß unser wirkliches Thun sich einem einheitlichen Zwecke unterordnen lasse.

Unter diesen Bedingungen also steht die Methodenlehre; mit diesen Postulaten oder Voraussetzungen arbeitet sie. Für die Erreichung ihres Zieles klar und begrifflich bestimmter und allgemeingültiger Wahrheiten muß sie zuerst eine Analyse von all' unseren Vorstellungen in ihre einfachsten Elemente vollziehen. Ein erheblicher Theil des zweiten Bandes ist dieser Absicht gewidmet und die Analyse der Raum-, der Zeitvorstellungen u. a. meisterhaft. Nun gilt es, die Grenzen zu bestimmen, innerhalb deren eine von festen Regeln bestimmte Synthese dieser Elemente möglich ist, und die Regeln dieser Synthese aufzustellen. Auf dieser Grundlage werden dann sowohl die Methoden logisch vollkommen strenger Urtheilsbildung, die Methoden der Deduction, als diejenigen einer freieren Beziehung des empirisch Gegebenen auf allgemeinen Principien, der Induction und schließlich die Theorie der Classification behandelt. In diesen Abschnitten tritt der volle Gegensatz des vorliegenden Werkes zu der Logik von John Stuart Mill hervor.

Wir haben dieses Werk ausführlich charakterisirt, weil wir von der Annahme ausgehen, daß daselbe bestimmt sein wird, in Deutschland den empiristischen logischen Werken gegenüber ein andauerndes Gegengewicht zu bilden. Nicht selten daher werden wahrscheinlich viele Leser dieser Zeitschrift dies Werk erwähnen und Berufung auf daselbe einlegen hören.

Diesen Standpunkt der empiristischen Logik vertritt in Deutschland nunmehr in gründlicher Weise, und zwar in einer eigenthümlichen Vermittelung mit einigen Ergebnissen Kant's, das in einem ersten Bande uns vorliegende Werk: Logik. Von Wilhelm Wundt. Bd. I. (Stuttgart, F. Enke.) Ein sofort in die Augen fallendes Verdienst des Werkes ist, daß

es die logischen Arbeiten von Leibniz und Boole in England gründlich benützt und in ihren Ergebnissen aufgenommen hat. Schon diese Thatsache wird viele Leser dem Werke zuführen, denn es sind sauber abge sonderte Einzelcapitel, welche diese Behandlung der Logik dem deutschen Publikum zugänglich machen. Inzwischen nicht minder wichtig ist, daß der bedeutende Verfasser der „Physiologischen Psychologie“ den ihm eigenen Standpunkt in der Vertheidigung und Begründung des Empirismus nun auch auf dem logischen Gebiete durchzuführen unternimmt. So lebhaft als möglich weisen wir auf das bedeutende Werk hin. Es ist demselben besonders zu Gute gekommen, daß die Thatsachen und Methoden der Naturwissenschaften dem Verfasser ebenso nahe liegen

als die der Philosophie. Seine Schreibart ist vortreflich, die elegante Klarheit derselben gestattet auch, schwierigen Untersuchungen ohne Anstrengung zu folgen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dies Werk für den Standpunkt, welchen Wundt vertritt, in Deutschland das Hauptwerk werden, und es wird vor Allem von der Durchführung der Methodenlehre im zweiten Bande abhängen, ob es demselben gelingen wird, in Bezug auf diesen Standpunkt Mill's bekanntes Werk zu ersetzen. Wenn wir uns auf diese Mittheilung beschränken, so ist dies darin begründet, daß erst der zweite Band gestatten wird, darüber zu urtheilen, wie weit das in diesem ersten Entwickelte zureiche, allen Thatsachen der Intelligenz gerecht zu werden.

Zur Literaturgeschichte.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der chinesischen Literatur empfangen wir in: **Schi-king**. Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Von Victor v. Strauß. (Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.) Das vorliegende Werk nimmt in der altchinesischen Poesie die erste Stelle ein, denn die Chinesen haben kein Epos hervorgebracht, da ihr Gottesbewußtsein die eine gestaltlose Macht des höchsten Herrn jederzeit hinaushob über das menschliche Leben: keine Götterföhne, keine mythologische Zeit finden wir bei ihnen. Wo aber das nationale Epos fehlt, kann sich auch kein Drama anschließen. Die ältesten Lieder, die in dieser Sammlung vereinigt sind, treten daher in den Mittelpunkt der altchinesischen Literatur. Sie sind zusammengestellt etwa um 483 vor Christo. Wir besitzen bereits mehrere Uebersetzungen in europäische Sprachen, jedoch zeichnet sich die vorliegende, welche zuerst in deutschem Gewande dieses Liederbuch erscheinen läßt, selbst vor der bekannten englischen durch eine sich an das Werk anschließende Genauigkeit aus.

Wir haben früher bereits auf eine Geschichte der französischen Literatur aufmerksam gemacht, deren zweiter Band jetzt vorliegt: **Geschichte der französischen Literatur im siebzehnten Jahrhundert**. Von Ferdinand Lotheissen. (Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn.) Das Buch hat die Literatur unter dem Einfluß der aristokratischen Gesellschaft zu seinem Gegenstande und umfaßt die Zeit von 1636 bis 1653. Den Mittelpunkt dieses Bandes bildet Corneille, und man wird mit lebhaftem Interesse den Nachweis lesen, daß er der Dichter der Aristokratie und ihrer Epoche war: es ist die Zeit der Fronde und der Kämpfe, die sich an ihren Namen knüpfen, welche in ihm zu

Worte gelangt. Daher erklärt sich auch, daß nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die unumschränkte Monarchie sich erhob und damit der Geschmack sich änderte, Corneille aber im Gegensatz zu neu aufkommenden Richtungen zurücktrat. Der philosophische Vertreter dieser großen Zeit ist Descartes. Jedoch tritt sein System und dessen Bedeutung über das Zeitalter hinaus, und sein Einfluß ist in beständigem Wachsen geblieben während des siebzehnten Jahrhunderts. Lotheissen hebt mit Recht hervor, daß dies auch in Bezug auf seine Form gelte. Man kann sagen, daß erst Descartes die klassische Prosa der Franzosen geschaffen hat. Das ganze Jahrhundert hindurch hat sie den Charakter behalten, den ihr Descartes gegeben hat.

Von Neudrucken deutscher Dichter sind wieder mehrere Bände erschienen: **Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts**. Herausgeg. von Carl Gödcke und Julius Tittmann. Dreizehnter Band: „Die Schauspiele der englischen Komödianten in Deutschland“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) und „Die drei ärgsten Erz narren in der ganzen Welt. Roman von Christian Weise. Abdruck der Ausgabe von 1673.“ (Halle a. S., Max Niemeyer.) Man kennt die Bedeutung, welche das Erscheinen der Dramen Shakespeare's auf deutschem Boden für unsere Literatur hatte. Daher ist der Abdruck der Sammlung englischer Komödien und Tragödien von 1620 sehr dankenswerth. Der Roman von Christian Weise ist eines der besten Prosawerke des siebzehnten Jahrhunderts; ist er auch mehr eine Zusammenstellung einzelner Scenen des Lebens als ein Roman in unserem Sinne, so ist er doch hierdurch als Sittenschilderung nur um so interessanter. Er tritt in ausdrücklichen Gegensatz zu dem drei Jahre vorher erschienenen „Simplicissimus“.

Eine gute monographische Würdigung enthält ein Buch: Albrecht v. Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Von Adolf Frey. (Leipzig, Verlag von H. Häffel.) Den Mittelpunkt bildet die vortreffliche Analyse der dichterischen Thätigkeit Haller's. Welche Anlage den großen Gelehrten zum Dichter befähigte, spricht er selbst in folgenden Worten aus: „Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit! Dieses starke Gefühl, das eine Folge von Temperament ist, nahm die Eindrücke der Liebe, der Bewunderung und am meisten noch der Erkenntlichkeit mit vieler Lebhaftigkeit an, dabei mir die Ausdrücke der Empfindungen sehr theuer zu stehen kommen. Noch jetzt brechen mir Thränen beim Lesen einer großmüthigen That aus; und was habe ich nicht gelitten, da das Schicksal in den allerschlimmsten Umständen eine junge und geliebte Gemahlin mir von der Seite riß. Diese Empfindlichkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab freilich meinen Gedichten einen eigenen schwermüthigen Ton und einen Ernst, der sich von Hagedorn's Munterkeit unendlich unterscheidete.“ Ausführlich wird auch die Stellung Haller's zu den ihn anregenden und bestimmenden Dichtern entwickelt und ansprechend gewürdigt.

Ansichten über Aesthetik und Literatur von Wilhelm v. Humboldt. Seine Briefe an Gottfried Körner. Von F. Jonas. (Berlin, Verlag von V. Schönmacher.) Diese Briefe gewähren einen tiefen Einblick in die Entstehung der wissenschaftlichen Weltanschauung von Humboldt, zugleich aber treten hier wieder schöne Beiträge zur Kenntniß Schiller's auf. So bemerkt Humboldt über ihn sehr tief: „Das Letzte, worauf sich Alles zurückführen und woraus sich Alles erklären läßt, könnte man vielleicht die Alleinherrschaft des Geistes, der

inneren Kraft nennen, die ihn sowohl gegen die äußeren Einwirkungen des Zeitalters, die Umstände u. s. w. als gegen die inneren der Sinnlichkeit, der bloßen Empfänglichkeit, des bloßen pathologischen Charakters frei bewahrt und selbst in der Art, wie die Natur auf ihn einwirkt, ein selbstbestimmtes eigenes Verhältniß festsetzt.“ Endlich findet man in dieser Schrift gewichtige Beiträge zu der Kenntniß jener ästhetischen Debatten, welche zwischen Körner, Humboldt, Schiller und Goethe geführt wurden.

Dierden der englischen Literatur. Erstes Bändchen enthält: „Oliver Goldsmith von William Black. Frei bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Leopold Katscher“; zweites Bändchen: „Daniel Defoe, der Verfasser von Robinson Crusoe, von William Minto“; und endlich der dritte Band: „William M. Thackeray von Anthony Trollope.“ (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag.) Das Leben von Thackeray ist bisher wenig bekannt, und so werden die Mittheilungen dieser Schrift über einen der größten Menschenkenner aller Zeiten mit sehr lebhaftem Interesse entgegengenommen werden. Die beiden anderen Schriftsteller bieten in Bezug auf ihren Charakter ein Interesse sehr entgegengesetzter Natur. Es giebt keinen Fall von sorgloserer Gutmüthigkeit und Kindlichkeit des Charakters, als ihn das Leben des Verfassers des „Laudpredigers“ darbietet: die rührende Kindlichkeit, durch welche der Held jenes Romanes so anziehend, ist auch der Grundzug seines Dichters. Und es giebt kaum einen Fall von solcher Verschlagenheit, so complicirter List und Verlogenheit bei einem hervorragenden Schriftsteller, als ihn das Leben von Defoe darbietet, welches schließlich mit jener immer noch nicht aufgeklärten Flucht aus allen seinen Verhältnissen in tiefe Verborgenheit endigt, in der er gestorben ist.

Literarische Notizen.

Nachklänge. Ausgewählte Schriften von Karl v. Gebler. (Breslau, S. Schottlaender.) Zwei Bändchen. Es ist der literarische Nachlaß eines in der Blüthe seiner Jahre gestorbenen vielversprechenden, ja bereits durch ein anerkannt gediegenes Werk: „Galileo Galilei und die römische Curie“, als tüchtiger Forscher bewährten jungen Gelehrten, den hier der tiefbetrübte Vater als ein geistiges Denkmal des geliebten Sohnes veröffentlicht. Karl v. Gebler, 1850 zu Wien geboren, Sohn eines k. k. Feldmarschalllieutenants, anfänglich selbst Militär, dann in Folge eines Lungenleidens, das er sich durch einen nächtlichen Ritt während des Winters im Dienst zugezogen, genöthigt, diesen Beruf aufzugeben

und, von den zärtlichen Eltern begleitet, in einem wärmeren Klima dauernd sich aufzuhalten, warf sich auf Geschichtsstudien, gerieth dabei speciell auf Forschungen über Galilei's Leben und Proceß, widmete sich diesen mit größtem Erfolg, aber auch mit einem so glühenden Eifer, daß er dadurch sein Brustleiden aufs äußerste verschlimmerte und, kaum mehr als achtundzwanzig Jahre alt, zum nicht geringen Theil ein Opfer seiner wissenschaftlichen Begeisterung, starb. Von seiner Specialität, den Galileistudien, sind auch in diese Sammlung einige werthvolle Abfälle übergegangen, ein Aufsatz: „Ist Galilei gefoltert worden?“ (Gebler verneint dies) und ein zweiter: „Auf den Spuren Galilei's“, der

sich vorzugsweise mit den Localitäten beschäftigt, wo Galilei gewirkt hat. Andere hier mitgetheilte Aufsätze behandeln den italienischen Dichter Alessandro Manzoni, die Jungfrau von Orleans, Karl XII. von Schweden, den Tiroler Aufstand von 1809. Ferner hat der Verstorbene sich der Mühe unterzogen, die vielen „historischen Citate“ (z. B. das *vae victis, alea jacta est, tout est perdu sauf l'honneur* u. s. w.) auf ihre wirkliche geschichtliche Wahrheit zu prüfen, wobei denn die meisten vor diesem strengen Tribunal sich nicht stichhaltig erweisen. Auch eine Art Novelle von düsterer Färbung: „Im Kerker“, wird mitgetheilt; endlich eine Arbeit von fremder Hand (von Gebler wohl nur übersetzt): „Das Glück im Kriege“, eine von einem französischen Militär in der Akademie der Wissenschaften vorgetragene Denkschrift. Das Bedeutendste in diesem ganzen Nachlaß sind unstreitig die beiden Aufsätze über Galilei.

Die Moralischen Wochenschriften des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte von Dr. Ernst Milberg. (Weissen, Louis Mosche.) Die zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach dem Vorgange der Engländer entstandenen „Moralischen Wochenschriften“ sind von der deutschen Literaturgeschichte lange Zeit ziemlich wegwerfend behandelt, wo nicht ganz ignoriert worden. Erst einige der neuesten Literatur- und Culturgeschichtschreiber, besonders Hettner in seiner „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ und Biedermann in seinem „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“ haben anerkannt, daß diese Moralischen Wochenschriften einen nicht geringen, wenn auch nicht gerade literarischen, so doch allgemein culturellen Werth hatten durch den Einfluß, den sie auf die Verbesserung der sittlichen und geselligen Zustände, zum Theil auch des Geschmacks der Deutschen übten. Der Verfasser obengenannter Broschüre hat nun eben diese Wirksamkeit der Moralischen Wochenschriften zum Gegenstande einer eingehenden monographischen Darstellung

und Kritik gemacht. Auf der königl. Bibliothek zu Dresden fand er eine reiche Sammlung solcher Wochenschriften vor. Er theilt die ganze, überaus große Masse derselben in zwei Hauptgruppen, wovon die erste („Patriot“, „Discurse der Maler“, „Bemühtige Tadelrinnen“) diesen Literaturzweig in einem gewissen frischen Anlauf und Aufschwung, wenn auch immer in einer kaum verhehlten Abhängigkeit von den englischen Mustern (Spectator u. s. w.) vertritt, die andere dagegen den Verfall dieser Gattung, ihr Sichverlieren in die Breite documentirt. Es werden sodann die hauptsächlichsten Richtungen, in denen die Moralischen Wochenschriften auf den Geist des Volkes zu wirken suchten und auch, wie nachgewiesen wird, vielfach nützlich wirkten, einzeln durchgegangen: ihre Bestrebungen für Verbesserung der Erziehung, des Familienlebens, der Geselligkeit u. s. w. Das Schriftchen ist ein ganz schätzbare Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte jener Zeit.

* * *

Vom Geslade der Cyclopen und Sirenen. Reisebriefe von W. Rossmann. Zweite Auflage. (Leipzig, Wilhelm Grunow.) Das Buch eines gründlichen Kenners der alten Schriftsteller und der alten Kunst, welches Niemand ungelesen lassen darf, der Süditalien aufsucht.

Reisebriefe eines Diplomaten. Von Charikles. (Bismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.) Diese Briefe enthalten sehr gute Darstellungen orientalischer Verhältnisse, zu denen der Verfasser nicht bloß durch flüchtigen Besuch, sondern durch langen Aufenthalt in bedeutender diplomatischer Stellung befähigt war.

Beobachtung der Sterne sonst und jetzt. Von Norman Lockyer. Uebersetzt von G. Siebert. (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.) Ein außerordentlich unterrichtendes Buch, das, unterstützt von Abbildungen, ein anschauliches Bild der bedeutenden Hülfsmittel giebt, denen die Astronomie einen Theil ihrer großen Erfolge verdankt.

